Reiſen und Abentheuer der Brüder Robinſons.

Zur Unterhaltung für allerley Leſer.

Auf Koſten des Herausgebers,
und Bern
in Commißion bey der typographiſchen Geſellſchaft.

1791.

Vorbericht.

Dem lesenden Publikum wird vielleicht durch diese Zusammentragung einiger der merkwürdigsten Wanderer, ein angenehmer Dienst erwiesen, da solche Erzählungen mehr als sentimentale und romanhafte Lektür rühren, und dem Geschmack aller Leser von gesundem Kopfe Unterhaltung und Belehrung anbieten. Der Zweck gieng aber vorzüglich dahin, durch diese Herausgabe dem Handwerksmann und gemeinen Arbeiter in seinen Ruhestunden etwas zum angenehmen Zeitvertreib anzubieten, und alle Temperamente finden in solchen Unglücksfällen und wunderbaren Ereignissen etwas, das sie leicht Zufriedenheit mit ihrem Zustande lehrt. Also glaubte ich, die Arbeit sey nicht ganz verdienstlos; da ich aber keinen Verleger dazu finden konnte, so habe ich auch selbst die Kosten dazu hergeschossen; und überlasse es nun der Moralität eines jeden, ob er mir für diese Unternehmung Dank oder Schmach geben will. Ein Theil des Vergnügens bey dieser Herausgabe, genoß ich schon bey dem Vorlesen in gesellschaftlichen Zusammenkünften; wo dieses Buch von vielen meiner Bekannten mit Begierde erwartet wird. — Da der

Druck auf etwa 40 Meilen von mir entfernt, veranstaltet wird, (da es im Reich gedrukt worden) so kann ich auch für die gewiß mancherley Druckfehler nicht stehen. Es soll aber wo möglich noch ein Blatt Berichtigungen beygefügt werden, sobald ich die Aushängebogen zu Gesichte bekomme.

Lausanne den 10ten März 1791.

August Friedrich Mayer.

Für unsre Leser wird folgende kurze Uebersicht der Seefahrer in alten Zeiten, zur schiklichen Einleitung in die seltsamen Kreuzzüge unsrer Abentheurer dienen können, Man siehet hier, wie die Menschen schon in den ältesten Zeiten auf Abentheuer ausgiengen, und allen Gefahren trotzten, wo Neugierde und der Trieb nach Entdeckungen sie anspornte. — Auch kommen in dem folgenden Aufsatze einige Bemerkungen über die Schifferey vor, die Stellen unsres Buches erläutern, und verständlicher machen.

"Keine Wissenschaft oder Kunst zeigt die Grösse des menschlichen Geistes in einem so glänzenden Lichte, als die Schiffahrt; und die Welt hat dem Seereiser einen grossen Theil der vornehmsten Kenntnisse zu verdanken. Wie viele Pflanzen, Früchte und andre Nahrungsmittel, die wir in unserm Europa vergeblich suchten, fanden wir in fremden Welttheilen. Nach den ältesten Schriftstellern waren die ersten Schiffe, von denen man

Nachricht hatte, bloß zusammengefügte Bäume, unsern Flossen nicht unähnlich, nur daß der Rand derselben ein wenig erhöhet war.

Die Phönicier waren die ersten, die sich einer Art Schiffe bedienten, die bey den Alten unter dem Namen der langen Schiffe bekannt waren. Die Form dieser Fahrzeuge war so beschaffen, daß man die Deke derselben nach Gefallen wegnehmen, ja sogar alle Theile des Schiffes auseinanderlegen, und zu Lande fortbringen konnte. Da die Künste nachher höher gestiegen, baueten man Schiffe, die in der Mitte breit, und an beyden Enden zugespitzt waren, damit sie desto leichter regiert werden, und die Wellen durchschneiden konnten. Man hatte zweyruderige auch dreyruderige Schiffe; so ruderten sie mit ihren Schiffen in dem mittelländischen Meer von einer Insul zur andern. Sie legten auf diesen Inseln kleine Pflanzstädte an, und brachten die Früchte oder andre Dinge, welche sie auf denselben antrafen, nach ihrem Lande, wo sie diese gegen andre Sachen vertauschten und wieder in andre Länder führten. Viele reiche Städte bekamen von ihnen alles, was zur Vermehrung der Pracht dienen konnte. Es wurden nach und nach die künstlichsten Arbeiten in Kupfer, Gold und Silber, ferner allerhand Zeuge, Farben, u. s. w. erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht, wodurch der Handel sich immer mehr verbreitete.

Dieses fleißige Volk legte sich auch auf die Sternkunde, und lernte sich derselben bey ihrer Schif-

farth mit Vortheil zu bedienen. Hierdurch wurden sie kühner und glücklicher bey ihren Seereisen. Von allen Gestirnen aber beobachteten sie keins mit solcher Sorgfalt als dasjenige, das aus sieben sehr glänzenden Sternen besteht, einen grossen Raum am Firmament einnimmt, und bey uns unter dem Namen des grossen Bärs gekannt ist. Das Volk, welches wahrnahm, daß dieses Gestirn bald hoch bald niedrig, bald von der Seite stand, und beständig einerley Richtung und Bewegung hielt, nennte es bereits in den ältesten Zeiten das Rad oder den Wagen. Die phönicischen Steuerleute aber, die sich allezeit gegen dasselbe wandten, um ihre Maßregeln darnach zu nehmen, nannten es die Richtschnur.

Die kühnsten Seefahrer alter Zeit, die Phönicier, beschifften endlich nicht nur das mittelländische Meer, sondern trieben auch ihre Handlung durch den arabischen Meerbusen nach den Küsten von Afrika und Asien. Durch diese ausgebreitete Reisen erhielt die Erdkenntniß eine neue Gestalt; die Völker wurden mit einander bekannt, sie theilten unter sich die Produkte ihrer Länder, und leisteten sich wechselsweise Hülfe.

Aus Spanien erhielt damals die Handlung das meiste Geld. Aus Arabien zog man Gewürze. Griechenland lieferte Hirsch- Löwen- und Panterfelle, wie auch Elephantenzähne; Egypten hatte Wein, Marmor und Salbenstein im Ueberfluß. So handelten die Phönicier mit allen Völkern, und ihre

Schiffahrt gieng durch alle Theile der damals bekannten Welt.

Die erste Kriegsflotte, von welcher die Geschichte redet, ist die Flotte der Königin Semiramis, womit sie nach Indien zog. Man rechnete die Anzahl der Schiffe auf viertausend. Obgleich diese Flotte grosse Eroberungen machte, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß sie aus sehr schwachen und schlecht gebauten Fahrzeugen bestund. Sie waren sehr flach, wodurch sie ganz nahe an den Ufern fortschwimmen, und in jedem Augenblick landen konnten, wenn das Meer stürmisch oder der Wind stark wurde. Da sie sehr leicht waren, so konnte man sie auch zu Lande transportiren.

Die Griechen lernten die Seefahrt von den Phöniciern; so sehr aber auch Griechenland sich in allem hervorthat, so breitete es doch seinen Handel nicht sehr aus. Pitheas aus Marseille beschiffte zuerst das nordische Meer gegen Island, er glaubte, daß man in diesem Klima in einer beständigen Dunkelheit wohne. Auf dieser Reise machte Pitheas wichtige astronomische Entdeckungen. Die Alten baueten fast niemals hohe Schiffe, wie die unsrigen, daher ihre Seereisen auch viel gefährlicher wie heut zu Tage waren. Sie hatten zwar ungeheuer grosse Schiffe, aber sie waren sehr schlecht eingerichtet um grossen Stürmen zu widerstehn, oder lange Reisen zu thun. Maximinius von Tyrus erwehnt eines Schiffes, auf welchem sich ein König von Phönicien einschifte, um nach Troja zu gehn. Dieses war, wenn wir

diesem Schriftsteller Glauben beymessen, ein prächtig verzierter schwimmender Pallast, nebst dazu gehörigen Obst- und Lustgärten. Ptolomäus, König von Egypten, ließ ein Schiff bauen, das zweyhundert und achtzig Ellen lang, dreyßig breit und vierzig hoch war; das Innere hatte zwölf Stockwerke, es befanden sich darinn vierzig Ruderbänke, die mit dreytausend Rudern besezt waren. Ausserdem waren noch vierhundert Matrosen und dreytausend Soldaten auf demselben. Auf dem Hintertheile dieses Schiffes sahe man einen Tempel mit elfenbeinenen Säulen Die Segeltücher waren von einem kostbaren Zeuge mit Gold gestikt, und auf beyden Seiten dieses ungeheuren Gebäudes waren Bäume gesezt, die Alleen formirten. Hiero, König von Syrakus, befahl ein ähnliches Schiff zu bauen, der Künstler volizog den Auftrag, und übertraf noch jenes sowohl an Pracht, als besserer Bauart. Doch konnte man selten die See mit befahren.

Diese Thorheit, überaus grosse und folglich unnütze Schiffe zu bauen, wurde in den folgenden Zeiten nachgeahmt. Im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts schiffte sich ein Theil der französischen Kreuzfahrer, auf einem Schiffe ein, das wegen seiner erstaunlichen Grösse die Welt genannt wurde. Heinrich VIII. und Franz I. Könige von England und Frankreich, beeiferten sich, sowohl in ihren Seekriegen, als auch bey den Festen, die sie nach der Aussöhnung sich einander gaben, ungeheure

Schiffe zu zeigen. Das Hauptschiff Franz I. verbrannte durch die Unvorsichtigkeit der königlichen Köche, die eine grosse Mahlzeit darauf zurichten sollten. Jakob IV. König von Schottland, hatte den nemlichen Ehrgeiz. Seine Schiffe waren von drey Etagen, und mit einer zahlreichen Artillerie besetzt. In einem Gefecht, das sie unter einander hatten, giengen sie größtentheils zu Grunde. Bey dieser Gelegenheit ertrunken einige tausend Mann, und mehr als zweytausend Kanonen waren verlohren. Diese unglüklichen Vorfälle lehrten endlich die sehr grossen Schiffe eine Zeitlang ausser Mode zu bringen, bis sie im siebenzehnten Jahrhundert wieder hervorkamen, doch man hatte gelernt, sie besser zu bauen, zu bewafnen und zu regieren.

Das Schiff der **Buccentaur** zu Venedig, ist ein noch vorhandenes Denkmal der sehr grossen alten Fahrzeuge, allein bey dem geringsten Winde zu Seefahrten sind sie ganz unbrauchbar. Die Venetianer und Genueser waren die einzigen Nationen, die durch den Gewinnst angelokt, sich in der Schiffahrt recht geschikt machten, aber dennoch unterstanden sie sich lange nicht, weite Reisen zu thun. — Sie begnügten sich die Küsten des schwarzen Meers von Syrien und Egypten zu beschiffen, bis der Gebrauch des Compasses, den man zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts kennen lernte, die größten Seereisen möglich machte. Indessen geschah es erst im Anfang des fünfzehnten, daß die

Portugiesen dergleichen unternahmen. Hierzu waren höhere und dauerhaftere Schiffe nöthig, als diejenigen, deren man sich bisher bedient hatte. Zum Glück für die Portugiesen legte sich ein junger Prinz mit Eifer auf die Wissenschaften, und zeigte eine grosse Begierde, Versuche und Entdekkungen zu machen. Er schikte Seefahrer aus, Afrika zu untersuchen, und die unbekannten Vorgebirge zu beschiffen; andre wurden abgeschikt, sich der kanarischen Inseln zu bemächtigen, und Colonien anzulegen. So gründeten die Portugiesen viele Etablissements in den entferntesten Ländern, und entdekten unzählige Inseln. Sie fiengen an, Eroberungen zu machen, und allenthalben Handel zu treiben.

Die Begierde zu neuen Entdeckungen erstarb nicht mit dem Prinzen Heinrich; die Portugiesen machten in diesem fünfzehnten Jahrhundert beständig neue Entdeckungen und Eroberungen. Im Jahr 1486. lernten sie das Vorgebürge der guten Hoffnung kennen; bald nachher umsegelte es Vasco de Gamo, und erfand einen leichten Weg nach Indien zu kommen. Hierdurch wurden die Portugiesen die vornehmste handelnde Nation, und die fürchterlichste Seemacht in der Welt. Die Bauart ihrer Schiffe war sehr gut, und sie wußten sie ganz anders zu bewafnen, als es ehedem gebräuchlich war. Man sahe mit Bewunderung, wie sie Geschütz und alle Arten von Kriegstruppen einige tausend Meilen weit transportirten. Am Ende

des fünfzehnten Jahrhunderts entdekten die Spanier unter Anführung des Colombus Amerika. Und einige Jahre nachher Amerikus Vespucius unter portugiesischer Flagge das weite Land. Portugiesen und Spanier beeiferten sich um die Wette, im sechszehnten Jahrhundert neue Entdeckungen und Eroberungen zu machen. Die Engländer und Franzosen fiengen an, Theil daran zu nehmen, daher die Kunst Schiffe zu bauen, zu regieren und darauf zu fechten, sehr vervollkommnet wurde. Seit dieser Zeit kamen die Benennungen auf, ein Schiff vom ersten, zweyten, dritten und vierten Rang, worauf vierzig, sechszig, achtzig bis hundert Kanonen gehören. Jetzt sieht man auch drey- biß viermastige Schiffe, da man vorher nur zweymastige kannte.

Die Fahrzeuge mit Rudern waren ehemals allenthalben die gebräuchlichsten, jetzt werden sie bloß noch im mittelländischen Meer und zu ganz kleinen Seereisen gebraucht. Im sechszehnten Jahrhundert kannte man noch nicht den Namen Fregatte; anfangs gab man ihn kleinen Schiffen, die theils Segel, theils Ruder führten, nachher aber wurden von den Engländern eine gewisse Art Kriegsschiffe so benannt, die bey Seefahrten den niedrigsten Rang haben. Im sechszehnten Jahrhundert waren die Brigantinen noch sehr gebräuchlich, besonders bedienten sich die Seeräuber des mittelländischen Meers derselben, da sie zum abordiren sehr tauglich waren. Ein ander noch

jetzo gewöhnliches Fahrzeug sind die **Barken**, deren Benennung von der Stadt Barka in Afrika herkommen soll, die nahe bey Carthago lag, einen grossen Handel trieb, und vorzüglich die Transporte dieses mächtigen Staats besorgte. Die **Galeassen** sind grosse Schiffe, die beydes Ruder und Segel haben; ehemals wurden sie in der mittelländischen See stark gebraucht, allein jetzo siehet man deren nirgends als zu Venedig.

Die Schiffe, mit welchen die Portugiesen und Spanier anfänglich ihre Waaren nach Indien und Amerika führten, und andre von da zurückbrachten, hiessen **Caravellen**, und waren hoch, rund, leicht und gute Segler. Die Spanier bauten nachher **Gallionen**, die noch von grösserer Form sind, und worauf sie ihre amerikanische Reichthümmer nach Europa brachten. Jetzo werden hierzu gewöhnliche Kriegsschiffe gebraucht, von denen ein Theil die kostbaren Waaren an Bord hat, und die andre sie escortirt. Diejenigen die das Silber führen, haben den Namen **Gallionen**. Die Bombardier-Gallioten wurden erst im vorigen Jahrhundert in Frankreich erfunden, man bediente sich derselben das erstemal, die Raubnester zu bombardiren. Die Erfindung der **Brander** oder Feuerschiffe ist sehr alt. Die Jachten und Paketbote wurden erst im vorigen Jahrhundert, und die Schebeken und Sperenaden noch später erfunden. Diese leztern sind eine besondere Art leichter Fahrzeuge, deren man sich in Italien, Sicilien und

Malta bedient. Die türkischen Kauffartheyschiffe nennt man Saiken, die zwey auch drey Masten haben, aber äusserst schlecht gebaut sind.

Die Alten, selbst zur Zeit des Plinius, bemühten sich sehr, Mittel auszufinden, das Seewasser trinkbar zu machen. Dieses Geheimniß hat man in unsern Tagen erfunden, und wird auf vielen englischen Schiffen mit Nutzen gebraucht. Ein andrer sehr neuer Gebrauch, der grosse Vortheile verschaft, sind die Schifs-Backöfen, die man auf allen grossen Schiffen findet, so daß durch diese Bequemlichkeit man mitten auf dem Weltmeere täglich frisches Brod haben kann. Ehemals bediente man sich blos des Schiffs-Biscuits, der auch bey einigen Nationen noch jetzo den gemeinen Seeleuten auf grossen Schiffen gegeben wird. Unter den neuesten Erfindungen zum Vortheil der Schifahrt, gehören auch Uhren die Meereslänge zu berechnen. Die Prämien von 20,000 Louisd'ors, die die englische Regierung auf diese nutzbare Erfindung setzte, veranlaßte sinnreiche Künstler, hieran ihre Fähigkeiten zu üben, worauf der Engländer Harrison, durch seine erfundene Uhr, diesen hohen Preis erhielt, und die Ehre davon trug, da wahrscheinlich beydes einem deutschen Uhrenmacher, Namens Thiele, aus Bremen, zu Theil worden wäre, wenn dieser geschikte Künstler seine Uhr vor der Bezahlung der Prämien in England vorgezeigt hätte, da sie selbst nach dem Urtheil der Engländer sinnreicher und zweckmäßiger als Har-

risons Werk war, das noch unzureichender ist, den verlangten Nutzen zu verschaffen.

Der Gebrauch, den Schiffen Namen zu geben, ist aus dem höchsten Alterthum, und dieser Name wurde gewöhnlich mit Ceremonien ertheilt. Die heutigen Seeleute haben diese Gewohnheit beybehalten, und wird diese Ceremonie, die Taufe genennt. Im sechszehnten Jahrhundert war es sehr selten, daß man hiezu andre Namen als die eines Heiligen gebrauchte. Indessen sind zwey Ausnahmen davon merkwürdig, da sie Schiffe betreffen, die in der Geschichte der Schiffahrt Epoche machten. Ferdinand Magellan, ein Portugiese, reiste auf Befehl Kaisers Carl V. 1519. am Bord des Schiffes, der Siegreiche genannt, von Sevilla ab, um einen neuen Weg nach dem östlichen Asien zu suchen; er fand ihn auch, starb aber unterweges; sein Schiff hingegen machte die Reise um die Welt, und kam nach einer dreyjährigen Abwesenheit glüklich nach Sevilla wieder zurück. Im Jahr 1577. machte der berühmte englische Admiral Drake eine ähnliche Reise um die Welt, die er in weniger als drey Jahren vollendete. Das Schiff, worauf er sich befunden hatte, hieß der Drache, und wurde auf Befehl der Königin Elisabeth sorgfältig aufbewahrt, bis es endlich vor Alter ganz zerfallen ist.

I.

Nachricht von gewiſſen Engländern, die im Jahr 1569 eine Fahrt nach Oſtindien thaten, Schiffbruch erlitten, und auf eine unbewohnte Inſel, nah an der Küſte der unbekannten Südländer geriethen; wie Cornelius van Slötten, Kapitain eines Holländiſchen Schiffs, ihre Nachkommenſchaft im Jahr 1667 antraf, da ſie an die 10 bis 12000 Seelen war.

Der groſſe Vortheil, der auf oſtindiſchen Waaren gewonnen wurde, ermunterte im Jahr 1569 gewiße engliſche Kaufleute, einen Freybrief von der Königin Eliſabeth zu erhalten, und ſie rüſteten 4 Schiffe nach Oſtindien aus, worüber ſie einen gewiſſen Engliſh zum Factor ſetzten, der ſich den 3ten April mit ſeiner Familie zu Schiffe begab. Er hatte einen Sohn von 12, eine Tochter von 14 Jahren, 2 Dienſtmädchen, eine Negerſklavin, und George Pine, ſeinen Buchhalter bei ſich an Bord eines der beſagten Schiffe, genannt die Oſtindienhändler, von 450 Tonnen, welches mit allen Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten zur Errichtung einer Factorei beladen war. Den 14ten

May sahen sie die kanarischen, und gelangten bald nachher an das Kap der grünen Inseln, wo sie Mundvorrath einnahmen, steuerten darauf ihren Lauf Süd, und einen Strich Ost, kamen um den 1ten August zu der Insel St. Helena, nahmen frisch Wasser ein, segelten auf das Kap der guten Hofnung zu, wo sie durch Gottes Seegen wohlbehalten ankamen, ohne daß ihnen ein stürmisches oder wiedriges Jahrwetter aufgestossen wäre.

Aber es gefiel Gott, daß, wie sie St. Laurenz, eine der größten Inseln in der Welt, fast schon im Gesicht hatten, sie von einem heftigen Windsturm überfallen wurden, welcher sie von den übrigen Schiffen abtrennte, und viele Tage so gewaltig anhielt, daß sie zuletzt nicht mehr wußten, wo sie waren, und alle Hofnung zur Rettung aufgaben.

Den 1sten October, bey Tagesanbruch, als die See noch immer wallte und stürmte, entdeckten sie Land, welches ihnen hoch und felsigt vorkam, und je näher sie kamen, desto mehr nahm ihre Furcht zu, denn sie erwarteten, das Schiff würde auseinandergehen. Deswegen begaben sich der Kapitain, obgedachter English und einige andere in das lange Boot, in Hofnung, sich so zu retten, und sogleich sprangen alle Matrosen über Bord, und arbeiteten,

ihr

ihr Leben durch Schwimmen zu fristen; sind aber wahrscheinlich alle ertrunken.

Der Buchhalter Pine, die Tochter des Herrn Englisch, die beiden Dienstmädchen und die Negersklavin blieben ganz allein an Bord, und diese fünf Personen wurden wunderbar gerettet. Denn nachdem das Schiff drey oder viermal gegen den Felsen geschlagen hatte, bekam es Riße und ward leck. Sie erlangten mit großer Schwürigkeit den Bogsprit, welcher zerbrochen war, und von den Wellen in eine kleine Bucht getrieben ward, in welche ein Bach fiel, der von den Felsen umgeben und vor Winden gesichert war; so, daß sie Gelegenheit hatten zu landen, als sie beynah erschöpft waren.

Pine trug faules Holz zusammen, machte vermittelst einer Zunderbüchse, die er bey sich hatte, Feuer an, wobey sie sich trockneten. Darauf verließ er die Frauenzimmer, und suchte herum, ob er keinen von der Schiffsgesellschaft, der davon gekommen wäre, auffinden könnte; es fand sich aber niemand. Zuletzt, als es gegen Abend gieng, kam er mit allem, was er an Wrak hatte zusammen rassen können, wieder zu seinen Gefährtinnen, die über seine Abwesenheit sehr bekümmert waren, weil er allein in ihrem verlornen Zustande zu ihrer Stüze dienen konnte. Sie fürchteten, daß etwa Wilde dort

einheimisch seyn mögten, die sie antrafen, sahen aber weder Fußstapfen noch Wege. Da auch die Waldungen rund herum voll Gebüsch und dickigt waren, ward ihnen bange, von wilden Thieren beschädigt zu werden, wiewohl sie keine Zeichen davon fanden.

Hauptsächlich aber fürchteten sie, aus Mangel an Nahrung Hungers zu sterben; Gott aber hatte schon anders für sie gesorgt.

Der Schiffswrack versah sie mit vielen Nothwendigkeiten. Sie brachten einige Bruchstücke von Brettern und Blanken, Segeln und Tauen zusammen; schlugen, durch Hülfe von Stangen, Gezelte auf; zündeten Reishölzer zum Feuer an, bekleideten sich mit einigen Matrosenjaken, sezten die Negerin zur Schiltwache, und schliefen die ganze Nacht durch, da sie seit einigen Nächten ohne Schlaf geblieben waren.

Den Tag darauf, als sie ausgeschlafen hatten, der Wind still und das Wetter warm war, stiegen sie von dem Felsen auf den Sand hernieder, und fanden einen grossen Theil der Schifsladung, theils am Ufer, theils in der Nähe schwimmend. Eine ließ sich von den andern helfen, und sie zogen das Meiste ans Land, was ihnen zu schwer war, zerstückelten sie; banden die Kisten und Kasten auf,

nahmen

nahmen die Gütter heraus, und retteten alles, so, daß es ihnen weder an Kleidern, noch andern zum Haushalt nöthigen Sachen fehlte. Weil aber das Salzwasser alle Lebensmittel, ausser einer Kiste mit Zwieback verdorben hatte, so mußten sie sich eine Zeitlang mit dieser als Brod behelfen, dazu aßen sie von einem Vogel, der so groß wie ein Schwan, aber sehr schwer und fett war, und deswegen nicht fliegen konnte. Was von lebendem Geflügel auf dem Schiffe war, und sie hatten ans Land bringen können, brütete ordentlich, und diente ihnen zur grossen Hülfe. Auch fanden sie Eyer von einem Vogel, wie unsere Enten, die eine sehr nahrsame Speise waren, und es gieng ihnen nichts mehr zum Unterhalt ab. Weil sich ihre Furcht dadurch gemindert hatte, so konnten sie schon an größere Bequemlichkeiten denken. Pine baute an einer guten Stelle eine Hütte für sich und seine vier Weiber, und wurde in einer Woche mit einer Stube, groß genug für alle, fertig, schlug auch Hängbetten für sie auf.

Als sie vier Monate so gelebt, und noch nichts was sie beunruhigte, gesehen noch gehöret hatten, sahen sie wohl, daß ihr Land ein abgeschiedenes Eiland war, fern von allen bewohnten Ländern und Menschen, ja daß nicht einmal ein wildes Thier da

wäre, das ihnen Schaden zufügen konnte. Hingegen war das Land sehr angenehm, immer mit Grün bekleidet, voll schmackhafter Früchte und mannigfaltiger Vögel, immer warm und nie kälter, als in England im September, so daß es bey der Kultur, die ihm ein gebildetes Volk geben könnte, zum Paradiese werden würde. In den Wäldern wuchs eine Art Nüsse, wie grosse Aepfel, deren Kern wohlschmekend und trocken war, so daß sie ihn statt Brods brauchten. Dazu hatten sie die oberwähnten Vögel und ihre Eier, nebst einem Thier, von der Grösse einer Ziege, die zweymal jährlich, und jedesmal 2 junge brachte, und wovon die Ebnen und Wälder voll waren. Sie waren harmlos und kirre, also leicht zu fangen und zu tödten. Fische gab es auch in grosser Menge, und in der That fehlte ihnen nun nichts mehr zum Unterhalt.

Ein Jahr mochte ihr Aufenthalt auf der Insel gedauert haben, als sich alle vier Weiber schwanger befanden. Sie kamen indes zu verschiedenen Zeiten nieder, und konnten einander bey der Geburth beystehen. So gieng es jährlich eine Zeitlang fort, und die Kinder waren alle stark und gesund. Bey dem Anwuchs ihrer Familie fieng ihr Zustand an, ihnen erst recht zu gefallen. Die Wärme des Klima lud sie ein, zuweilen spazieren zu

gehen,

gehen, und sie ruhten auf Rasensitzen, von Bäumen umschattet aus. Pine machte auch Lauben für sich und seine Weiber, um während der Tagshitze darin zu schlafen, und hierinn brachten sie ihre Zeit zusammen zu, weil die Weiber nicht gern ausser seiner Gesellschaft waren.

Nachdem sie 16 Jahre so auf der Insel gelebt hatten, war die Familie schon um 47 Kinder vermehrt. Seine erste Frau brachte ihm 13. die zweite 7. seines Herrn Tochter, die seine Lieblingin gewesen zu seyn scheint, 15. und die Negerin 12. Dieß war das ganze erste Geschlecht von Sterblichen auf dieser Insel. Sobald sein erster Sohn zum Ehestand reif war, gesellte er ihm eine Gehülfin zu, und verheurathete die übrigen, sobald sie groß genug und tüchtig waren. Und damit sie sich einander nicht beschwerten, setzte er seiner Söhne Wohnungen in einiger Entfernung von der Seinigen, um, weil er alt wurde, das lustige Geschwärm junger Leute nicht um sich zu haben. Als er 60 Jahr alt geworden, und 40 auf der Insel gelebt hatte, ließ er seine ganze Familie sich versammlen, deren an Kindern, Enkeln und Urenkeln er 565 Menschen hatte. Er verheurathete die Mannsbilder eines Stamms mit den Weibern eines andern, erlaubte aber keinem, seine Schwester zu nehmen, wie anfänglich

fänglich aus Noth hatte geschehen müssen. Er hatte einige seiner Kinder lesen gelehret, und knüpfte ihnen bey dieser Gelegenheit ein, monatlich sich zu versammlen und die Bibel mit einander zu lesen. Von seinen Frauen überlebte ihn nur die Liebste, die Tochter des ertrunkenen English, und wurden an einem von ihm dazu ausersehenen Plaze begraben, so daß für ihn die Mittelstelle frey blieb. Im achtzigsten Jahre seines Lebens, oder sechzigsten seines Aufenthalts auf der Insel, rief er seine Leute zum zweytenmal zusammen, deren Zahl sich schon auf 1789 belief, unterrichtete sie von den Europäischen Sitten, legte ihnen auf, sowohl die christliche Religion als englische Sprache immer beizubehalten, und sie nie zu verändern, wenn etwa Fremde hinkämen und sie fänden; und nachdem er Gott für ihre Vermehrung und die Verbreitung der wahren Religion unter ihnen angerufen hatte, entließ er sie. Er nannte die Insel Pine's-Eiland, und das von ihm abstammende Volk die Englischen Pines; ihre Stämme unterschied er nach den Nahmen seiner Frauen, die Englischen, die Sparksen, die Trekors, und die Phills; denn die Negerin hieß Philippa.

Als er recht alt geworden war, und sein Gesicht beynahe verlohr, gab er seine Wohnung und hinterlassene Geräthe an seinen ältesten Sohn, machte

ihn zum König und Befehlshaber der übrigen, und händigte ihm die hier beschriebene Geschichte, die er selbst aufgesetzt hatte, ein, befahl ihm, sie zu verwahren, und wenn zufällig Fremde hinkommen sollten, sie ihnen zu zeigen, und sie eine Abschrift davon nehmen zu lassen, damit der Name seines Volks nicht von der Erde verloren gienge.

Im Jahr 1667 verschlug ein Ungewitter den Kapitain des Schiffs Amsterdam, Kornelius van Sloetten, einen Holländer, auf diese Insel, wo er Pine's Nachkommen fand, die ein gutes Englisch sprachen, und auf 10 bis 12000 gerechnet wurden. Die Erzählung, woraus dieser Bericht gezogen ist, erhielt der Kapitain von Pine's Enkel, und ist zu London gedruckt im Jahr 1668.

(The Town and Counlrii Magazine.)

II.

Von der Entdeckung der Insel Madera.

Vor einiger Zeit war ich in einer Gesellschaft, wo der Wirth Maderawein vorsetzte, welches zu der Frage Veranlassung gab, wo dieser Wein herkäme. Die Geschichte war mir aus der Samm-

lung der Reisebeschreibungen bekannt, und ich zweifelte nicht, daß sie es wenigstens den Gelehrten, die gegenwärtig waren, auch seyn würde. Darinn irrte ich aber. Am Ende erzählte ich sie also, und halte es nicht für überflüßig, sie hier zu wiederholen, da sie vermuthlich vielen Gesellschaften, die diesen angenehmen Wein trinken, noch immer unbekannt seyn mag, und die Sammlungen, wo man sie sonst antrift, alle sehr weitläuftig und groß sind.

Unter der Regierung des Königs Eduards III. der den englischen Thron von 1327 bis 1377 behauptete, verliebte sich ein gewißer junger Adlicher, Namens Robert a Machin, oder Machan, ein Mann von Verstand und Herzhaftigkeit, in ein junges und schönes Fräulein, die Anna d'Arset hieß, und ihm bald den Vorzug vor allen seinen Mitwerbern gab. Weil er aber nicht von so vornehmen Adel war, als sie, wollten ihre Eltern zu dieser Vereinigung ihre Einwilligung nicht geben, sondern brachten bey dem Könige eine Verordnung aus, daß Machin so lange sollte gefänglich eingehalten werden, bis das Frauenzimmer an einen andern Mann verheyrathet würde, der seine Braut gleich nach der Trauung mit sich auf seinen Sitz nach Bristol führte.

Hierauf

Hierauf erhielt Machin seine Freyheit wieder; allein aus Empfindlichkeit über die ihm angethane Beleidigung, strengte er allen seinen Witz an, sich zu rächen. Er beredete einige seiner Freunde und Verwandten, ihm beyzustehen, und führte sie dem vermählten Paare nach. Einer von ihnen schliech sich in derselben Haus, und ward als Bedienter angenommen, wodurch er Gelegenheit erhielt, das Frauenzimmer von ihres Liebhabers Unternehmen zu benachrichtigen, worein sie sich willig ergab.

Wie alles gehörig zugeschickt war, that sie, unter dem Vorwande, frische Luft zu schöpfen, eine Spazierfahrt, welches sie, Verdacht zu vermeiden, schon zuvor etlichemal gethan hatte. Sie nahm nur ihren Bedienten mit, der sie an den Fluß brachte, wo sie in ein Boot geschafft, und gleich auf ein dazu fertigliegendes Schiff gebracht wurde.

So bald Machin seinen Schatz am Borde hatte, segelte er mit seinen Gehülfen ab, den Verfolgern zu entrinnen. Er wollte nach Frankreich, aber aus Unwissenheit der Schiffahrt und wegen eines starken Windes verfehlten sie ihren Hafen, und sahen sich den folgenden Morgen in der offenen See verirrt.

In diesem elenden Zustande wurden sie, ohne

einen

einen Schiffsmann, dreyzehn Tage lang von den Wellen hin und her getrieben. Endlich entdeckten sie bey Anbruch des Tages etwas sehr nahe bey sich, das wie Land aussah. Sie erkannten es dafür bey aufgehender Sonne, und fanden es mit Bäumen bedeckt, die ihnen ganz unbekannt waren.

Nicht weniger erstaunten sie über die fremden Vögel, die vom Lande kamen, und ohne die geringste Furcht auf die Maste und das Thauwerk sich setzten.

So bald sie die Schaluppe aussetzen konnten, giengen einige von ihnen aus, die Küste zu untersuchen, und kehrten mit guten Nachrichten vom Lande, nur daß es unbewohnt wäre, zurück; worauf Machin in Begleitung seiner besten Freunde seine Geliebte ans Land führte, und die übrigen zur Besorgung des Schifs zurückließ. Das Land schien ihnen sehr angenehm, voll Thäler und Hügel zu seyn. Die erstern waren dichte voll unbekannter Bäume, und die letztern voll frischer Wasserbäche. Verschiedene wilde Thiere kamen um sie herum, ohne ihnen das geringste Leid zu drohen.

Dadurch wurden sie beherzt gemacht, tiefer ins Land zu gehen, und kamen zu einer weiten Ebene, wie eine runde Tonne, die mit Lorbeerbäumen rings umgeben, und von einem kleinen Bache gewässert war. Sie fanden auch hier auf einer Höhe einen

sehr

sehr schönen Baum, dessen Schatten sie anlockte, sich daselbst, wenigstens einige Zeit, aufzuhalten, worauf sie sich daselbst Hütten von Aesten baueten. Sie brachten da ihre Zeit sehr vergnügt zu, bewunderten die seltsamen Sachen, welche sich auf dem Lande befanden, und entdeckten es immer weiter. Aber ihr Glück dauerte nicht lange: denn drey Tage darauf trieb ein Sturm von Nordost ihr Schiff vom Anker auf die Küste von Marokko, wo es scheiterte, und alles Volk von den Mohren ins Gefängniß als Sklaven gebracht wurde.

Den Morgen darauf vermißten die auf dem Lande das Schiff, und schloßen, daß es gescheitert und untergegangen wäre. Dies neue Unglück trieb sie alle zur Verzweiflung, und war für das Frauenzimmer so empfindlich, daß es nicht lange darnach starb. Der üble Fortgang ihrer ersten Ausfahrt hatte sie niedergeschlagen, und ihr die Furcht, daß sich alles mit einem traurigen Schluße endigen würde, in die Gedanken gebracht: aber dieser letzte Zufall betäubte sie ganz und gar; so, daß sie, ohne ein Wort mehr seit dem zu reden, drey Tage darauf ihren Geist aufgab.

Dieser Verlust war für unsern Liebhaber zu groß, als daß er solchen hätte überleben können. Alles dessen ungeachtet, was seine Gehülfen thaten,

ihn zu trösten, starb er fünf Tage darnach, und bat sie, seinen Leichnam in ein Grab mit dem ihrigen zu legen, welches sie an dem Fuße eines Altars gemacht hatten, der unter vorerwähntem schönen Baume aufgerichtet war. Nach diesem setzten sie ein großes hölzernes Kreutz darauf, und unweit desselben eine Aufschrift, welche Machin selbst entworfen, und die eine kurze Nachricht von der ganzen Begebenheit nebst einer Bitte enthielt: wofern sich Christen hier niederließen, so möchten sie doch dem Heilande daselbst eine Kirche bauen.

Wie also die übrigen ihren Anführer verloren hatten; so bereiteten sie sich unverzüglich zur Abreise, und machten die Schaluppe fertig, mit der sie nach England seegeln wollten. Aber sie geriethen auf eben den Weg, den die andern waren getrieben worden, hatten eben das Schicksal, und kamen in eben das Gefängniß.

Die Gefängnisse von Marokko waren damals, wie die algierischen itzo, voll Christensklaven von allen Nationen, und darunter befand sich Johann de Morales, ein Spanier von Sevilien. Dieses war ein erfahrner Schiffsmann, der viele Jahre als Bootsmann gedient hatte; daher er sich sehr vergnügte, der Engländer Abendtheuer anzuhören, und von ihnen die Lage und Merkmaale des neuentdeckten Landes erlernte.

Allein,

Allein, obgleich auf dieſe Art Europäer nach dieſem Eylande gekommen waren, ſo waren ſie doch auch erzählter maßen nunmehro alle wieder von da vertrieben; und es war kein weiterer Nutzen von dieſer Entdekung zu erwarten. Unterdeſſen, nachdem ein Zufall dieſe Inſel bekannt gemacht hatte, ſo ward jetzt ordentlicher Fleiß darauf gewandt, dieſer Bekanntmachung weiter nachzuforſchen, und zwar auf folgende Art.

Den 15ten März 1416 ſtarb in Caſtilien Don Sanchio, der jüngſte Sohn des Königs Ferdinand von Arragonien, und hinterließ, vermöge ſeines Teſtaments, eine große Summe Geldes, caſtilianiſche Chriſtenſklaven in Marokko loszukaufen. Eine Fuſte, welche dieſerwegen aus Spanien geſchickt worden, befand ſich auf dem Rückwege mit vielen Losgekauften, unter denen auch obgedachter Johann de Morales war, gleich zwiſchen Afrika und Tariffe, wie der portugieſiſche Admiral Johann Gonſalvo die Engen durchkreutzte, um auf die afrikaniſchen Küſten zu kommen. Die Kronen Portugal und Kaſtilien waren damals in einem kleinen Mißverſtändniſſe, obwohl in keinem öffentlichen Kriege. Unterdeſſen nahm Gonſalvo die caſtiliſche Fuſte weg; als er aber fand, was für Ladung darauf war, ſo ließ er ſie in Betrachtung ihres Elendes und ſeines

nes Königes Gnaden alle frey, bis auf den de Morales, den er für einen erfahrnen und geschickten Seemann erkannte, und daher glaubte, solcher würde ein angenehmes Geschenk für den portugiesischen Prinzen Heinrich seyn, der eben jetzt keine Mühe und Kosten sparete, unbekannte Länder zu entdecken. Wie de Morales erfuhr, warum man ihn zurück behielte: so erboth er sich selbst, dem Infanten zu dienen, und setzte hinzu, er zweifelte nicht, es würden von ihm des Prinzen Absichten können erhalten werden. Darauf berichtete er dem Gonsalvo die neue Entdekung des Eylandes, und bekräftigte solche mit der Geschichte der obigen Verliebten.

Auf diese Nachricht lenkte sich Gonsalvo alsobald nach dem Hafen von Terca, Nabal, in dem Königreiche Algarbien, wo sich der Prinz Heinrich aufhielt, und setzte alle Segel aus, um ihm diese angenehme Bothschaft aufs eiligste zu überbringen. Der Prinz beschloß auch gleich, den Gonsalvo und Johan de Morales nach Lisabon zu senden, um diese Sache dem Könige, seinem Vetter, vorzustellen, und die fernere Entdeckung in Vorschlag zu bringen.

Einige Feinde des Prinzen am Hofe thaten anfänglich Widerspruch, und er begab sich selbst nach Hofe, wie er davon durch den Gonsalvo Nachricht

erhielt.

erhielt. Bey seiner Ankunft verschwanden alle Schwierigkeiten, und man grief die Unternehmung im Anfange des Brachmonats dieses Jahres an. In dieser Absicht ward ein mit Mannschaft und andern Nothwendigkeiten wohl versehenes Schiff ausgeschickt, in Begleitung einer Schaluppe, die nach Art dieser Zeiten mit Rudern fortgetrieben ward. Der oberste Befehlshaber dieser kleinen Flotte war Gonsalvo.

Unterwegens liefen sie zu Puerto Santo ein, wo unter den Portugiesen, die Gonsalvo zwey Jahre zuvor daselbst gelassen hatte, die gemeine Rede gieng, daß gegen Nordost der Insel, die sie entdecken sollten, beständig eine dicke Finsterniß über der See läge, und sich bis auf den Himmel hinauf erstreckte. Sie verringere sich nie; sondern scheine durch ein starkes Geräusch, (das von einer natürlichen Ursache herkommen möchte,) welches man bisweilen zu Puerto Santo hörte, wie bewacht. Weil man damals aus Mangel des Astrolabii und anderer seitdem erfundenen Instrumente, sich nicht weit vom Lande wagte; so hielt man es für unmöglich, ohne ein Wunderwerk von da zurück zu kommen, nachdem man das Land aus dem Gesichte verloren. Diese Unwissenheit gab Gelegenheit, daß es einige einen bodenlosen Abgrund, andere nach der

Meinung etlicher einfältigen furchtſamen Gottesgelehrten, den Mund der Hölle nannten. Die Geſchichtſchreiber thaten ſchlechtweg den Ausſpruch, es ſey die alte Inſel Cipango, die von der Vorſicht auf eine geheimnißvolle Art verborgen würde. Dahin hatten ſich, wie ſie glaubten, die ſpaniſchen und portugieſiſchen Biſchöfe und andere Chriſten, vor der Unterdrückung der Mohren und Saracenen geflüchtet, und es war ein groſſes Verbrechen, dieſem Geheimniſſe nachzugrübeln, weil es Gott nicht gefallen hatte, ſolches durch die Zeichen, die nach dem Berichte der alten Propheten, die von dieſem Wunder reden, vor der Entdeckung vorhergehen ſollten, zu offenbaren.

Indeß hatte Gonſalvo eine kurze und glückliche Fahrt nach Puerto Santo, und ſah von dar, ſowohl als die Eyländer, dieſen furchtbaren Schatten, den gleichwol Johann de Morales beym erſten Anblicke für ein ſicheres Zeichen des geſuchten Landes erkannte. Dieſem ungeachtet ward in einem großen Rath beſchloſſen, hier zu verziehen, bis man ſähe, was der Mondwechſel für eine Wirkung dabey hätte. Da ſie keine Veränderung bemerkten, fielen ſie alle in Furcht, und das ganze Unternehmen wäre liegen geblieben, wo nicht De Morales feſt auf ſeiner Meinung beſtanden wäre, und darauf

beharret

beharret hätte, daß der Nachricht, die er von den Engländern erhalten, und dem Laufe, den sie genommen, gemäß, das verborgene Land nicht weit seyn könne. Er unterstützte seine Meinung bey dem Gonsalvo mit der Anmerkung, daß das Land daselbst stets durch hohe und dicke Bäume beschattet werde, daher sich nothwendig Dünste erheben, und gegen den Himmel ausbreiten müßten, von welchen die dicke Wolke entstünde, die sie so erschreckte.

Nach vielem Streiten drangen endlich diese Gründe bey dem Schiffshauptmanne durch, der mehr Herz, als die übrigen hatte; und er gieng einen Morgen früh in die See, ohne jemanden, als dem De Morales, sein Vorhaben zu entdecken. Um die völlige Entdeckung bey Tageslicht zu machen, setzte er alle Segel aus, und richtete das Vordertheil des Schiffes gerade auf die dunkle Wolke. Gonsalvos Verwegenheit machte die andern nur zaghafter: denn der Nebel erschien immer höher und dicker, je weiter sie fortrückten, so daß er zuletzt recht schrecklich anzusehen war. Um Mittag hörten sie das Geräusch der See, welches den ganzen Horizont erfüllete. Diese neue eingebildete Gefahr verursachte, daß sie alle schrien und den Hauptmann innständigst bathen, seinen Lauf zu ändern,

dern, und ihr Leben zu retten. Darauf hielt er eine Rede voll tüchtiger Gründe an sie, welche sie von ihrer Furcht gänzlich befreyte, und ihm zu gehorchen willig machte. Weil es Windstille war, und die See sehr heftig strich; so ließ Gonsalvo das Schiff durch zwo Schaluppen längst der Wolke schleppen. Das Geräusch der See diente ihnen zum Merkmal, und nachdem es sich vermehrte oder verminderte, nähertea sie sich oder entfernten sich davon.

Nach und nach ward die Wolke kleiner, und auf der Ostseite schwächer, aber die Wellen rauschten beständig aufs schrecklichste, und endlich sahen sie durch den Nebel etwas, das schwärzer war, als derselbe, ob sie solches wohl wegen der allzugroßen Entfernung nicht deutlich erkennen konnten. Gleichwohl versicherten einige, sie sähen erstaunliche Riesen, und das waren nachgehends die Felsen am Ufer. Zu einem sichern Merkmale, daß sie sich nahe beym Lande befänden, schien die See heller, und die Wellen giengen schwächer, und zu ihrer grossen Freude sahen sie selbiges bald darauf vollkommen, da sie es am wenigsten vermutheten. Das erste, was sie erblickten, war eine kleine Spitze, die Gonsalvo St. Lorenzspitze nannte. Sie seegelten vorbey, und fanden Land, welches sich südwärts erhob, und

die

die Wolke verschwand dazumal, und entdeckte ihnen eine weite Aussicht die Berge hinauf.

Es wurden einige in der Schaluppe ausgeschickt, die Küste zu untersuchen, und sie kamen gleich zu einer Bay, wie ihnen die Engländer beschrieben hatten; sie landeten, und fanden da die Begräbniße und alle andere angegebene Merkmale. Mit dieser Nachricht kehrten sie zum Gonsalvo zurück, der den Platz gleich im Namen des Königes und Infanten in Besitz nahm, und einen Altar bey dem Altar der englischen Verliebten aufbauete.

Darauf sahen sie sich im Lande um, ob Menschen oder Vieh da wären, fanden aber nichts, als mancherlei Vögel, die sich ohne Mühe mit den Händen fangen ließen. Nach diesem ward beschlossen, das Ufer ein wenig mit der Schaluppe zu untersuchen. Sie schifften bey einem Vorgebirge westwärts vorbey, und fanden einen Platz, wo vier schöne Flüße in die See fielen, von welchem Wasser Gonsalvo etliche Flaschen füllete, sie dem Prinzen Heinrich zu bringen.

Wie sie weiter an der Küste fortrückten, kamen sie an ein Thal, das ein Fluß durchschnitt, und nachgehends zu einem andern voll Bäume, von denen einige umgefallen waren. Der Hauptmann ließ daselbst ein Kreuz aufrichten, und nannte den

Ort Santa Creuz. Nicht weit davon kamen sie an ein Stück Land, das weiter als das übrige ins Meer gieng, und trafen da eine Menge Krähen an; daher sie es Punta dos Galhos nannten, welchen Namen es auch noch jetzo führet.

Nachdem sich der Hauptmann noch weiter hier umgesehen, so kehrte er endlich mit seinem Schiffe zurück, und versah sich mit Wasser, Holz, Vögeln und Gewächsen von der Insel in der Absicht, solche dem Infanten zu bringen. Er kam ohne Verlust eines einzigen Mannes am Ende des Augusts 1420 zu Lißabon an. Man bestimmte ihm einen Tag zur Audienz, da er Nachricht von seiner Reise abstattete; und der König nannte das Eyland von der Menge allerley vortreflichen Holzes, welches sich darauf befand, Madera, welchen es jetzt noch führt, und im 32sten Grade nördlicher Breite liegt.

III.

Die Schicksale eines Gefangenen unter den Indianern von Nordamerika.

Robert Eastburn tratt im Anfange des Frühlings, im Jahr 1756, nebst ungefehr dreyßig andern Handelsleuten, seinen Weg nach Philadelphia nach Oswego an. Den 28ten Merz kamen

sie

ſie nach dem Fort Capitain Williams, wo ſie dieſe Nacht zu bleiben gedachten; da ihnen aber der Hauptmann Williams ſagte, daß nicht Raum genug für ſie alle wäre, hielten ſie ſich die Nacht über in einem Gebäude auf, das nicht weit vom Fort lag, und das indiſche Haus hies. Um zehen Uhr des folgenden Morgens, als Eaſtburn noch im indiſchen Hauſe war, entſtand ein Lerm, den ein Neger machte, der die Straße hinabgelaufen kam, und ſchrie, daß verſchiedene Engländer von dem Feinde, der weiter heran käme, wären aufgehoben worden. Eaſtburn, der ſich in dem indiſchen Hauſe nicht für ſicher hielt, vereinigte ſich mit einer kleinen Mannſchaft, die aus einem Sergeanten und zwölf Leuten beſtand, und die der Hauptmann Williams abſchickte, zu erfahren, ob die Nachricht des Negers wahr wäre. Sie waren zuſammen kaum eine (engliſche) Viertelmeile gegangen, als ſie den Knall einer Flinte, und gleich darauf das Geſchrey eines ſterbenden Menſchen hörten. So bald die erſte Beſtürzung vorüber war, gieng er weiter, den Feind zu entdecken, den er zwar bald gewahr wurde, aber zu gut bereitet fand, als daß er ſich mit demſelben einlaſſen konnte. In dieſen Umſtänden einer gegenwärtigen Gefahr ſtellte er ſich hinter einen groſſen Fichtenbaum, den er nicht weit davon bemerkte, und

da die Feinde seine Parthei ansichtig wurden, feuerte er sein Gewehr unter sie loß, wodurch einer verwundet und der andere getödtet ward, zugleich feyerte auch seine Parthey. Weil aber diese fand, daß es unmöglich sey gegen eine so grosse Menge Stand zu halten; so zog sie sich gleich nach gethanen Schüssen zurück, und da Eastburn's Stellung hinter dem Baum es ihm unmöglich machte, sich mit ihr zu vereinigen, so mußte er sich auf einem andern Wege davon machen.

Als einige Indianer gewahr wurden, daß er weg war, folgten sie seinen Fußstapfen in dem leichten Schnee, er würde aber doch aller Wahrscheinlichkeit nach davon gekommen seyn, wenn er nicht unglücklicher Weise in einen tiefen Sumpf gefallen wäre, wo er bald entdekt und umringt war.

Er war bald herausgezogen, und nach dem Heere zurück geschleppt, wo man ihm sogleich alle Kleider auszog, und ihm bloß ein flanelnes Futterhemde ohne Aermel ließ; man schlug ihm einen Strick um den Hals, die Arme wurden ihm auf den Rücken gebunden, und um seinen Leib ein Band befestigt, eine schwere Last ihm auf den Rücken geladen, und in diesem Zustande gab ihm einer von den Wilden einen derben Schlag auf den Kopf, und trieb ihn darauf in den Wäldern vor sich her.

Es geſelleten ſich bald darauf achtzehen Unglückliche zu ihm, die ebenfalls von dieſer Parthey, die etwann aus hundert Mann beſtand, waren zu Gefangenen gemacht worden. Die Wilden ſetzten ihren Weg nach Williams-Fort nicht weiter fort, weil Eaſtburn, den ſie wegen deſſen Stärke befragten, ihnen ſolche Antwort gab, die ihnen den Muth benahm, etwas zu verſuchen. Sie beſchloſſen aber, ein anders Fort anzugreifen, das Bull's Fort heißt, und an der Spitze des Woodiſchen Meerbuſens ligt. Sie kamen damit bald zu Stande und brachten alles um, was ſie fanden, ſo daß nur fünf Menſchen davon kamen.

Nach dieſer That zogen ſie ſich in den Wäldern zurück, und ſtieſſen zu ihrem groſſen Heere, das aus vier Hundert Franzoſen und fünfhundert Indianern beſtund, und darüber einer der vornehmſten Herren von Quebec den Befehl führte. So bald ſie zuſammen ſich vereinigt hatten, fielen ſie auf ihre Knie nieder, und dankten Gott für dieſen Sieg. Ein Beyſpiel, ſagte Eaſtburn, das der Nachahmung wohl werth iſt.

Sie ſetzten ihren Marſch durch die Wälder ungefähr vier Meilen fort, und fiengen darauf an, ſich zu lagern, weil es finſter ward, und viele Indianer trunken waren.

Die Indianer machten nach ihrer Gewohnheit alsbald ein Feuer an, und breiteten Zweige und Rasen herum sich darauf zu setzen. Hierauf kamen sie zu Eastburn, und löseten ihm die Arme auf, und knüpften die beiden Enden des Strickes zusammen, der an dem Rande fest war, welchen sie mitten um seinen Leib an zween Bäume gebunden hatten; zween von ihnen setzten sich auf die grünen Aeste nieder, von jeder Seite des Gefangenen einer, und den Strick, der an dem obgedachten Rande fest war, nahmen sie unter sich, damit er nicht entfliehen konnte, und nachdem sie ihn mit einer alten Decke zugedekt hatten, schlieffen sie ein.

Sie blieben so gelagert, und ruheten fast auf dieselbe Art die folgende Nacht; und den Morgen darauf, Sontags den 28ten, standen sie früh auf, und zogen sich eilig nach Kanada zurücke, weil sie sich vor dem General Johnson fürchteten, der, wie sie Bericht hatten, auf dem Marsche gegen sie war.

Bey dieser Gelegenheit schickte der Befehlshabende Offizier an Eastburn ab, ließ ihn mancherley fragen, und erfuhr endlich, daß er ein Schmidt wäre; ein Umstand, der vermuthlich seine Feinde vermochte, sein Leben zu schonen, in Hofnung, daß er ihnen nützlich seyn könnte; man gab ihm auch

den

den Rath, nach seiner Frauen zu schicken, und sich in Kanada niederzulassen, wo man ihm grosse Vortheile verhieß. Er schlug es aber aus. Auf seinem Marsche stand er unglaubliche Beschwerden aus, da er durch den tiefen Schnee fast nackend reisen, und oft durch Flüße waden mußte, deren Wasser beynah so kalt waren als Eis. Unter diesen strengen Behandlungen ward er krank, und hatte die Kränkung zu sehen, daß einer seiner Freunde, der sich in den nämlichen Umständen befand, umgebracht und skalpirt wurde, *) weil er nicht mehr im Stande war mit ihnen fortzukommen; gegen ihn aber verfuhren sie gnädiger, denn als sie wahr nahmen, daß er ihr verdammtes Futer nicht hinunterschlucken könnte; so kochten sie ihm einige Chokolate, und schienen sehr vergnügt zu seyn, wenn er davon aß.

Ausser der Kälte und Abmattung, und Krankheit und Naktheit waren noch andere Umstände, die dem armen Eastburn diesen Marsch noch fürchterlicher machten. Er mußte hinter einem Indianer marschiren, der ein grosses Bündel frischer Hirnfelle aufm

*) Skalpiren ist, wenn die Indianer ihren Gefangenen ein Stück von dem Fell, das die Hirnschaale bedekt, ausschneiden. Einige Indianer skalpiren die Gefangenen lebendig, andere aber nur, wenn sie tod sind, und halten das Ausgeschnittene Stück für ein Siegeszeichen.

aufm Rücken hängen hatte, das jedesmal vergrössert wurde, wenn ein unglücklicher Herumtreiber sich fangen ließ, dessen Hirnfell sogleich zu den übrigen gethan ward. Dieser Gegenstand, den er beständig vor Augen hatte, unterdessen, daß seine Ohren durch das hölliſche Geschrey betäubt wurden, das sie das Todtengejauchze nennen, und das sie so oft erheben, als ein Opfer unter ihre Hände fällt; erfüllte ihn mit solchem Schrecken, und so tiefem Gram, und vermehrten die Schmerzen seines Leibs mit solcher Angst der Seele, als nur derjenige sich vorstellen kann, der dergleichen Gefühl hat.

Nach einem Marsch von sieben Tagen kamen sie an den See Ontario, wo sie etliche französische Fahrzeuge mit vielem Mundvorrath antrafen, daran sie einen so grossen Mangel gehabt hatten, daß sie sich in den letzten Tagen vom Pferdtefleisch genähret, und sogar ein Stachelschwein, ohne alle andere Zurichtung, als die nöthig war, ihm die Borsten und Haare abzusengen, verzehret hatten.

Eastburn langte nach einer beschwerlichen Reise mit einem Theil seiner Gesellschaft in Oswegotchy, einer indianischen Stadt an, wo er zu bleiben verhofte, bis es wärmer würde; allein zu seinem unaussprechlichen Verdruß erhielt er Befehl, den folgenden Tag noch zweyhundert Meilen den Strom weiter herunter zu gehen. Sein

Sein Unglück zu vergrössern, sollte er in einem Fahrzeuge dahin, in welchem acht Indianer waren, und unter diesen eben der, den er verwundet hatte, als er an dem Tage, da er gefangen ward, hinter der Fichte stand und schoß. Er that alles mögliche, um sich vor diesem Menschen zu verbergen, und wickelte sich in die alte Decke, darunter er auf dem Boote schlafen sollte, er ward aber doch entdeckt, als sie an Land traten. Der Indianer warf seine Augen mit einer Art boshafter Freude auf ihn, riß ihm gleich seine alte Decke ab, und befahl ihm, mit blossen Füssen um das Feuer zu tanzen, und den Gefangnen-Gesang zu singen. Eastburn schlug es schlechterdings ab, diesem Befehl zu gehorchen, weil er, wie er sagte, diesen Gehorsam für sündlich hielt; der Indianer aber ward dadurch so aufgebracht, daß er mehr als einmal ihn ins Feuer zu stossen versuchte, um ihn lebendig zu verbrennen, welcher Strafe er aber dadurch entgieng, daß er über das Feuer sprang; da aber sein Feind seiner Wunden wegen schwach war, und seine Gesellen ihm nicht beistanden, mußte er zuletzt von seinem Vorhaben abstehen; und nach einer mühsamen Reise, theils zu Wasser, theils auf Schnee, kamen sie endlich nach Ober-Kanada. Hier wollte es Eastburn schweres Unglück, daß er in dem Hause

eines

eines Franzoſen zu wohnen kam, wo ſein alter Feind, der verwundete Indianer, ſich wieder zeigte, und den Franzoſen erzählte, daß er ſich geweigert hätte, zu tanzen und zu ſingen. Hierauf ſtand der gute Franzoſe dem Indianer bei, dem armen Eaſtburn das flanelne Futerhemd ohne Aermel, die einzige Bedekung, die ſie ihm damals noch gelaſſen hatten, abzuſtreifen. Nun ſtanden beide darauf, der Franzoſe ſowohl als der Indianer, daß er durchaus tanzen und ſingen ſollte, und ſie begegneten ihm, weil er es abſchlug, mit groſſer Grauſamkeit, würden ihn auch gewiß ermordet haben, wenn einige mitleidige Weiber, die zuſahen, ihn nicht aus ſeiner Verfolger Händen geriſſen hätten.

Den eilften April wurden ſie die Stadt Konaſadanga anſichtig, wo eine groſſe Parthei Indianer ſie umringten, und Befehl gab, daß alle Gefangenen tanzen und ſingen ſollten; viele thaten es, Eaſtburn aber ſchlug es noch ab; einer ſehr empfindlichen Ceremonie aber, die gleich, nachdem der Tanz und Geſang zu Ende waren, vorgenommen wurde, konnte er ſich nicht erwehren.

Das Tanzen und Singen geſchah, wie gewöhnlich, mitten in einem groſſen Kreiſe Indianer, ziemlich weit von einem indianiſchen Hauſe, davon die Thüre offen gelaſſen war; ſo bald als der Geſang

sang zu Ende war, öffnete sich der Kreis, und die Gefangenen mußten nach dem Hause gleichsam Spitzruthen laufen; indem sie liefen, erhoben die Indianer ein fürchterliches Geschrey, und schlugen die Gefangenen so gewaltig auf die Köpfe, daß viele niederfielen, wenn sie aber erst im Hause waren, durften sie nicht mehr geschlagen werden. Eastburn bekam verschiedene von diesen teuflischen Schlägen, die er lange darnach noch gefühlt hatte, ob er gleich einer von den ersten war, der in der Freystadt ankam; die Weiber begegneten ihm mit vieler Gelindigkeit, und gaben ihm und seinen Mitgesellen gekochtes Korn und Bohnen, und wärmten sie am Feuer, wiewohl er noch keine Kleider hatte.

Nachdem er hier zehen Tage geblieben, ward er zu Wasser mit einer kleinen Parthei Indianer nach einer andern Stadt Kohnewago genannt, abgeschickt, und mußte alle seine Mitgesellen hinter sich zurück lassen. Als der Hause, der ihn begleitete, an die Stadt ankam, machte er ein großes Geschrey, anzuzeigen, daß er einen Gefangenen hätte, worauf die ganze Stadt heraus ihm entgegen kam; und da das Bot, darinn er war, nah am Ufer war, schlepte ein junger Indianer Eastburn mit Ungestüm heraus und ins Wasser, das bis an die Knie gieng, und sehr kalt war. Kaum war er ans Land getreten,

als ihn ein groſſer Hauſe von ungefehr fünfhundert Indianern umringte, und ihm aufs neue befahl, die Ceremonien des Singens und Tanzens zu machen, worauf die Spitzruthen, die er in ſeiner vorigen Wohnung gelaufen hatte, abermals folgen ſollten; er wollte, ſagt er, dieſer Parthey nicht nachgeben, und eben ſo wenig tanzen als die andern; er geſtehe aber auch, daß er geſtampft habe, welches, wie er ſagte, eine Vorbereitung zu ſeinem Laufen war, denn die Indianer, die entweder ſein Stampfen für Tanzen hielten, oder ihren Befehl zurück nahmen, machten bald darauf Plaz, daß er laufen ſollte. Als er anfieng, ſchmieſſen ihn auf 150 Jungen mit Steinen und Koth, ſo ſie ſchon vorher zurecht gelegt hatten; doch würde ihm dieſe Begrüſſung keinen groſſen Schaden gethan haben, wenn ein Indianer, der ihm ſein gutes Glück mißgönnte, ſich ihm nicht in den Weg geſtellt und ihn aufgehalten hätte, bis die Jungens ſich aufs Neue mit Koth und Steinen verſehen hatten; bey dieſer zweiten Begrüſſung ward er am rechten Auge verwundet, und ſein Kopf und Geſicht wurden ſo mit Koth bedeckt, daß er ſeinen Weg nicht ſehen konnte. Er ward aber doch wieder von einigen Weibern erlöſet, die Mitleiden mit ihm hatten, ſeine Wunden wuſchen, und ihm Eſſen gaben.

Den Tag darauf ward er mitten in die Stadt gebracht und dreyhundert Indianern übergeben, die ihn adoptiren, und den Strom herauf zweyhundert Meilen bringen sollten, nach einer Stadt, die Oswegotchi heißt.

So bald diese jungen Leute ihn empfangen hatten, sagten sie ihm, daß er ihr Bruder wäre, und traten mit ihm den Weg nach dem bestimmten Ort an.

Als er in Oswegotchi anlangte, ward er von einem alten Indianer und dessen Weibe an Sohns statt aufgenommen, die ihn zu sehr schwerer Arbeit brauchten, und grausam mit ihm umgiengen, weil er nicht in die Messe gehen wollte. Da er erwog, daß er um des Gewissens willen litte, unterwarf er sich ohne Murren, und wartete seinem harten Dienst mit solchem Fleiß und Aemsigkeit ab, daß der Widerwillen seiner neuen Aeltern sich legte, und sie ihm als ihrem Sohn begegneten.

Nachdem er in dieser Verfassung einige Zeit geblieben war, sah er zu Montreal einige Indianer, die mit den Engländern in Freundschaft standen, und hieher zu dem Befehlshaber gekommen waren, einige Klagen anzubringen. Er fand Mittel, diesen einen Brief an seine Freunde mitzugeben, darinn er Nachricht gab, wo er wäre, und in

welcher Verfassung er sich gegenwärtig befände.

Unterdessen trug es sich zu, daß er über einem Entwurf, den er zu seiner Flucht machte, ertappet, und unter eine starke Wache von diesem Orte weg nach Kohnewago gebracht wurde, wo er sich aber besser befand, als vorher; denn er trieb sein Handwerk bey einem französischen Schmidt, der ihm alle Wochen sechs Livres und fünf Sols bezahlte, auch von dem Hauptmann der Wache Erlaubniß erhielt, zu gehen, wohin er wollte.

Als er an diesem Ort einige Zeit gearbeitet hatte, erhielt er Erlaubniß, nach Montreal zu gehen, wo er noch höhern Arbeitslohn zu erhalten hoffte. Er tratt auch bald nach seiner Ankunft mit einem englischen Schmidt in Gesellschaft, und arbeitete mit ihm so lange, bis er erfuhr, daß die Franzosen sich von Oswego Meister gemacht hätten, und er die brittischen Fahnen und Gefangenen einbringen sah. Eastburn sah dieses Siegeszeichen seiner Feinde mit schwerem Herzen an, und wurde, als er über sein und seiner Landsleute Unglück nachdachte, seinen eigenen Sohn, einen Burschen von siebzehn Jahren unter den Gefangenen gewahr; der Sohn richtete zu gleicher Zeit seine Augen auf seinen Vater, und die Bewegungen, die in beiden vorgiengen, können besser empfunden als beschrieben

werden,

werden, hauptſächlich da es ihnen unmöglich war, zu dieſer Zeit einander nah genug zu kommen, und zu ſprechen, auf gewiſſe Art auch ungewiß, ob ſie ſich je wieder treffen würden?

Eaſtburn war doch aber bald darauf ſo glücklich, ſeinem Sohn die Freiheit zu verſchaffen. Die Kriegsbedienten von Oswego wollten ſie gern beide mit ſich nehmen, da ſie jezt nach Philadelphia geſchickt wurden; das gieng aber mit dem Vater nicht an, weil er ein indianiſcher Gefangener war, und der Sohn verlangte nicht ohne den Vater frey zu ſeyn. Es thaten ihm aber dieſe Herren viel Gutes, einige gaben ihm Geld, und andere Kleider, welche ihm noch angenehmer waren.

Nachdem Eaſtburn mit ſeinem Sohn bis an den 22ſten Julius 1757 unter den Franzoſen und franzöſiſchen Indianern geblieben war, ward er in einer Gefangenwechslung auch frey gemacht, und langte endlich nach vielen Beſchwerlichkeiten und durch Geldmangel verurſachten Hinderniſſen, den folgenden 26ſten November in Philadelphia an, wo er mit groſſer Freygebigkeit von denen aufgenommen wurde, denen ſeine Verdienſte und Leiden bekannt waren; denn ob er gleich arm war, ſo war er doch ein Mann von ſehr gutem Nahmen, und ſeine Obern hielten ihn ſehr hoch, vorzüglich der ehrwürdige

Herr Tennant, der eine Empfehlungs-Vorrede vor der Erzählung ſeiner Leiden geſetzt hat, aus welcher Schrift dieſe Nachricht gezogen worden, und die in Philadelphia bekannt gemacht, und zum Vortheil ſeiner und ſeiner Familie, die während ſeiner Abweſenheit in den erbärmlichſten Zuſtand verſetzt worden, gedruckt iſt.

IV.

Unterredung zwiſchen einem jungen Meſopotamier und einem engliſchen Kaufmann zu Iſpahan in Perſien; nebſt dem was ihnen auf ihrer Reiſe von da nach Raſſora begegnet iſt.

Ein junger Meſopotamier, von den Ufern des Irwan, der auf einer Reiſe begriffen war, die Welt zu ſehen, traf in Iſpahan, der Hauptſtadt in Perſien, einen engliſchen Kaufmann an, der ſich einige Zeit da aufgehalten hatte, und die Sprache des Landes vollkommen gut ſprach. Der Kaufmann, der an dieſem jungen Menſchen ſehr gute geſunde Vernunft, und ein wohlwollendes Herz gewahr war, fand in ſeinem Umgange viel Vergnügen, und behielt ſeine Freundſchaft ſorgfältig bey.

Sie

Sie kamen oft zusammen, und da ihre Unterredung mehrentheils die Sitten und Geschäfte der Menschen betraf, so vergnügte einer den andern damit, daß ein jeder erzählte, was in seinem Vaterlande gebräuchlich wäre.

„ Sie haben, sagte der Mesopotamier, die Vortheile schon genossen, die ich mir noch erst verschaffen will. Sie haben verschiedene Welttheile gesehen, und können sich daraus eine allgemeine Vorstellung von ihren Bewohnern machen; Ihre Kaufmannsgeschäfte müßen Sie mit den Absichten und Vortheilen der Menschen näher bekandt gemacht haben; und demnach müßen Sie viel von den herrschenden Neigungen des menschlichen Herzens wissen. Ich würde ihnen aber insbesondere sehr für eine Nachricht von Ihrem eigenen Lande verbunden seyn, von dem man mir bißher nur eine unvollkommene Beschreibung gemacht hat.“

„ Die Verschiedenheit der Menschen, antwortete der Kaufmann, bestehet einzig und allein in ihrer Leibesgestalt und ihren Sitten; ihre Grundsätze sind die nämlichen in allen Ländern, und in allen Zeitaltern; und eigener Nutzen ist der herrschende Grundsatz vom Indus an bis an die Temse; doch bin ich nicht ein solcher Schulweiser, daß ich unter dieser Vorstellung alle und jede Menschen

ohne Unterschied mitbegreifen sollte; ich habe Vergnügen der Freundschaft genossen, und die Beruhigung des Wohlwollens erfahren, an denen der Eigennutz keinen Antheil hatte; selbst solche hab ich gekannt, die mit Verminderung ihres eigenen Wohlstandes beygetragen haben, ihren elenden Mitgeschöpfen beizustehen. Dieser vortrefliche und wirklich nutzbare Geist der Wohlthätigkeit macht einen vorzüglichen Zug in dem Charakter meiner Landsleute aus. Wären Sie, mein Freund, in der Hauptstadt von Großbritannien, so würden Sie geräumige Gebäude sehen, die zum Nutzen hülfloser Bedürftigen erbaut sind, und Sie würden gewahr werden, daß man eben so viel Fleiß und Geschicklichkeit für die Gesundheit und das Leben der Armen anwendet, als die Reichthümer nur immer den Begüterten verschaffen können."

„ Aber die Wohlthätigkeit ist nicht die einzige Zierde meines Vaterlandes. Auch Freyheit und Gerechtigkeit haben da ihre Wohnung; die Freyheit, die, so fremd es ihnen auch scheinen mag, unter dem Schutze eines Monarchen vergnüget; und die Gerechtigkeit, die eben er ohne Partheilichkeit verwalten läßt. Der größeste Passa in Großbritannien kann weder das Leben noch Eigenthum des allergeringsten Unterthanen ungestraft angreifen; er

ist

ist eben so gut den Gesetzen unterworfen, und wird eben so von ihnen bestraft, als der allerniedrigste Uebelthäter. „

„ Diese allgemeine Sicherheit des Eigenthums und Lebens erwecket einen unermüdenden Geist der Arbeitsamkeit, und verstreuet die Söhne des Handels in die entferntesten Gegenden der Erde. Daher, mein Freund, besuchen wir die Städte von Ispahan und die Ufer von Bassora; unsre Seegel verbreiten sich von den entferntesten Inseln des Atlantischen Sees bis an die japanischen Häfen; und London wird mit allen Ueppigkeiten der Natur und allen Arbeiten der Kunst versorget. "

„ Sie machen mir, antwortete der Mesopotamier, eine sehr prächtige und angenehme Vorstellung von ihrem Vaterlande. Wird aber nicht der Handel, so wie er das Volk bereichert, ihre Sitten verderben? Wird unumschränkter Ueberfluß nicht Zusammenrottierung und Ausschweifungen und die Eitelkeit nicht Stolz hervorbringen? Die Einwohner Großbritanniens mögen prächtiger und üppiger seyn, aber die Bewohner Mesopotamiens sind vielleicht um so viel glücklicher, je unschuldiger sie sind; denn mein Vater hat mir oft gesagt, daß Ueberfluß des Menschen Herz verderbe. "

Alles Gute in der Welt, versetzte der Kauf-

mann, ist mit Uebeln verbunden. Ist der Ueberfluß nicht mehr begehrenswürdig, weil er uns zur Ueppigkeit führt, oder uns mit Stolz erfüllet, so wird es auch die heißeste Freude der Gesundheit nicht mehr seyn, weil sie uns zu Ausschweifungen verleiten kann. Man muß befürchten, daß es viele giebt, deren Sitten durch Reichthümer verdorben werden; es giebt auch viele, die ihn anwenden zur Ausbreitung nützlicher Kenntniße oder zur Unterstützung der Dürftigen."

„ Das sind, sagte der Mesopotamier, glorreiche Endzwecke, und möchten mich beynahe reizen, ein Kaufmann zu werden, um Vermögen zu erwerben."

Mit dergleichen gesellschaftlichen Unterredungen brachten der Kaufmann und der junge Mensch manche Tage mit einander zu. Da einst die Geschäfte des Kaufmanns ihn unvermuthet an den Hof nach Bassora riefen, so kam er einen Morgen, von dem Mesopotamier den letzten Abschied zu nehmen; allein dieser war schon zu sehr an ihn gefesselt, als daß er ohne die äußerste Noth sich von ihm hätte trennen können. „ Erlauben Sie mir, sagt er, daß ich Sie begleite. Ich habe mir keinen bestimmten Weg zu meiner Reise vorgeschrieben, sondern reise, wie es mir einfällt, oder die

Gele-

Gelegenheit es mit sich bringt, und ich bin überzeugt, daß ich aus Ihrer Erfahrung mehr Nutzen ziehen werde, als aus meiner eigenen.“ Diese Anerbietung war dem Kaufmann viel zu angenehm, als daß er sie nicht mit Freuden hätte annehmen sollen; und nach den nöthigen Vorbereitungen reiseten sie von Ispahan ab, und kamen den folgenden Morgen auf den Gebirgen Arvan an.

Die Sonne erschien über dem Gesichtskreise, und der Mesopotamier warf sich in der tiefsten Anbetung nieder: Als er von seiner Andacht aufstand, kam er wieder zu seinem Reisegefährten, mit einem Blicke, darinn Mitleiden und Befremdung auf das sanfteste vermischt waren. Der Kaufmann verstand ihn, da er aber nicht Lust hatte, sich in Streitigkeiten über die Religion mit ihm einzulassen, so rechtfertigte er sich gar nicht wegen seines Betragens während dem Gebete des Mesopotamiers.

Das sanfte Morgenlicht, das über die Thäler und Flüße herabschien, die mannigfaltigen Schönheiten der Wiesen, die regelmäsige Stellung der Zaunbäume, das geschwäzige Murmeln der Bienen bey ihrer frühen Arbeit, und die vollständige Musik der befiederten Schöpfung, lenkte ihre Unterredung auf die allgemeine Wohlthätigkeit der

Natur. „ Ich empfinde, sagte der Mesopotamier, ein Vergnügen, daß ich weder erklären, noch beschreiben kann. Diese von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergüldeten Berge, diese geschmückten Thäler, die reichen persischen Tapeten beschämen, diese abgelegenen Wasser, die die Stralen des Lichts mit verneuertem Glanze zurückwerfen, die allgemeine ämsige Stimme der Freude u. Geschäftigkeit in der thierischen Schöpfung; alles dies trägt dazu bey, mein Herz mit unaussprechlichem Vergnügen zu erfüllen.“

„ Ich glaube, sagte der Kaufmann, daß dies Vergnügen von der Sympathie herrührt: es ist, falls man nicht eine besondere Ursache hat, mißvergnügt zu seyn, unmöglich, nicht vergnügt zu seyn, wenn man alles um sich herum glücklich siehet. Begiebt man sich hingegen in die Wohnungen des Kummers, so wird es unmöglich seyn, davon nicht überfallen zu werden. Der Gott der Natur scheint uns diese sympatetischen Gefühle gegeben zu haben, unsre Neigungen in die große Kette der Gesellschaft mit zu verknüpfen; daher ist die gesellschaftliche Tugend nicht allein dem Willkühr des moralischen Willens überlassen; sondern gründet sich auf Grundsätze der Natur.“

„ Aber der Gegenstand Ihrer Anbettung ist so reich an Wohlthaten, daß ich jetzt mit Vergnügen einen

nen bequemen ſchattigten Plaz haben möchte. Wo ich nicht irre, ſo ſeh ich dort an der Abend-Seite des Berges eine Höhle; wir wollen uns während der Tageshitze darinn verweilen.“

Als ſie der Höhle nahe kamen, entdeckten ſie einen Fußſteig, der gerade von da bis an einen kleinen Bach gieng, daher ſie anfiengen zu befürchten, dieſe Höhle möchte die Wohnung eines wilden Thieren ſeyn, das durch beſtändiges gehen zu dieſem Bach, um zu trinken, dieſen Steig gemacht hätte: Ihre Furcht verſchwand aber bald, als ſie einen bejahrten Einſiedler erblickten, der mit einem irdenen Gefäß langſam zum Bache ſchlich. Bey dem Anblick der Reiſenden eilte er mit aller ſchwachen Eilfertigkeit des Alters zu ſeiner Wohnung hin; ſie wurden eins, ihn nicht zu ſtören, und bedienten ſich nur bloß des Felſens, der über ſeiner Höhle war, ſich vor der Sonne zu bedecken: ſie waren aber hier nicht lange geweſen, als der Einſiedler, der es merkte, daß ſie unſchuldige Reiſende wären, ſie in ſeine Höhle einlud.“

„Ihr werdet, ſagte der graue Weiſe, mich entſchuldigen, meine Jahre haben mich vorſichtig gemacht, dieſe Gebirge ſind vor der Wuth menſchlicher Wildheit nicht ſicher; und dieſe grauen Haare werden kein Schutz gegen die Grauſamkeit der

Menſchen

Menschen seyn. Ich habe so viel von meinem Geschlechte gelitten, daß ich endlich ihre Gesellschaft verlassen habe: ich hielt es für besser, deren Bequemlichkeiten aufzugeben, als die Uebel zu ertragen, und ich habe lange in dieser einsamen Höhle von dem gelebt, was mir die bloße Natur mitgetheilet hat."

Der Mesopotamier sagte: diese Leiden müssen sehr groß und ausserordentlich gewesen seyn, da sie dich vermocht haben, die grössesten Vortheile des Lebens, den gesellschaftlichen Umgang mit unsers gleichen aufzugeben.

„Die Erzählungen des Alters, versezte der Greis, sind der Jugend selten angenehm, da aber Unterricht aus Erfahrung gewonnen wird, so wirst du sehr weise thun, wenn du ihn aus den Unglücksfällen des Abbas lernteſt."

„Ich will es gerne," antwortete der Jüngling. Hierauf fieng der Einsiedler Abbas an, seinen Lebenslauf zu erzählen:

„Ich ward, sagte er, mit einem Anspruch auf grosses Vermögen in der Provinz Lureſtan geboren; da ich aber frühzeitig ein Waise ward, so kamen meine Sachen unter Aufsicht eines Gerichts, dessen Mitglieder sich das Gericht der Billigkeit nennen: und sie waren so billig gegen mich, daß sie eigen Anspruch auf zwey Drittheil meines Vermögens

gens für die Verwaltung des letzten Drittels machten. "

„Wollte Gott! unterbrach ihn der Kaufmann, daß dieß nicht in Europa geschahe! doch fahre nur fort! "

„Ob ich gleich einen so frühzeitigen und überzeugenden Beweiß von der Treulosigkeit und Raubbegierde des menschlichen Geschlechts hatte, so konnte ich mich doch nicht überreden, daß ich allezeit die wohlwollenden Tugenden geübt hatte, daß andere derselben gänzlich könnten beraubt seyn, und ich in meinem drey und zwanzigsten Jahre zu reisen geneigt war, so vertraute ich ohne Bedenken das übrige meines Vermögens einer Person an, die ich lange gekannt und verehret hatte; einer Person, heiliger Allah! die seine Hände zu dir aufhob! ich war aber noch nicht drey Monate aus Luresian weg, als dieser Mann vorgab, eine Anweisung von mir wegen einer gewissen Anlegung meiner Gelder zu haben, und diesen Ort sogleich verließ. "

„Als ich demnach wieder zurücke kam, fand ich weder Freund noch Guth; und ward also, da ich zu keinem Handwerke erzogen war, in die allerelendeste Dürftigkeit versetzt. Unterdessen wandte ich mich doch, nicht ohne Hofnung einer Ersetzung oder Erleichterung an einen erhabenen und mächti-

gen Mann, den ich oft von seiner Freundschaft mit meinem Vater hatte reden hören. Nach häufigem und langem Aufwarten ward mir endlich ein Zutritt verstattet; ich stellte ihm meinen kläglichen Zustand mit aller der Beredsamkeit vor, die ein Elend, in welches wir durch die Treulosigkeit anderer gestürzt sind, allemal einflößt, und die, so wenig sie auch gleichgültige Personen rühren mag, doch immer ihre Klagen mit Würde und Empfindung vorbringt. Meine Geschichte wird halb angehört, und ich ward mit folgender Antwort erlassen:

„Es ist nicht nöthig junger Mensch, daß du „weiter in deinen Klagen fortfährst; ich sehe, daß „man dich angeführt hat, und es thut mir leid um „dich; doch wird dieß nicht der einzige Beweis mei„ner Achtung gegen dich seyn: ich will dir einen „kleinen Rath geben: verlaß dich künftig nie so „weit auf das Wohlwollen und die Redlichkeit ir„gend eines einigen Menschen, daß du ihm dein „Glück oder Leben anvertraueſt.„ So endigten sich meine Hoffnungen, die ich auf den Freund meines Vaters gesetzt hatte, und dessen Wohlwollen sich nicht weiter erstreckte, als daß er mir einen Rath gab, wie ich Güter bewahren, die schon gestohlen waren, und ein Leben erhalten sollte, das ich aufzugeben wünschte.“

„Es blieb mir jezt keine Wahl übrig, als daß ich mich als gemeiner Soldat unter die Armee des Sophi begab, denn ich hatte von je her ein Vergnügen an kriegerischen Uebungen gefunden, und war in dem Gebrauch der Waffen geübt; meine Fertigkeit und Geschicklichkeit zog alle Aufmerksamkeit meiner Offiziere an sich; und in kurzem erhielt ich einen kleinen Auftrag. Ich hatte jezt meine elenden Umstände fast gänzlich vergessen, und bequemte mich zu meiner neuen Lebensart mit Vergnügen und Hoffnung: doch die Glücksgöttin, die eine Zeitlang aufgehört hatte, mich zu verfolgen, gleichsam als ob ich ihrer Aufmerksamkeit nicht werth wäre, fieng nun aufs neue an mir ihre Strenge zu zeigen und zu verdoppeln, als ob sie über meine Zufriedenheit unwillig, und über meine Aussichten eifersichtig wäre. "

Mein kommandirender Offizier hatte eine Tochter von ausserordentlicher Schönheit und ungewöhnlicher Fähigkeit. Zara war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung; sie hatte aber ihr Herz dem unglücklichen Abbas geschenkt. Da ich sie das erstemal sah, entdekte ich in ihren Blicken die allerzärtlichste Achtung für mich, die ich ihrem Mitleiden mit meinen Unglücksfällen zuschrieb, ob ich wohl auch zu gleicher Zeit wünschte, daß sie aus

andern

andern Urſachen, wiewohl ich nicht wußte, aus welchen, herrühren möchte. Sie erkundigte ſich nach der Geſchichte meines Lebens; ich erzählte ſie ihr auf die natürlichſte und rührendſte Art; als ich ſie aber zu Ende gebracht hatte, verlangte ſie, daß ich ſie wiederhohlen ſollte. Von dieſem Augenblicke an war es um meine Ruhe gethan, ihre anſtekende Zärtlichkeit hatte einen ſolchen Einfluß auf mein Herz, daß ich an nichts als an Zara denken konnte, ohne Zara war ich elend. Tauſendmal ſchmeichelte ich mir, daß in ihren Blicken und Betragen etwas mehr als bloſſes Mitleid wäre, und es giengen nur wenige Tage vorüber, als ich von dieſer theuren unglücklichen Wahrheit durch dieſen Brief überzeugt ward.

An Abbas.

Deine Verdienſte und deine Leiden machen auf etwas mehr, dann auf bloſſes Mitleiden Anſpruch, die Sache des Abbas zu ſeiner eigenen zu machen, heißt eine Pflicht abſtatten, von der die Tugend nicht losſprechen kann. Erſcheine mir heute auf dem Paradeplatze, und du wirſt mehr erfahren von den Geſinnungen der Zara.

„Die Bewegungen, die ich bey dem Empfange dieſes Briefs empfand, können nur die ſich vorſtellen, die mitten unter einer verzweifelnden Liebe

einen

einen Strahl von Liebe erhalten haben. Die Ursache meines Herzens trieb mich lange vor der Zeit auf den bestimmten Platz; ich gieng in der äussersten Verwirrung auf und nieder, ohne die Gegenstände zu bemerken, die um mich waren; bisweilen erhob ich meine Hand und meine Augen in einem plötzlichen Anfalle von Entzükung, und andere Male lächelte ich mit dem höchsten Vergnügen.

Endlich neigte sich der Tag zum Untergange, und Zara erschien. Mein Herz klopfte bey ihrem Anblicke, ich war nicht im Stande zu reden, und warf mich zu ihren Füssen nieder. Sie war voll Unruhe über meine grosse Verwirrung und Hitze; indem sie mir aber befahl aufzustehn, sagte sie: „Abbas! kommt deine Verwirrung von deiner be„scheidenen Dankbarkeit, so halte sie zurück, bis „du finden wirst, ob ich im Stande sey, dir zu die„nen; entsteht sie aus andern Ursachen, so muß ich „dich den Augenblick verlassen.“ Ich bat sie, mir zu sagen, welcher Ursache ich die Glückseeligkeit dieser Zusammenkunft zu verdanken hätte, so wollte ich ruhig und aufmerksam seyn.“ Meine Achtung „für deine Verdienste, und mein Mitleid mit dei„nem Unglück, sagte sie, erregen in mir den Wunsch, „dir zu dienen. Sage mir, Abbas! kann ich „dir durch das Ansehen meines Vaters dienen?“

Ich stammelte ihr meine Danksagungen vor, und sagte ihr, daß ich ihr alle meine Hoffnungen zukünftiger Glückseeligkeit zu danken hätte!

„Sie verließ mich den Augenblick ohne Antwort. Das Absonderliche und Ausserordentliche meines Betragens auf dem Paradeplatz vor ihrer Ankunft hatte die Aufmerksamkeit eines Officiers an sich gezogen, der heimlich ihr Bewunderer war, und entweder aus Neubegierde oder Verdacht, doch ohne von mir bemerkt zu werden, sich auf einen bequemen Platz gestellt hatte, meine Bewegungen zu beobachten. Er hatte kaum die Annäherung der Zara bemerkt, als er, theils sich bey dem Vater in Gunst zu setzen, sogleich hingieng, und ihm unsere Zusammenkunft berichtete."

„Zara, die nicht wußte, was vorgegangen war, fieng mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit und Gutherzigkeit an, ihr Mitleiden mit den Unglücksfällen des Abbas zu bezeigen, redete von seinen Verdiensten, und wünschte ihn befördert zu sehen. Der General, der von Natur eifersüchtig und ungestümm war, rief in vollem Unwillen aus: Ja! ich werd ihn befördern! Den Morgen darauf schickte er mir meinen Abschied, und indem ich noch mit einem verwundertem Erstaunen des Generals Brief durchlas, brachte mir ein junger Mensch eine

Schachtel

Schachtel nebſt einem Brief von der Zara, der, ſo viel ich mich noch erinnere, ungefehr ſo lautete:

An Abbas.

Vermittelſt eines unglücklichen Umſtandes, den ich jetzt noch nicht einſehe, bin ich, ſtatt dich zu befördern, die Urſache geworden, daß man dir deinen Abſchied giebt. Der Ueberbringer dieſes, der dir eine kleine Schachtel mit Kleinodien bringt, die dir zur Unterſtützung dienen ſollen, hat von mir Befehl dich den kürzeſten Weg über die Gebirge zu bringen. Er trägt eine Maske, damit er nicht für einen von des Generals Bedienten erkannt werde; ſeine Neigung zu mir wird ihn treu gegen dich machen. Die Zeit kann glücklichere Auskünfte verſchaffen.

Lebe wohl. Lebe wohl.

Zara.

„In der Beklemmung und Verwirrung meines Herzens folgte ich meinem Führer, ohne zu wiſſen, wohin er mich bringen würde, oder was ich that. Ich ließ meiner Traurigkeit im abgebrochenen Ausrufen den Lauf, und rief oft den Namen der Zara aus, ohne mich auch nur einmal an meinen Begleiter zu wenden. Am Abend des zweyten Tages waren wir acht Meilen weſtlich von der Provinz Luveſtan weg, als — o wie ſollt ich die letzte

schreckliche Scene meines Elendes beschreiben! — verzeihet mir! — diese alten Augen haben noch eine Thräne übrig, eine Thräne zum Andenken der Zara — als wir von einer Bande Straßenräuber überfallen wurden. Mein Begleiter war Zara selbst! In ihrer Angst riß sie die Maske ab, und rief Zara. Liebe, Wuth, Furcht und Rache gaben mir übernatürliche Stärke; drey von den Bösewichtern fielen durch meinen Säbel; ein vierter entwafnete mich, und die übrigen führten Zara weg."

Bey diesem Umstande der Geschichte waren die Geister des alten Einsiedlers durch ihre Anstrengung erschöpft, und es dauerte einige Zeit, ehe er sich erholen, und fortfahren konnte.

„Jetzt habt ihr, fuhr er fort, die Vollendung meines Unglücks erfahren; als ich von meinen Wunden, die ich empfangen hatte, genesen war, brachte ich einige Monate mit dem vergeblichen Aufsuchen der Zara zu. Endlich, als ich daran verzweifelte, die geringste Nachricht von ihr einzuziehen, ließ ich dem Vater von dem ganzen Vorfalle Bericht geben; nicht ohne Hofnung, daß seine Macht oder Vermögen vielleicht Mittel ausfinden würde, sie zu entdeken und zu befreyen: allein ich betrog mich, und hatte bald die Kränkung zu hören, daß der unnatürliche Bösewicht sich über unser Unglück freuete,

und die allerentsetzlichsten Verwünschungen wider sein eigenes Kind ausstieß.

„Der Hoffnung beraubt, und in Schwermuth gestürzt, war es mir nicht mehr möglich, die Gesellschaft der Menschen zu ertragen; ich begab mich demnach in diese einsame Gebürge, wo diese Zelle meine Wohnung, die Jahre, die in unveränderter Traurigkeit verflossen sind, gewesen ist, und wo ihr die ersten menschlichen Geschöpfe seyd, die diese meine Geschichte haben erzählen gehört.

Solimann breitete sich über die Leiden des Abbas mit der zärtlichsten Empfindung aus, und zog auf die Niederträchtigkeit der Menschen mit aller Wuth einer anständigen Empfindlichkeit los.

„Warlich," sagte er zu dem Kaufmann, „der Mensch ist das niederträchtigste unter allen Geschöpfen. Nach dem Maße, daß er andere an Vernunft übertrifft, übertrifft er sie auch an Geschicklichkeit, Unglück anzurichten; und da er eben so grausam ist, als sie, so macht ihn sein Uebelthun nur noch verabscheuungswürdiger. Heiliger Mithra, wie verleihest du dein Licht dem Böſewicht und dem Tyrannen; thäte ich es nicht, mein Freund, ihre Gesellschaft zu geniessen, so würd' ich gar wenig Reizungen haben, weiter zu reisen, denn mehr vom menschlichen Leben zu sehen, heißt

„vielleicht nur mehr Elend und Uebelthaten deſſel„ben kennen lernen.“

Der Kaufmann antwortete: „Sie ziehen „aus den zuſammengehäuften Unglücksfällen eines „einigen Menſchen eine zu partheiiſche Folge auf „das ganze menſchliche Leben. Aber der Tag nei„get ſich; laßt uns über die Gebirge eilen, damit „wir die Nacht in einem Dorfe des Thals zubrin„gen können.“ Die Reiſenden nahmen von dem Einſiedler Abſchied, und trafen mit dem Abend des Tages in dem Dorfe Arden ein.

Bey ihrer Ankunft begegnete ihnen ein Mann in ſchlechter Kleidung und mit munterem Geſichte, der ſie ohne Umſtände als Reiſende einlud, *) dieſe Nacht mit ſeinem Hauſe und Tiſche verlieb zu nehmen. Sie nahmen dieſe Einladung an, und der Kaufmann wandte ſich zum Solimann, und ſagte zu ihm: „Durch die Familie dieſes Mannes wer„den ſie nicht nur überzeugt werden, daß Glückſee„ligkeit und Tugend im menſchlichen Leben anzu„treffen ſey, ſondern ſie werden auch ſehen, wie ſehr die erſtere von der andern abhängt. Er hat mich ſonſt ſchon aufgenommen, wenn ich dieſen Weeg ge„reißt bin, und iſt auch nie glücklicher, als wenn er Gele-

*) Dergleichen iſt in dem Morgenlande gebräuchlich, indem daſelbſt keine Wirthshäuſer für Reiſende ſind.

Gelegenheit hat, ſeiner Wohlthätigkeit ein Genüge zu leiſten. Seine Erbſchaft iſt durch die Verluſte, die ſein Vater, der ein Kaufmann war, gelitten hat, gar ſehr verkleinert, er hat nur ein kleines Vermögen, ausgenommen was ihm ſein Guth einbringt, das er vor zehn Jahren mit dem größten Theil ſeines Vermögens gekauft hat, und mit äuſſerſtem Fleiße abwartet; er iſt aber ſo freygebig gegen Arme und Fremde, als wenn er die größte Güter beſäſſe; ſeine bekannte Gaſtfreyheit und Edelmüthigkeit macht ſein Hauß zur Zuflucht der Reiſenden und Armen; und wenn er die Arbeiten des Tags vollendet hat, ſo iſt er immer bereit, jene aufzunehmen, und dieſen beyzuſtehen; daher kommt dieſe heitere und angenehme Munterkeit, die ſie in ſeinem Geſichte ſehen. Unter den Seinigen werden ſie den Einfluß eines guten Beyſpiels gewahr werden: ſeine Frau, die er liebt, und von der er mit der herzlichſten Aufrichtigkeit geliebet wird, geht mit ihm Hand in Hand, nicht nur in ihren wechſelſeitigen Geſchäften, ſondern auch zur Ausübung des Wohlwollens. Es iſt ein Grundſatz in ihrer Haushaltung, daß häusliche Sparſamkeit die Stütze der Freygebigkeit ſey: und ſie theilt ihre und ihres Mannes Wohlthaten mit der Schicklichkeit und freyen Munterkeit aus, die dem, der ſie empfängt, ihren Werth noch

erhöhet. Die Kinder erheben das wohlwollende Gemüth ihrer Aeltern, und lernen die Uebung der Freygebigkeit an deren Beyspiel. Nach und nach werden sie sich um ihren Sofa versammeln, und wünschen, ihnen zu dienen; sie werden sehen, wie sie ihren Bedürfnissen zuvorkommen, und ihre Befehle erwarten, und das alles mit einer so geschäftigten Emsigkeit, daß ihnen diese die mehresten Dienste thun wird."

Soliman hörte diese Beschreibung der Familie des Dorfmannes mit vielem Vergnügen an, und eilte mit der heissesten Neubegierde, diese so bewundernde Tugend zu sehen. Als er fand, daß alles, was er sah, die Beschreibung seines Reisegefährten und seine eigene Erwartung übertraf, so sagte er: „Es ist genug, ich bin nun schon wieder mit mei„nem Geschlechte ausgesöhnt. Des Eindrucks un„geachtet, den ich durch die Geschichte des unglück„lichen Abbas bekommen hatte; hat doch noch die „Tugend unter den Menschen ihre Tempel, aber „sie ist wahrhaftig eine Liebhaberin des Landes, und „die ihr gehören, sind Einwohner der Gefilde."

Mit Anbruch des Tages verließen Solimann und der Engländer das Dorf Arden mit den dankbarsten Empfindungen über die Gastfreyheit, mit der sie waren aufgenommen worden, und die zärtlichsten

lichsten Wünsche ihres Wirthes und seiner liebenswürdigen Angehörigen folgten ihnen nach. Sie reißten einige Tage durch die südlichern Provinzen Persiens, ohne daß ihnen was merkwürdiges begegnet wäre, oder ein anderes Vergnügen sich ihnen angebotten hätte, als das, was die Verschiedenheit der Gegenden, und die Mannigfaltigkeit der Arbeiten der Menschen ihnen darbot. Bisweilen ergötzten sie sich mit Betrachtung solcher Oerter, die in der Geschichte als die Scene grosser Begebenheiten ausgezeichnet sind; und andermale hatten sie Gelegenheit über die vergänglichen Denkmale menschlicher Größe Betrachtungen anzustellen.

Die schöne Ebene, wo ehedem das berühmte Persepolis stand, gab ihnen unerschöpflichen Stoff der Wissbegierde und des Nachdenkens an die Hand. Diese Ebene erstreckt sich auf neunzehen Meilen, hat allenthalben Dörfer, und der größte Fluß Araxes durchströmt sie. Die Natur ist so sorgsam gewesen sie zu vertheidigen, daß sie vor derselben Gebirge erhoben hat, die alles Ansehen künstlicher Festungswerke haben, und deren Stelle vertreten können. Hier ergötzten sich die Reisenden an den traurigen Ueberbleibseln so vieler edlen Gebäude, die einst diese Reihe Berge geschmückt hatten; als sie aber an den Ort kamen, wo ehedem der alte Pallast von Per-

sepolis gestanden hatte, so erregten die ausserordentlichen Ruinen in ihnen ein tiefes schweigendes Erstaunen. Da waren Portikus, die den Anfällen der Zeit länger denn zweytausend Jahre widerstanden hatten, zerbrochene Säulen von verschiedener Länge, die in ansehnlichen Entfernungen auf einem und demselben Grundwerke ruheten; gehaune Portale, durch deren finstre Bogen die Winde heulten; unzählige auf die Fußgestelle dieser Portale geschnitzte Gestalten; und eine Menge hie und da auf den weiten Ruinen eingegrabene Hieroglyphen gaben den Reisenden eine betrübte und prächtige Vorstellung der ehemaligen Größe dieses Gebäudes.

Der Kaufmann, der gewahr ward, daß Solimann ganz in Gedanken versunken war, wollte das schwermüthige Vergnügen seiner Betrachtungen nicht unterbrechen, sondern wartete stillschweigend, bis er mit einer Mine ungezwungenen Erstaunens seine Empfindungen über Persepolis folgender Gestallt ausdrückte:

„Ich weiß nicht, mein Freund, ob ich mitten unter diesen prächtigen Ruinen von den Menschen höher oder geringer denken soll. Der Stolz hat dieses herrliche Gebäude errichtet; der Stolz hat es verwüstet. Die Eitelkeit eines Cyrus, eines Darius oder Xerxes hat diese prächtigen Säulen geschmückt

ſchmückt, und die Eitelkeit eines Alexanders hat ſie entſtellt. Dieſe Kuppeln ſollen nicht blos zu königlicher Pracht und Sicherheit dienen, ſondern auch die Begierden der Macht und Ueppigkeit unterſtüzen, und die königlichen Vergnügen vor denen verbergen, die ihren Schweiß und Blut darbringen mußten, um ihnen Genugthuung zu verſchaffen. Da alſo dieſes Gebäude vielleicht nicht bloß aus Eitelkeit, ſondern auch aus Ueppigkeit erbauet war, ſo fiel es auch wahrſcheinlich durch eine von Ueppigkeit entzündete Eitelkeit; vielleicht brannten die Thürme von Perſepolis zum Vergnügen und auf Erſuchen einer lächelnden Buhlerin; vielleicht ſank dieſer Pallaſt, die Herrlichkeit morgenländiſcher Kunſt, ein, weil der Ueberwinder zu volle Becher Wein getrunken: ein redendes Beyſpiel von der Eitelkeit menſchlicher Arbeiten und der Verdorbenheit der menſchlichen Natur. Betrachte ich von der andern Seite das Werk des Künſtlers, und ergötze mich an der Symmetrie und Proportion, die noch allenthalben durch die verſtümmelten Ueberbleibſel hindurch ſcheint, und erſtaune ich über die kühne Ausſchweifung der alten perſiſchen Baukunſt; ſo vergeſſe ich die Bewegungsgründe, ſowohl der Erbauung als der Zerſtörung von Perſepolis, und bewundere die Arbeitſamkeit und den ſchöpferiſchen Geiſt der Menſchen, die dieſen ungeheuren

heuren Steinen Schönheit und Annehmlichkeit zu ertheilen wissen."

„Ihre Empfindungen, sagte der Kaufmann, stimmen mit den meinigen genau überein; aber erlauben Sie mir nun, daß ich Sie an einen Berg führe, der etwann zwo Meilen von diesen Ruinen ab ist, und gerade zwischen zwey der allerschönsten Ebenen in der Welt liegt. Dieser Berg besteht aus einem einzigen Felsen, der die ausgesuchteste Politur annehmen könnte: er ist durch Kunst in eine Gestalt gebracht, und seine Seiten sind senkrecht, so daß er in der Ferne das Ansehen einer Mauer hat. Auf diesen Felsen sind verschiedene Stücke von bas relief, die unvergleichlich gearbeitet sind. Auf dem einen ist eine Schlacht zwischen dem Könige von Persien und dem Könige der Indien vorgestellt; von denen der letztere dem zufolge, was die Ueberlieferung sagt, überwunden worden. Es sind auch noch verschiedene andere Figuren da, deren Ausführung Sie mit vielem Vergnügen sehen werden, wenn Sie auch gleich deren Absicht nicht errathen können."

Solimann gieng mit seinem Freunde dahin, und ergötzte sich ungemein sowohl über die ausserordentliche Gestalt des Felsens, als auch über die vortreflichen Ebenen, die an beiden Seiten lagen, und mit schattigten Dörfern, grossen Wiesen und

Weiden

Weiden für die Heerden beſetzt waren. Nachdem ſie ihre Neubegierde befriediget hatten, ſetzten ſie ihre Reiſe fort, und kamen in kurzem in Baſſora an.

V.

Alexander Selkirk.

Der engliſche Robinſon.

Die Geſchichte von dem einſamen Aufenthalt eines gewiſſen Schottländers auf der Inſel Juan Fernandez, in Südamerika, hat zu dem bekannten Roman: Robinſon Cruſoe den Stof hergegeben. Vielleicht iſt es angenehm und intereſſant, auch die wahre Erzählung davon zu leſen, wenn gleich die Erdichtung für manchen mehr anziehendes hat, als die Wahrheit ſelbſt.

Dieſer merkwürdige Mann hieß Alexander Selkirk, war aus Largo in der Landſchaft Fiſe in Schottland gebürtig, und von Jugend auf zum Staatsmann erzogen worden. Er begleitete zu Anfange dieſes Jahrhunderts Dampiern auf ſeiner Farth nach der Südſee, als Oberbootsmann auf dem Schiffe: die fünf Häfen genannt; deſſen Hauptmann hieß Stradling, bey dem Selkirk nicht

ſo gut muß angeſchrieben geweſen ſeyn; als bey Dampiern, welcher ihm das Zeugniß giebt, daß er einer der beſten Leute der ganzen Mannſchaft geweſen ſey. — Ein Zank, den er mit ſeinem Schiffshauptmann bekam, und der ſchlechte Zuſtand des Schiffes, welches leck war, brachten ihn zu dem Vorſatz, auf der Inſul Juan Fernandez, wo ſie gelandet waren, lieber ganz allein zurück zu bleiben, als länger mit ihm zu fahren. Doch als die Zeit zur Abfarth herannahete, ward ihm ſein Entſchluß leid, und er wäre nun gern wieder mit zu Schiff gegangen, wenn der Hauptmann geneigt geweſen wäre, ihn aufzunehmen. — Er wurde alſo auf dieſer unbewohnten Inſel zurückgelaſſen; der Erfolg bewies dennoch, daß es ſein Glück geweſen war. Das Schiff gieng einige Zeit nachher unter, blos der Hauptmann, und 6 oder 7 ſeiner Leute retteten ſich, ſie wurden aber im Boote von den Spaniern gefangen genommen, und mußten einige Zeit ein elendes Leben in der Gefangenſchaft zu Lima führen.

Man hatte dem Selkirk ſeine Kleider und Bettücher, eine Flinte, etwas Pulver, Kugeln und Tabak, ein Beil, ein Meſſer, einen Keſſel, eine Bibel, einige praktiſche Schriften, und ſeine Mathematiſche Werkzeuge und Bücher gelaſſen. —

Die

Die erſten 3 Monate hatte er viele Mühe, die Schwermuth und das Schrecken auszuhalten, ſich an einem ſolchen wüſten Ort allein zu finden, und er wollte anfangs weder eſſen noch ſchlaffen, bis ihn Hunger und Müdigkeit dazu zwangen. Fiſche waren zwar in Ueberfluß vorhanden, er konnte ſie aber aus Mangel an Salz nicht eſſen, weil ſie ihm Diarrhe verurſachten, aber die Krebſe, die ſo groß als Meerkrebſe, und ſehr gut waren, dienten ihm zur Koſt. Dieſe kochte er zuweilen, ein andersmal legte er ſie auf den Roſt, ſo wie ſein Ziegenfleiſch, von dem er ſehr gute Brühen bekam. Endlich kam er ſo weit, daß ihm ſeine Speiſe ohne Salz oder Brod ſchmeckte. Er hatte beſtändig einen Vorrath guter Rüben, die Hauptmann Dampier da geſäet hatte, und die ſich nunmehr über etliche Aecker weit ausbreiteten. Guten Kohl erhielt er von den Kohlbäumen, die wild auf der Inſel wachſen. Seine Speiſen würzte er ſich mit der Frucht des Pimentbaumes, die dem Pfeffer zu Jamaika ähnlich, und von annehmlichen Geſchmacke iſt. Auch fand er einen ſchwarzen Pfeffer, mit Namen Malageta, der ſehr gut war, Blähungen zu treiben, und den Magen zu ſtärken, ferner ſchwarze, ſehr gute Pflaumen, deren Einſammlung aber ſehr beſchwerlich war, weil die Bäume, die ſie trugen, auf hohen Bergen und Felſen wuchſen.

Er

Er hatte sich zwo Hütten von Pimentholz gebauet, mit langem Graße gedeckt, und mit Ziegenfellen ausgefüttert. Als sein Pulvervorrath beynahe ausgegangen war, machte er dadurch Feuer, daß er zween Stöcke von Pimentholz auf den Knieen rieb. In der kleinen Hütte machte er sein Essen zurecht; in der grossen schlief er, und beschäftigte sich mit Lesen, Beten, geistliche Lieder singen ꝛc. Er rechnete auf 500 Ziegen, die er während seines hiesigen Aufenthaltes getödtet hatte; noch eben so viel hatte er gefangen, an den Ohren gezeichnet, und wieder laufen lassen; von diesen letztern fiengen die Engländer, die nach 30 Jahren, auf Ansons Eskadre hier gelandet waren, noch einige.

Die Ziegen erlegte er mit seiner Flinte, wenn er sie nöthig hatte, so lange sein Pulver währete, das nur aus einem Pfunde bestand. Nachdem dies ausgegangen war, fieng er sie durch seine Geschwindigkeit im Laufen; denn seine Lebensart und beständige Bewegung hatte ihn von allen groben Säften gereiniget, so daß er mit wunderbarer Behändigkeit durch die Wälder und an Hügeln und Felsen hinauf rannte; wie diejenigen, die nach einigen Jahren hieher gekommen waren, und die ihn mitnahmen, Zeugen davon waren. Sie hatten ihm einen Bullenbeisser und verschiedene ihrer besten Läufer zugesellet, um ihm

Ziegen fangen zu helfen; er aber gewann den Vorsprung ab, und machte beides, Hund und Leute, müde, fieng die Ziegen, und trug sie ihnen auf dem Rücken zu. — Seine Geschwindigkeit in Verfolgung einer Ziege hätte ihm doch einmal beynahe das Leben gekostet. Er setzte ihr mit solcher Hitze nach, daß er sie am Rande eines Abgrunds erhaschte, den er nicht sah, weil Gesträuch davor stund. Er stürzte also mit der Ziege eine gewaltige Höhe hinunter, und war vom Falle so zerschlagen, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Als er wieder zu sich kam, fand er die Ziege tod unter sich. Er blieb da ungefehr 24. Stunden liegen, und war kaum im Stande, in seine Hütte zu kriechen, konnte auch innerhalb zehen Tagen nicht wieder ausgehen.

Anfangs war er sehr von Ratten und Katzen geplagt. Einige dieser Thiere waren von Schiffen, die dort Holz und Wasser eingenommen hatten, auf die Insel gekommen, und hatten sich ungemein vermehrt. Die Ratten benagten ihm im Schlafe seine Füße und Kleider; das nöthigte ihn, die Kazen mit seinem Ziegenfleische zu füttern, wodurch denn viele von ihnen so zahm wurden, daß sie sich zu hunderten um ihn her versammelten, und ihm bald von den Ratten loshalfen.

Durch das Herumlaufen in den Wäldern zerriß

er in kurzem alle ſeine Schuhe und Kleider. Als er zuletzt genöthigt war, ſich ohne ſie zu behelfen, wurden ſeine Füße ſo hart, daß er überallhin ohne Mühe lief, und nachdem ihn die Engländer gefunden hatten, vergieng einige Zeit, ehe er wieder Schuhe tragen konnte; denn da er in ſo langer Zeit keiner gewohnt geweſen war, ſchwollen ihm, wenn er ſie anzog, die Füße auf. Nachdem ſeine Kleider abgetragen waren, machte er ſich einen Rock und eine Mütze von Ziegenfällen, die er mit kleinen, mit ſeinem Meſſer aus Fellen geſchnittenen Riemen zuſammen nähete. — Er hatte keine andre Nähnadel, als einen Nagel. Als ſein Meſſer bis an den Rücken abgenuzet war, verfertigte er ſich andre aus eiſernen, am Ufer liegenden Reifen, die er dünne hämmerte, und auf Steinen wezte. Da er einiges Leinenzeug bey ſich hatte, nähete er ſich Hemde mit einem Nagel, und gebrauchte dazu Fäden aus ſeinen alten Strümpfen, die er mit Fleis herausgezogen hatte. — Und ſo war ſtets die Noth, die Mutter der Erfindung! —

Nachdem er über ſeine Schwermuth Herr geworden war, beluſtigte er ſich zuweilen damit, ſeinen Nahmen in die Bäume zu ſchneiden; zuweilen mit Erfindungen ſeiner Werkzeuge abzuwechſeln und ſie zu vermehren, zuweilen an hellen Abenden mit Zählung der Sterne. Er machte auch junge Ziegen zahm,

und pflegte zuweilen, zur Abwechslung seiner Belustigungen, ihnen vorzusingen, und sie dazu tanzen zu lehren, so daß er durch sein von Natur aufgeräumtes Wesen, und die Stärke seiner Jugend, indem er erst 30. Jahr alt war, es zuletzt so weit brachte, daß er alle Unannehmlichkeiten seiner Einsamkeit besiegte, und sehr ruhig wurde.

Er hatte während seines dasigen Aufenthaltes verschiedene Schiffe vorbeyfahren sehen, deren aber nur zwey vor Anker kamen. Als er hingieng, sie zu besehen, fand er, daß es Spanier waren, und gieng wieder fort. Darauf schosen sie nach ihm. Wären es Franzosen gewesen, so würde er sich ergeben haben. So aber wollt' ers lieber darauf wagen, allein auf dieser Insel zu sterben, als in der Spanier Hände fallen; denn er befürchtete, sie würden ihn entweder ermorden, oder zum Sklaven in den Bergwerken machen. Er besorgte, sie würden keinen Fremden verschonen, der im Stande wäre die Südsee zu entdecken. Die Spanier waren schon ans Land gestiegen, noch ehe er wußte, wer sie wären, und kamen ihm so nahe, daß er ihnen nur mit genauer Noth entgieng: denn sie schosen nicht nur nach ihm, sondern setzten ihm auch in die Wälder nach. Da kletterte er auf den Gipfel eines Baums, an dessen Fuse sie ihre Flinten luden, und verschiedene Ziegen nicht

weit davon schoßen. Sie giengen aber wieder fort, ohne ihn zu entdecken. — Endlich zu Anfang des Februars 1709 landeten zwey englische Schiffe an dieser Insel. Selkirk war sehr vergnügt, Landsleute wieder zu sehen; allein als er zu ihnen an Bord kam, hatte er seine Sprache aus Mangel an Uebung so sehr verlernt, daß sie ihn kaum verstehen konnten; denn er schien seine Wörter nur halb auszusprechen. Man bot ihm Brandwein an, den wollte er aber nicht kosten, weil er während seines ganzen dasigen Aufenthalts nichts als Wasser getrunken hatte; es vergieng auch einige Zeit, ehe er an den Lebensmitteln der Schiffsmannschaft Geschmack finden konnte. Er verließ also seine bisherige Einsamkeit, in welcher er über vier Jahre zugebracht hatte, und fuhr auf einem dieser Schiffe, der Herzog genannt, auf welchem er auch den Hauptmann Dampier, seinen Freund antraf, davon, und langte zwey Jahre darauf in England an.

Die Insel Juan Fernandez, (die wir auch aus Cooks Reisen schon kennen) liegt in der Südsee ungefehr 19 Meilen der Küste von Chili gegen über, und hält beynahe 3 Meilen im Umfange. Da sie sich unter dem 33 Grade südlicher Breite befindet, so hat sie eine angenehme Lage; auch ist sie in Ansons Reise um die Welt sehr reizend beschrieben. Anson

hat sich um diese Insel verdient gemacht; indem er zum Nutzen künftig landender Engländer Lattich, rothe Rüben, und andere Gartengewächse säete, und in den Wäldern Pflaumen- Aprikosen- und Kirschkerne steckte, die auch, wie er dann nachher von Spanien vernommen hat, dort fortgekommen sind. Es wird also einem künftigen Robinson der Aufenthalt hieselbst sehr erleichtert und angenehmer werden. Selkirk hatte doch im Julius, welches die Mitte des Winters in dieser Gegend ist, Schnee und Eis gesehen. Allein die Monate September, October und November sind unbeschreiblich anmuthig. Die Luft ist von einem Wohlgeruche durchdrungen, der die Lebensgeister erquickt und beseelt, und wunderbare Wirkungen auf Menschen sowohl als Thiere thut, welches er aus ihrem feisten Ansehen und Neigung zum Kurzweilen abnahm.

Daniel Defoe, dem Selkirk sein Tagebuch zuschickte, um es drucken zu lassen, hat daher Anlaß genommen, die bekannte Geschichte des Robinson Krusoe zu beschreiben, welche man mit Vergnügen und Theilnehmung gelesen hat. Aber sie ist unglücklicher Weise die Gelegenheit zu Entstehung so vieler andern abentheurlichen Robinsons gewesen, daß ihre Menge hat Eckel und Ueberdruß verursachen müssen.

Dampiers (der englische Schiffskapitain)

ſagt in ſeiner Beſchreibung der Reiſen, ſo er gethan, von dieſem Menſchen folgendes: — Wir landeten an der fruchtbaren Inſel Juan Fernandez, um ſogleich den Fremdling aufzuſuchen, der drey Jahre zuvor von dem Kapitain Watling daſelbſt gelaſſen worden. Ungeachtet die Spanier ihn oft aufgeſucht, floh er doch beſtändig in die Wälder, und wollte ſich nicht finden laſſen. Nun — beym Anblick der Engländer — lief er ſelbſt hinzu, und brachte dem Schiffsvolk drey Ziegen, die er ſo eben gefangen hatte.

Die Zuſammenkunft zwiſchen ihm und unſerm Volk war unausſprechlich rührend, und die Freude, die dieſer Vereinödete an ſich blicken ließ, da er ſo viele alte gute Freunde ſahe, die ausdrücklich gekommen waren, daß ſie ihn abholen wollten, gab ein ungemein rührendes Schauſpiel. Wir fanden eine kleine Hütte, die er ſich ſelbſt, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer gebaut hatte; ſie war mit Ziegenfellen ausgeſchlagen, und ſo war auch ſein Lager. Ein ſolches Fell hatte er auch um ſeine Lenden gebunden, wodurch er ſich den Mangel der Kleidung erſetzte, da ſeine gewöhnliche ſchon lange zerriſſen war. Als man ihn auf dieſer Inſel zurückließ, hatte er Meſſer, Flinte, Pulver und Bley. So wie aber dies abgenutzt und aufgebraucht war,

machte er ſich aus ſeinem Meſſer eine Säge, womit er ſeinen Flintenlauf in kleine Stücke zerſchnitt, und das glüend gemachte Eiſen mit einem Stein platt ſchlug. Er machte auch Wurfſpieſe und Angeln daraus; und er verfertigte ſich ſeine Wohnung ſo künſtlich, daß er alle Bequemlichkeiten in einem engen Raume fand. " —

IV.

Lebensgeſchichte des ſehr alten Normanns, Chriſtian Jacobſen Drackenberg. *)

Chriſtian Jacobſen Drakenberg war den 18ten November 1626 auf einem Hofe im Kirchſpiel Scheede in Bahus Lehn in Norwegen, Bloms-

*) Dieſe kurze Lebensgeſchichte eines Mannes, welchen ſein ſo ſehr auſſerordentlich hohes Alter ſehr merkwürdig gemacht hat, iſt aus den Nachrichten gezogen, welche einer ſeiner vieljährigen Freunde, der Herr Verwalter Münſter, aufgeſetzt hat. Mir ſind dieſelben von einem ungenannten Freunde in Jütland, welcher ſolche aus dem Däniſchen überſetzt hat, gefälligſt mitgetheilt worden. Meine Leſer werden ſich demſelben um deſto mehr verbunden erkennen, da die von Drakenberg ſelbſt aufgeſetzte Lebensbeſchreibung verlohren gegangen iſt, und alſo nur dieſe wenigen echten Nachrichten von ihm übrig ſind. S. Neues Kieler Magazin S. 279. Ir Band.

holm genannt, von sehr guten Eltern gebohren. Sein Vater, Jacob Drackenberg war Capitain. Die berühmten Thaten desselben sollen, wie die Thaten des übrigen Geschlechts der Drackenberge in den Kriegen mit Schweden so bekannt sein, daß sie ihren Platz in der Dänischen Geschichte gefunden haben. Seine Mutter war Margaretha Elisabeth Juel, welches aus dem Zeugnisse des Kirchenbuchs, welches ihm der damalige Hauptprediger in Scheede, Herr Cornelius Nicolai 1732 den 2ten December, seiner Geburt und Herkommen wegen, mitgetheilt hat, erhellet. Dieses Zeugniß lautet, aus dem Schwedischen übersetzt, folgendergestalt:

> Monsieur Christian Jacobsen Drakenberg ist auf Blumsholm in Scheede Kirchspiel von ehrlichen und ehelich eingeseegneten Eltern, als man den 18ten November 1626 schrieb, gebohren. Sein Vater war der ehrenveste und hochedelgebohrne Capitain Jacob Drakenberg, und seine Mutter, die edle und wohlgebohrne Frau Elisabeth Juel. Daß dieses sich so in der Wahrheit verhalte, und er von dem damahligen an der Kirche stehenden ordinirten Hauptprediger, Herr Petern Johannsen Wyüsten getauft, und in das Kirchenbuch eingeschrieben worden, habe ich unterschriebener

bener selbst aus dem alten Kirchenbuche extrahirt, und mit meiner eigenen Hand hiermit attestirt. Datum Scheede Pristerhof in Bahus Lehn den 2 Dec. 1732.

(L. S.) Cornelius Nicolai
Pastor in Scheede.

Im Jahr 1634, als Drakenberg acht Jahr alt war, kam er zu seines Vaters Bruder, dem Capitain Berand Drakenberg in Holland, und blieb fünf Jahre in dessen Hause. 1639. gieng er mit demselben zum erstenmal zur See, und von dieser Zeit an that er mit ihm und andern Schiffern verschiedene Reisen auf der Ostsee, nach Grönland, nach England, Holland, Spanien, u. s. f. Diese Seereisen dauerten bis 1657. Als aber in diesem Jahre der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, kam er mit seines Vaters Bruder nach Christina zurück, und wurde in Friedrich des III. Seedienste, als Unterconstabler, enrolliret. In diesem Dienste blieb er auch, als die Flotte nach dem Friedensschluße bei Kopenhagen einlief, bis 1660. Alsdenn blieb er noch vier Jahre als Quartiermeister bei dem Holm, und diente also Friedrich III. zusammen sieben Jahre. Weil ihm aber das stille Leben nicht mehr gefiel, so erhielt er im Frühjahr 1664. die Erlaubniß von dem Holm, auf Kauffartheischiffen fahren zu dürfen.

Nun gieng er wieder nach Norwegen, England, verſchiedene Male nach Weſtindien, ingleichen nach Braſilien, Virginen und Malta. Auf einer dieſer Reiſen ward er von einem franzöſiſchen Seeräuber gefangen, kam aber glücklich wieder loß. Als 1675. abermals ein Krieg zwiſchen Dännemark und Schweden anfieng, nahm er unter Chriſtian V. wieder Seedienſte, aus denen er nach geſchloßenem Frieden, 1681, mit verſchiedenen Andern, ſeinen Abſchied bekam.

Nun trat er in die Dienſte des Grafen Ulrich Friedrich Güldenlöwe, und führte bis 1686. eine von deſſen Schmaken. Dann aber gieng er wieder mit Kauffartheiſchiffen auf Reiſen nach Archangel, Smyrna, Norwegen, Hamburg, und Spanien. Als er aber mit einem Hamburgiſchen Schiffe 1694. auf der dritten Reiſe dahin begriffen war, ward er an der Küſte von einem Algieriſchen Seeräuber aufgebracht, und kam in die Sclaverei. Drey Tage nach ſeiner Ankunft in Algier ward er, mit mehrern Andern an einen Tripolitaner verhandelt. Fünf Jahre blieb er in der Gewalt dieſes Herrn; und als dieſer ſtarb, fiel er mit den übrigen Sclaven dem Großherrn anheim. Sein Schickſal war indeſſen, ſo wie das Schickſal ſeiner übrigen Kameraden, in der Tripolitaniſchen Sclaverey weit gelinder, als ſie es geglaubt hatten; ja, ihr Unglück war hier ſo

gar

gar erträglicher, als das, was sie in der Folge auf der Insel Cypern bey den Engländern erdulden mußten. So wurden z. B. in Tripoli acht Mann zu einem Pfluge gebraucht, wenn sie die Erde bearbeiten sollten, und Drakenberg gestand selbst, daß diese Arbeit gar nicht schwer gewesen sey.

Nach dem Tode seines Tripolitanischen Herrn führte man ihn zu einem Engländer nach Cypern, welcher daselbst Weinplantagen des Großherrn gepachtet hatte. Hier fand er eine weit strengere Behandlung, als er bisher erfahren hatte, und mußte solche sechstehalb Jahre erdulden. Dann aber starb sein christlicher Herr, welchen er gern mit jenem Verehrer des Muhameds vertauscht hatte; und nun ward die Pachtung wieder den Griechen überlassen. Sein Schicksal führte ihn nun als Sclaven nach Aleppo, wo er, nachdem er lange genug türkisches und christliches Joch versucht hatte, einem Juden verkauft ward, und bey diesem fünf Jahre den vor einen Sclaven vermuthlich sehr ehrenvollen Posten eines Proviantverwalters bekleidete. Daß er indessen dem unerachtet sehr nach seiner Freyheit und nach seinem Vaterland seufzete, wird jeder leicht glauben. Sein Glück führte ihm endlich, mit fünf andern Gefährten seines Unglücks, wovon der eine auch ein Normann, der andere ein Jütländer, der dritte aus

Hadersleben, der vierte ein Italiener, und der fünfte ein Holländer war, die Bekanntschaft eines Engländers zu. Dieser Mann, John Schmidt, welcher alle Jahre nach der Levante segelte, versprach ihnen, er wollte ihnen ein gutes Bott verschaffen, wenn sie ihm solches zu bezahlen im Staude wären. Sie bezahlten ihm darauf das erste Jahr 100, das zweite 10, und das dritte Jahr 40, zusammen also 150 Patagons. Ein Patagon betrug damals 7 bis 8 Mark Dänisch, oder 1 Rthlr. 4 bis 8 Ggr. folglich betrug die ganze Summe 1050 bis 1200 Mark Dänisch, oder 175 bis 200 Rthlr. Sie erhielten auch nun wirklich das Boot, und es fehlte ihnen nun nichts mehr, als eine günstige Gelegenheit, nach einer fünfjährigen Sclaverey in Aleppo, zu entwischen.

Diese fanden sie auf folgende Weise. Der Jude, in dessen Sclaverey sie sich befanden, hatte auch einen Schweden, Namens Stefen Johannsen Erd, als Schreiber, und theils als Postmeister vor die dasigen Christen in Diensten. Dieser sammelte sich ansehnliches Vermögen, und schickte solches jedes dritte Jahr nach seinem Vaterlande. Jetzt hatte er sich aber beim Großherrn die Erlaubniß ausgewirket, auf Treu und Glauben eine Zeitlang nach Schweden reisen zu dörfen; und er hatte versprochen, nach Ablauf einer bestimmten Zeit zurückzukommen.

Diese

Dieſe Reiſe wollte er mit dem nemlichen engliſchen Schiffer antreten, der unſern Sclaven zu ihrer Flucht behülflich ſeyn wollte. Bey der herannahenden Abreiſe des Schiffes mußte der Jude ſeinen Schreiber an Bord begleiten, um vom Schiffer eine Beſcheinigung der Ablieferung deſſelben zu erhalten. Dabey nahm er Drakenbergen und zwey von deſſen Kameraden mit ſich ans Schiff. Nun mußten ſich die übrigen drey Sclaven nicht weit vom Ufer an einem beſtimmten Orte aufhalten. Der engliſche Schiffer hielt darauf den Juden bis an den Abend auf, und bewirthete ihn während der Zeit ſo gut mit Engliſchem Biere, daß er endlich von dem ungewohnten Getränke völlig berauſcht wurde, und in die Kajüte des Botsmanns zur Ruhe gebracht werden mußte. Nun wurde ſogleich einer von den Sklaven mit einem Bote ans Land geſetzt, um ſeine noch daſelbſt befindlichen drey Kameraden zu holen. Wie ſie ſämmtlich an das Schiff zurückgekehrt waren, gaben der Schwede und Engländer jedem Sklaven einen Säbel, eine Flinte, zwölf ſcharfe Patronen, einen halben Anker Wein, ein Anker Waſſer, und eine Parthie kleiner Brötte und Zwiebacken in ihr Bot. Sie giengen darauf in der Nacht den 17ten May 1710 unter Segel, und ſuchten aus allen Kräften durch Segel und Ruder, die See zu gewin-

winnen. Eilf Tage und Nächte mußten sie mit ihrem kleinen Vorrathe die See halten. Des Nachts segelten sie aus vollen Kräften, und des Morgens giengen sie bald auf diese, bald auf jene von den levantischen Inseln ans Land, und verbargen sich den Tag über in Wüsteneyen, Hölen, Büschen, und wo sie am meisten sicher zu seyn glaubten. Nach vielen ausgestandenen Gefahren, Hunger und Noth, erreichten sie endlich Malta. Hier wurden sie sehr gut aufgenommen, und mit Kleidern, essen und trinken reichlich versorget. Hier verkauften sie auch ihr Bot und Gewehr, und der Italiener starb, weil er sich durch gar zu starkes Rudern überarbeitet hatte, auf dieser Insel. Von Malta gieng Drakenberg mit seinen übrigen Gefährten nach Livorno, wo sie von dem Römischkaiserlichen Minister einen Paß erhielten, und zu Lande durch Italien und Frankreich nach Bourdeaux giengen. Auf dieser Reise verlohr er einen andern seiner Gefährten, den Jütländer. Als er in Bourdeaux erfuhr, daß Dänemark mit Schweden in Krieg verwikelt wäre, gieng er zu Schiffe nach Arendal in Norwegen zurük. So kam er also endlich, nach einer langen Sclaverey, welche 15 Jahre und 5 Monat gedauert hatte, im 84 Jahre seines Alters wieder in sein Vaterland. Aber selbst in diesem hohen Alter und nach so vielen erlit-

tenen

tenen Drangsalen, war er doch des Seelebens nicht müde geworden, und von früher Jugend an die Unruhen deßelben gewöhnt, zog er es noch immer der Ruhe auf dem Lande vor. Schon 1711 segelte er wieder mit einem Hubert nach Spanien, und 1712 lies er sich von dem Schoutbynacht Voris zu Christiansand auf der nordischen Galerenflotte als Quartiermeister annehmen. Er ward auf der Galere Stormarn, welche der Commandeur Pfahl führte, angesezt. Wie groß noch iezt, in seinem 86 Jahre sein Muth und seine Kräfte waren, zeigte ein Vorfall, welchen er bald darauf mit dem Lieutenant Wessel, der nachher, unter dem Nahmen Tordenskiold, so berühmt wurde, hatte. Er war mit einem Bote nach Christina, um Geld zu holen, gesandt worden; hier gieng er bei Wesseln, welcher in einer Thür stand, mit seinen Leuten vorbei, ohne ihn zu grüßen. Wessel fand sich darüber, als Officier, beleidigt, und gab ihm mit dem Degen einige Hiebe. Er aber riß jenem den Degen aus der Hand, und warf ihn über das Haus. Zwar wurde er deshalb in Arrest genommen, kam aber, weil er in königlichen Geschäften ausgeschikt worden war, bald wieder los. Sechs Jahre diente er dem Könige Friedrich IV. in diesem Kriege, bis ihn endlich die Abnahme seines Gesichts überzeugte, daß er untüchtig

zum

zum fernern Seedienste sey. Er nahm daher 1717 nach vollendetem 91ten Jahre seinen Abschied von der Flotte, und reisete darauf nach Holstein, Lübeck und Caaland. Hier blieb er drey Jahre, und gieng nach geschlossenem Frieden nach Schweden, vermuthlich um eine Nation, gegen welche er unter drey Königen mit gefochten hatte, näher kennen zu lernen, oder auch vielleicht, um zu suchen, ob von seinen Anverwandten noch einige am Leben wären. 1722 kam er nach Nordjütland, und fand daselbst bey einer Frau Obristin Bieregaard auf Erslöffkloster eine so gute Aufnahme und alles, was er sich nur wünschen konnte, daß er sich hier sieben Jahre aufhielt. Während dieses Aufenthalts hatte er eine Begebenheit, welche zwar eine Kleinigkeit ist, aber doch seine Denkungsart und seinen Muth, selbst in einem so hohen Alter, beweiset. Die Frau von Bieregaard nemlich hatte einen Wagen mit Käse auf den Markt nach Wyburg geschickt. Einer von den vorhandenen Käufern tadelte solche. Drakenberg, welcher dadurch seine Wohlthäterin beleidiget hielt, fieng daher mit dem ungebettenen Tadler eine Schlägerey an, worinn er seinen Gegner überwältigte, und so handhabte, daß endlich viele von den Umstehenden dessen Parthie ergriffen, und dem alten Streithelden so übel mitspielten, daß er nach Erslöffkloster

löffkloſter zurückfahren mußte, und in eine ſchwere Krankheit fiel. Dieſe war ſo heftig, daß er einige Wochen an Krücken gehen mußte. Bey dieſer Gelegenheit ermahnte ihn der dortige Prediger, Herr Buſch, und ſtellte ihm ſeinen wahrſcheinlich nahen Tod vor. Die Ermahnungen ſchien er zwar anzunehmen, aber das letztere wollte er noch vor der Hand nicht glauben, ſondern antwortete: er wiſſe gewiß, daß er dieſesmal noch nicht ſterben würde, weil er noch vor ſeinem Tode einmal dem Könige vorgeſtellt werden ſollte. Dieß traf auch ein, als er ſich einige Jahre hernach in Kopenhagen aufhielt. Von hier ſandte er nachher auch dem Herrn Probſt Buſch ſein wohlgetroffenes Bildniß und ſeine Lebensbeſchreibung von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Verheyrathung, nebſt einigen Dukaten zu. Dieſe ſollte er an Leute, welche Drackenbergen in ſeiner Krankheit bedient hatten, vertheilen, jene aber der Frau Bieregaard geben. Einige Zeit nachher aber ward dieſe Lebensbeſchreibung einem Herrn von Paulſen auf Gunderupgard geliehen, und ſeitdem weis man nicht, wo ſie geblieben iſt.

1723 kam er zu dem Grafen von Daneſkiold Samſöe, welcher damals auf Engelsholm in Jütland wohnte, und reißte 1731 mit andern Bedienten deſſelben nach Kopenhagen. Hier ſtund er

einſt das Jahr darauf bey Tafel hinter des Grafen Stuhl, und hörte ein Geſpräch zwiſchen demſelben, einem ausländiſchen Miniſter, und andern Gäſten, an, worin ſich dieſe über ſein Alter und über ſeine Munterkeit unterredeten. Das Geſpräch wurde Franzöſiſch geführt, und man glaubte nicht, daß Drackenbergen dieſe Sprache bekannt ſeyn würde. Er aber verſtand ſie ſehr gut, und hörte mit groſſem Verdruſſe, daß die Gäſte der Verſicherung des Grafen von ſeinem hohen Alter nicht glauben wollten. Sogleich verließ er ſtillſchweigend das Zimmer, und trat, ohne jemanden ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen, ſogleich eine Reiſe zu Fuße durch Seeland und Fühnen nach Jütland an, und gieng von hier zu Schiffe nach Norwegen, um Beweiſe von ſeiner Geburt und ſeinem hohen Alter zu holen. Von dieſer Reiſe kam er im Anfange des folgenden Jahrs 1733 zu Lande durch Schweden zurück, und brachte den Geburtsſchein, welcher oben angeführt iſt, mit ſich. Eine Predigerwittwe in Norwegen hatte ihn auf dieſer Reiſe zugleich, durch ein einfaches Mittel, ſchnell von einer Krankheit befreiet, wogegen ihm niemand hatte Hülfe verſchaffen können. Er blieb übrigens bey den Grafen, und beſuchte ſeine Freunde in Jütland fleißig. König Chriſtian VI. hatte indeſſen auch von dieſem merkwürdigen

Manne

Manne, welcher unter der Regierung von fünf Dänischen Königen gelebt, und dreyen derselben gedient hatte, gehört. Er ließ sich also denselben den 21ten September 1735 von seinem Herrn dem Grafen, vorstellen, beschenkte ihn mit Gelde, ließ ihn in dem Zimmer, wo die königlichen Herrschaften speiseten, an einem besondern Tisch essen, und gab ihm eine Stelle beim Holm, ohne Zweifel den Dienst eines Hochbotsmanns, oder vielmehr die Einkünfte desselben. Daß seine Kräfte und Lust zu leben noch nicht abgenommen hatten, bewieß er ein paar Jahre nachher. Denn im May 1737 verlobte er sich zu Aarhuus mit der Wittwe eines verstorbenen Schiffers Asmus Larsen, gebohrne Bagge, und den 24. October wurde dieser bis auf einige Tage hundert und eilfjährige Bräutigam mit seiner sechzigjährigen Braut wirklich, in dem Hause des Herrn Grafen von Danesklold, getraut. Diese Ehe aber dauerte nicht lange; denn die Frau starb wenige Jahre nachher. Nach ihrem Tode fieng Drakenberg seine alte Lebensart wieder an, und hielt sich bald in Kopenhagen, bald in einer von den kleinen Städten, bald auf den Gütern hin und wieder in Nordjütland auf. Hier lief er einst mit einem noch lebenden Manne und einem jungen starken Diener in die Wette. Jener ließ ihn vorbey laufen, dieser aber

kam zuerſt ans Ziel. Darüber ärgerte ſich der alte heftige D. ſo, daß er den Bedienten, unerachtet ſeiner Stärke ergrief, und ihn, wie einen Ball zuſammen drückte. Der arme Menſch bekam davon das Blutſpeien, und ſtarb nicht lange nachher. Auf dem Gute Alingaard, wo er von dem Beſitzer ſehr wohl aufgenommen wurde, bekam er 1750 das kalte Fieber, und mußte drey Wochen das Bett hüten. Bey dieſer Gelegenheit erzehlte er, daß er in achtzig Jahren nicht krank geweſen ſey. Nur in Portugal habe er einmal das kalte Fieber gehabt; und er war auf den Arzt, der ihm damals geholfen, und ihm verſprochen hatte, er ſollte es nie wieder bekommen, ſehr böſe, daß dieſes Verſprechen nach achtzig Jahren dennoch fehlgeſchlagen ſey. Zwey Jahre nachher verwickelte ihn ſeine Hitze in eine ſchlimme Sache, welche aber zugleich ein Beweiß der Leibesſtärke iſt, welche er noch in ſeinem hohen Alter beſaß. Er reißte zu Markte nach Skive. In dem dortigen Wirthshauſe, wo er abtrat, herbergeten zugleich ſechs oder ſieben deutſche Glaßhändler und Scheerſchleifer. Dieſe ſtörten durch ihren Lerm des Nachts den alten D. im Schlafe, und als ſie, auf ſein Erinnern nicht ruhig ſeyn wollten, fuhr er halb nackend aus dem Bett, ergrief ſein langes Meſſer, welches er bey ſich führte, und jagte ſie alle,

nebst der Wirthin, welche sich darein mischte, zum Hause hinaus. Da er aber dabey diese und einen Scheerenschleifer hart verwundet hatte, so würde die Begebenheit nicht sehr gut für ihn abgelaufen seyn, wenn nicht der Stattvogt in Rücksicht seines hohen Alters und seiner Gönner und Freunde, die Sache gütlich beygelegt hätte. Indessen hatte er doch auch bey diesem Gefechte so viel davon getragen, daß er drey Wochen das Zimmer hüten mußte. Dies schadete ihm aber so wenig, daß er bald wieder bey vollen Kräften war, und starke Reisen vornahm, so daß er einst in einem Tage nach einem Orte hin und zurück ritt, welcher drey starke Meilen von seinem Wohnorte entfernt war. Fünf Jahre hielt er sich auf Alingaard auf, und er würde vielleicht noch länger da geblieben seyn, wenn er sich nicht in ein junges hübsches Bauermädchen auf diesem Gute verliebt hätte, welche sich aber nicht mit ihm verheirathen durfte. Darüber ward er verdrüßlich, und gieng nach Lille Roe, einem Hause, welches der Gärtner des Guts Obiaer bewohnte, bey welchem er sich in die Kost begab, weil er, wie er sagte, dem Besitzer des Guts nahe sein wollte, und weil die Frau des Gärtners ihm sein Essen besonders nach seinem Geschmacke zubereitete. Seine Unbeständigkeit trieb ihn aber auch von hier, nach dreyviertel-jahren, nach Aarhuus. Seine

Seine meiste Beschäftigung zu Lille Roe bestand darinn, daß er die Gutsherrschaft zu Oklaer täglich besuchte. Erzürnten ihn aber hier die Dienstbotten auf die mindeste Weise, so lief er zornig weg, und kam in etlichen Tagen nicht wieder. Auch bey diesem Aufenthalte bewarb er sich mehrmalen um Wittwen und Mädchen, wobey er sehr heftig und verliebt war. Doch sah er bey seinen Bewerbungen sehr auf Arbeitsamkeit, wenn ihn gleich Schönheit auch eben nicht abschreckte. Er erbott sich bei seinen Bewerbungen auch wohl, wenn es seiner schönen gefiele, allein zu schlaffen; und sein Lebensbeschreiber meint, daß eben dies ihm manchmal den Korb zuwege gebracht hätte. Dieses verwandelte indessen, wie natürlich, immer seine Liebe in Haß. Einmal glückte es ihm doch so weit, daß ein Mädchen Hochzeitgeschenke von ihm annahm; aber ein junger rascher Schmid beraubte ihn dieses Schatzes, und er war anfangs darüber untröstlich. Nachdem sich aber der erste Schmerz gelegt hatte, tröstete er sich weislich damit, daß ein junges Mädchen, welches einen so schwarzen Schmied heirathete, eines so schönen alten Mannes, als er wäre, nicht werth seye.

So lange es ihm seine Kräfte erlaubten, besuchte er immer von Aarhuus aus seine Bekannte in der dortigen Gegend, besonders zu Oklar und Alingaard.

Aber

Aber er mußte ſich auf dieſen Reiſen von einem andern führen laßen; denn ſeit 1756 waren ſeine Augenlieder ſo ſchwer geworden, daß er ſie kaum aufſchlagen konnte. Den 20ten Auguſt 1771. machte er ſeine lezte Reiſe nach Bugholm bei Horſens, wohin er alle zwei bis drei Jahr einmal zu reiſen pflegte. Diesmal war er ſchon ſehr ſchwächlich. Er blieb auch nur eine Nacht da, und nahm mit thränenden Augen Abſchied, indem er hinzufügte; "Nun ſehen „wir uns eher nicht wieder, als in dem Reiche Got„tes." In den lezten zwei Jahren ſeines Lebens war er kaum 6 bis 8 Stunden täglich außer dem Bette, doch gieng er noch täglich, wenn es das Wetter erlaubte, mit ſeiner Aufwärterin ſpazieren. Nicht lange vor ſeinem Tode gerieth er in eine große Gemüthsunruhe wegen ſeines geführten Lebens, von der ihn aber ſein Beichtvater befreyte. Er bekam darauf ein Verlangen nach dem Tode, welchen er vorher gefürchtet hatte. In dem letzten Jahre ſeines Lebens ward er vom Schlage gerührt, und wenn er gleich davon wieder hergeſtellt wurde: ſo ſchien doch ſein Verſtand dadurch gelitten zu haben, und ſein Körper gerieth in eine Unwirkſamkeit. Er war mit beſtändigem Sauſen in den Ohren geplagt, und dieſe Schwachheit machte ohne Zweifel des Nachts ſeine Phanthaſie rege, da er denn bald einen Engel Gottes, der vor

ihm sang, bald ein altes Weib zu sehen glaubte, das ihm viele tausend Teufel zuführte, aber auch davor wichtige Stockschläge erhielt. 1772 den 27ten Sept. bekam er eine Beklemmung des Herzens und ein Schluchzen, und seine Sprache nahm darauf immer mehr ab, und in den zwei lezten Tagen sprach er gar nicht mehr. Am 9ten October schlief er ruhig ein; und hatte also, bis auf 40 Tage, 146 Jahre gelebt.

Er war von mittelmäßiger Grösse, breit von Schultern, hatte starke Muskeln, Sehnen und Knochen, und so ungewöhnliche Kräfte, daß niemand solche versuchen mogte. Sein Alter sagte er nicht gern, und konnte es nicht leiden, daß man ihm dasselbe vorsagte. Im Gesichte sah er wohl und beßer aus, als ihn sein Kupferstich vorstellt, welcher übrigens wohl getrofen ist. Gegen Verstopfung, womit er häufig geplagt war, brauchte er eine Bleikugel, welche ihm auch immer half. Seine Zähne zog er sich, wenn sie schmerzten, selbst aus. Sein Kopf war zulezt fast ganz kahl, besonders aber verschafte ihm sein langer silberfarbner Bart, welchen er sorgfältig pflegte, so wie er überhaupt sehr reinlich und zierlich war, ein ehrwürdiges Ansehen.

Sein Gedächtniß war sehr gut, und wenn er munter war, pflegte er seine Begebenheiten zu erzehlen, wobei ihm die Blutigsten am meisten zu gefallen schienen,

ſchienen. Er war rachgierig, heftig, ſchwer zu verſöhnen, und konnte keinen Widerſpruch leiden, ſondern bewies es alsdenn gern handgreiflich und fühlbar. Auf ſein hohes Alter war er ſtolz, wenn er gleich nicht leiden konnte, daß man davon ſprach. Er ſah alle Menſchen als ſeine Kindeskinder an, und als ihm einmahl 1769 in einer Geſellſchaft geſagt wurde: " Drakenberg, das iſt der Prinz — von — der mit euch redet; " antwortet er: " Gott ſegne euch; „ ich habe euren Großvater ſehr wohl gekannt." In ſeinem Alter war er ſehr andächtig: aber erſt von 1767 an führte er ein ordentliches Leben. Wenn er es umſonſt haben konnte; ſo trank er zuweilen einen Rauſch. Er hatte 7 Däniſche Könige, nemlich Chriſtian IV. Friederich III. Chriſtian V. Friederich IV. Chriſtian VI. Friederich V. Chriſtian VII. erlebt. Von ſeinem 13ten bis in ſein 91ſtes Jahr wahr er zur See gefahren, und von der Zeit an faſt immer zu Lande gereiſet. Er wurde endlich mit vieler Feyerlichkeit, und unter Begleitung des Stifftamtmanns, des ganzen Staatsmagiſtrats, vieler Officiere, der Geiſtlichkeit, und vieler Bürger und Bauren, zu Aarhuus beerdigt.

VII.

Leben des Ritters Poivre, weiland Intendanten der Bourbon-Inseln.

(Aus dem Journal Encyclopedique 1786 December.)

Herr Poivre war der Sohn eines Kaufmanns, und wurde zu Lion 1719 geboren. Schon früh faßte er eine Neigung zum Reisen, und legte sich deswegen mit Eifer aufs Zeichnen und Malen, als wodurch er in den Ländern, die er einst besuchen wollte, am besten fortzukommen hofte. Er wurde bei den Missionaren von St. Joseph in Lion erzogen, und die Jesuiten, die seine Talente bald bemerkten, suchten ihn seinen Lehrern aus den Händen zu spielen. Ihre Versuche glükten ihnen nicht, und der junge Poivre nahm daher Gelegenheit, seine Eltern zu bitten, ihn nach Paris zu schiken, wo seine Erziehung bei der Mission der Fremden glüklich vollendet ward. Er wählte sich den Stand seiner Lehrer, und lies sich noch uneingeweiht nach China schiken, von wannen er nach Cochinchina gehen sollte. Als er in Kanton war, ward ihm ein angebliches Empfehlungsschreiben mitgetheilt, das ihn aber als einen Verbrecher ankündigte, welcher den Tod verdient hätte. Es war sein Glück, daß er die Landessprache wußte; er konnte sich also

ver-

vertheidigen, und der Statthalter von Kanton, der sein Richter war, ward sein Beschüzer, und verschafte ihm viele Freyheiten, das innere des Landes kennen zu lernen, die andern Europäern versagt werden. Er hielt sich in China 2 Jahre auf, und begab sich, seiner Bestimmung gemäs, nach Cochinchina, wo er eben so lange blieb, und bei seiner Rückkehr fand er den Statthalter von Kantan sich noch immer geneigt. 1745 wollte er nach Europa zurükkehren, seine Familien zu besuchen, sich weihen zu laßen, und dann anderswohin zu gehen, wenn der Orden ihn verschiken wollte. Das französische Schiff, worauf er sich befand, ward in der Enge von Banca von einem besser bemannten Englischen angegriffen. Poivre zeigte sich während dem Gefechte überall, wo Entschlossenheit und Muth nöthig war. Dabei nahm ihm eine Kanonenkugel die Hand weg, und alles was er dazu sagte war: Nun ist mein Malen aus. Das Schiff ward genommen, und Poivre auf das Englische gebracht, wo er 24 Stunden ohne Verband unten im Schiffsraum lag. Der kalte Brand war schon zugeschlagen, als man anfieng sich um ihn zu bekümmern, und der Arm mußte höher abgenommen werden, als sonst nöthig gewesen wäre. Gleich nach der Operation kam Feuer im Schiff aus, und der Kranke verblutete sich ungemein; dies aber rettete ihn von

einem

einem Entzündungsfieber, das in dem heisen Indischen Clima höchst gefährlich ist. Dies war nicht sein einziger Verlust, er verlohr zugleich sein Tagebuch über China, Cochinchina und Macao, worinn ein Hause köstlicher Zeichnungen waren. Vielleicht sind diese Manuscripte noch in den Händen der Engländer, wiewohl das Publicum sie schwerlich erhalten dürfte, da sie schon über 40 Jahre verlohren sind. Die Engländer setzten aus Mangel der Nahrungsmittel ihre Gefangene bei Batakia aus, und ließen sie frey gehen. In dieser Holländischen Stadt hielt sich Poivre 4 Monate auf, und erlangte sehr echte Kenntniße über den Anbau der edlen Spezereyen, die die Holländer damals ausschließlich besassen, weil sie auf ihren Inseln einheimisch sind. Nachher gieng er nach Merqui, einem Siamschen Haven, setzte sich auf ein elendes Schiff, welches durch häufige Stürme genöthigt wurde, oft anzuhalten und zu landen, bevor es nach Bondicheri kam. Auf dieser oft abgebrochenen Farth hatte unser Mann Gelegenheit, die Sitten und Verfaßung der Malaien und Siamesen kennen zu lernen. So schweifte er eine zeitlang auch an den Afrikanischen Küsten herum, bis er endlich auf einem Holländischen Schiffe nach Europa zurük segeln konnte. Ein Kaper von St. Malo brachte das Schiff bei der Einfuhr in den

Eng-

Engliſchen Kanal auf, ward aber 4 Tage drauf durch eine Engliſche Fregatte weggenommen, Poivre und andre nach Guernſey gebracht, und nach 8 Tagen, bei Unterzeichnung des Friedens, los gegeben.

Weil er in Aſien ſo viel nüzliche Bemerkungen gemacht, und die Chineſiſche, Cochinchineſiſche und Malaiſche Sprache erlernt hatte, ſo heftete die Franzöſiſche Oſtindiſche Compagnie ihre Augen auf ihn, und machte, daß er 1749 unter Königl. Firma, nach Cochinchina geſandt ward, um daſelbſt einen neuen Handlungszweig zu gründen. Er war in ſeiner Geſandtſchaft ſehr glüklich. Der König von Cochinchina erſtaunte über einen jungen Europäer, mit welchem er ohne Dollmetſcher ſprechen konnte, und bewies ſich ungemein gütig gegen ihn. Dieſer Fürſt war großmüthig und gefühlvoll, aber ſchwach und träge. Poivres Tagebuch hat er bei dieſem Könige gelaſſen. Wir werden es wohl erhalten, und daraus die traurigen Folgen des fürſtlichen Müßigganges und das Elend eines Volks erſehen, das einem Deſpoten unterworfen war, den man beredet hatte, es ſey ſeiner Würde angemeſſen, als Pflanze in ſeinem Palaſt zu leben. Die Geſchenke ſogar, welche Poivre von dieſem Könige erhielt, brachte er bei ſeiner Rükkehr nach Iſle de France in das Waarenlager der Compagnie, und da er ſich einige Stüke hat-

te ſtehlen laßen, ſo erſetzte den Werth mit baarem Gelde. Haben wohl je die Engliſche, Holländiſche und Franzöſiſche Compagnieen einen ſo treuen Diener gehabt? Die günſtigen Geſinnungen, worin Poivre den König von Cochinchina gelaßen hatte, hätten ein Grund von ſehr wichtigen Speculationen werden können, aber ſie ſind ſonderbarerweiſe hintangeſetzt. Durch die Einführung und Naturaliſierung des Pfefferbaums, der Zimmtſtaude, verſchiedener Farbengewächſe nebſt verſchiedenen Fruchtbäumen hatten Poivre zum Wohlthäter von Iſle de France gemacht, 16 Jahre vorher, ehe er ſich dünken lies, daß er wohl einmal Statthalter daſelbſt werden könnte.

Er hatte auch Reiß dahin gebracht, wie ſolcher auf den Bergen in Cochinchina wächſt, der nur eine mäſſige Wärme und gar kein Begießen bedarf. Von demſelben hatte er einige Erndten mit angeſehen, weil aber nach ſeiner Abfarth der Anbau dieſes Reiſes den Negern anvertraut ward, die ihn wie andern Reis begoſen; ſo gieng er aus, und die Hoffnung ihn nach Europa zu verführen und die mittägigen franzöſiſchen Provinzen damit zu verſehen, war auf einmal dahin.

Nach ſeiner Rückkunft von Cochinchina ward Poivre von der Compagnie nach Manilla geſandt, er war in ſeinen Verrichtungen nicht glücklich, weil

dieſer

dieſer geheime Auftrag ihm Feinde zugezogen hatte, die ihm alles in den Weg legten; indeßen hatte er ſich die Spanier zu Freunden gemacht, und das Land auf ſeiner Rückreiſe kennen gelernt, wodurch er denn im Stande war, auf einer zweiten Reiſe, die den Endzweck hatte, die feinen Spezereyen auf Iſle de France einheimiſch zu machen, ſeine Abſicht zu erreichen. Bei dieſer Heimkehr brachte er 5 Muskatpflanzen und eine ziemliche Menge Muskatnüße, die keimen wollten, davon. Gewürznelken hatte er nicht bekommen können, ohne nach den Molukkiſchen Inſeln zu gehen, weil ſie nur in dem Zuſtande verkauft werden, daß ſie ſich nicht wieder beſaamen können. Weil er Europa ſehr jung verlaßen, und noch nicht Erfahrung genug geſamlet hatte, ſo hatte er ſich eingebildet, daß eine große Handelsgeſellſchaft ihren Nuzen immer vor Augen haben, und ſo wohl in ihren Entwürfen als Entſchlüßen ein ſtetter Zuſammenhang ſein müßte.

Aber auf Iſle de France ſahe er, daß die Oſtindiſche Compagnie, wie alle Geſellſchaften und ſo gar die republikaniſchen Staaten zwei Partheyen in ſich begreift, daß der nunmehrige Vorſteher derſelben nicht mehr derjenige war, welcher ſeine Reiſe begünſtigt und ſeine Arbeiten gebilligt hatte; daß an der Spize dieſer neuen Parthei, die nun das Obergewicht hatte,

ein

ein Direktor ſtand, der ſich ein Vergnügen daraus machte, die von ſeinen Vorgängern gebilligten Entwürfe der Gegenparthey zu ſchmälern, und welcher als Holländer von Geburt ſein neues Vaterland (Frankreich) in einer ſo wichtigen Sache, als die ſeinen Gewürze, nicht gern mit ſeinem Vorigen in glüklichem Wettſtreit ſah. Poivre ſah bald, wie wenig für ihn zu thun war, er hielt ſich an Bouvet, welcher ein Interims-Commando auf Iſle de France hatte, und zeigte ihm die Wichtigkeit ſeiner Unternehmungen, und die Gewißheit eines guten Erfolgs ſo klärlich, im Fall man nur ein Schif dazu hergeben wollte, daß Bouvet es wagte, der mächtigſten Parthey zu mißfallen und den neuen Argonanten eine kleine alte Fregatte von 160 Tonnen anvertraute, wofür ihm Poivre zeitlebens dankbar geblieben iſt, obgleich das elende Fahrzeug noch elender bemannt und verſehen war. Mit dieſem ſegelte er 1754. nach Manilla und kam daſelbſt mit lekem Schiffe und faſt ohne Waßer für ſeine arme Mannſchaft an, welche täglich eine ganz kleine Portion empfangen hatte. Er fand Manilla in Aufruhr, den ſpaniſchen Statthalter mit den benachbarten Nationen im Streit, und den König gefangen. Poivre that, was er konnte, den Aufruhr zu dämpfen, und machte ſich zu Manilla ſo beliebt, als er zu Cochinchina geweſen war, ſo,

daß

daß er auch das Schikſal des gefangenen Königs sehr erleichterte. Er gewan die Freundſchaft deſſelben und ſeiner Familie, ſahe ſich geehrt und geliebt von den Spaniern, verkaufte ſeine Ladung, machte ſein Schiff wieder flott, und fuhr nach den Specerey-Inſeln ab. Als er nach Iſle de France kam, fand er Bouvet nicht da, und der neue Statthalter hatte keine günſtige Befehle für ihn. Seine Gönner in Frankreich hielten ihn für tod, und man hatte ihn, wie ſeine Unternehmung, vergeſſen. Er lieferte der Geſellſchaft ſeine Ladung, die mit Vortheil verkauft ward, und hielt um ſeine Rükkehr an, die er auf einem Schiffe machte, welches zu Madagaſcar überwinterte, wodurch er ſich wieder neue Kenntniße verſchafte. Ueberhaupt ließ er keine Gelegenheit fahren, alles, was ſeinem Vaterlande Nuzen konnte, aufzuſammeln und kaum läßt ſich die Menge ſeiner Dienſtleiſtungen aufzählen.

Poivre ließ ſich in einem ſehr angenehmen Gefilde bei Lion nieder, wo er ganz den Wiſſenſchaften lebte, und die ſeltenſten Pflanzen aller 4 Welttheile bauete. Er las bei der Akademie der Wiſſenſchaften zu Lion 2 Aufſäze vor: Beobachtungen über die Sitten der Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Völker; von welchen Aufſäzen man ſagte, ſie enthielten mehr Sachen als Worte. Mitlerweile hat ſich ſein Ruhm

weit verbreitet, und man sah, daß es, wo möglich, heilsam wäre, viele Fehler der Administration der vorigen Statthalter auf den Inseln de France und de Bourbon wieder gut zu machen, und daß nur Poivre der Mann dazu wäre. Der König verliehe ihm diese Statthalterschaft, er nahm sie, und gieng dahin ab. Er fand die Inseln fast ganz in Verderb. Landbau, Handel, Bevestigung, alles lag in gleicher Versäumniß. Er kam, und bald war alles in blühendem Zustande. Weil sich 1770 ein Krieg anließ, schikte der König 10000 Mann nach Isle de France. Die ankommenden Schiffe hatten ihre Takelwerk verlohren, und weder Mundvorrath noch Gold mitgebracht. „Ich weiß wohl, daß voller Mangel da sein wird, schrieb der Herzog von Choiseül an Poivre, aber Sie sind da; darauf rechnen wir." Poivre brachte auch alles durch seinen Credit und ausgestellte Wechsel in Ordnung. Endlich hatte er auch das Glük, die Bemühungen und das Vertrauen, woran er 25 Jahre gearbeitet hatte, glüklich ausschlagen, und von den molukischen Inseln so viel Muscatpflanzen und Nelkenbäume bringen zu sehen, daß er dieselben einheimisch machen konnte. Die Herren Provost und D'Etscheueri, die er mit Wechseln an verschiedene indische Fürsten, deren Gewogenheit er vorlängst gewonnen hätte, und besonders an den König Yolo,

dem er glükliche Dienste erwiesen, abschikte, durchreißten im besten Vernehmen den ganzen Ost der molukischen Inseln, und erhielten von den Königen von Gibi und Patani, welche von den Holländern unabhängig sind, eine Menge Pflanzen jener kostbaren Bäume, viele Beeren und fruchtbare Nüße, mit denen sie, aller Hindernisse ungeachtet, den 24ten Junius 1770 auf Isle de France ankamen. Im Taumel über dieses neue köstliche Geschenk wollte man einen Befehl auswirken, daß des Verraths derjenige schuldig sein sollte, der eine Pflanze dieser neuen Bäume mit Wurzeln auf eine andre Kolonie brächte. Poivre aber war der Meinung nicht, ob er gleich anfänglich, durch die Menge überstimmt, sein Ja dazu geben mußte, und brachte es beim Könige so weit, das Muscat- und Nelkenbäume, sowohl nach der Bourbon-Insel, als in das Französische Guiana zu schiken erlaubt ward, wo sie auch sehr gut eingeschlagen sind. Krieg, meinte er, oder ein Orkan, könnte auf einmal den ganzen Fortgang dieser vortheilhaften Gewächse hemmen, und gab dies zu seiner Ursache an. Er kaufte der Compagnie ein Stük Land ab, welches er Mont-Plaisir nannte, und zu seinem Garten machte, der an Reichthum und Nüzlichkeit der Gewächse, aus beiden Hemisphären gesammlet, den Holländischen auf den Tag der G. H. den Rang

ſtreitig machte. Dieſen Garten hat der König nachher ſo wohlfeil gekauft, als ihn die Compagnie verkauft hatte. Die Einwohner von Guiana errichteten, Poivre zu Ehren ein Denkmal in einem Garten zwiſchen vier ſchönen Alleen von Nelkenſtauden. Poivre verließ Iſle de France im Jahre 1773 und brachte ein ſehr mäßiges Vermögen von daher mit; als er nach Verſailles kam, fand er ſich nicht allzugnädig aufgenommen. Die neue Regierung aber verſchafte ihm die ehrenvolleſten Aeußerungen der Zufriedenheit des Königs mit 12000 Livres; den St. Michaels-Orden hatte er ſchon erhalten. Poivre, der Patriot, ſtarb endlich zu Lion den 6 Januar 1786, und hinterließ den Seegen und die Verehrung der Hinterbliebenen in mehreren Welttheilen.

VIII.

Nachricht von der wunderbaren Erhaltung einiger Schiffsleute.

In dem Journ. Encyl. vom Jahre 1775 wird folgende merkwürdige Begebenheit von etlichen rußiſchen Schiffsleuten erzählt, welche verſchiedene Jahre lang auf einer wüſten Inſel wunderbarer weiſe erhalten worden; und es iſt zu verwundern, da dieſe Geſchichte alle untrügliche Kennzeichen der Glaubwürdigkeit

digkeit hat, daß sie über dreyßig Jahre lang in so fern unbekannt geblieben, daß sie nirgends gedruckt zu finden gewesen.

Im Jahre 1743 schikte Jeremias Okladinkof, ein Kaufmann von Mesen, einer in dem Archangelschen Distrikte gelegenen Stadt, ein Schiff so mit 14 Mann besezt war, auf den Wallfischfang nach Spitzbergen ab.

Die ersten 8 Tage über gieng ihre Schiffarth sehr glüklich: am 9ten Tage aber änderte sich der Wind, und anstatt den Strich nach der westlichen Seite von Spitzbergen zu halten, wurden sie nach den östlichen Gegenden verschlagen, wo eine Insel ist, so bey den Rußen Malobrun heißet; von selbigen war das Schiff etwa noch 3 Werste entfernet, als sie sich von allen Seiten mit Eis umgeben sahen. Bey so bedenklichen Umständen hielten sie unter sich Rath, und der Unter-Bootsmann Alexi Himkof erinnerte sich, gehöret zu haben, daß vor wenigen Jahren einige Einwohner von Mesen nicht weit vom Ufer eine Hütte auf dieser Insel erbauet, und den Winter daselbst zugebracht hätten. Dieses gab ihnen wieder Muth und Hoffnung, und sie beschloßen sich in der Hütte so lange aufzuhalten, bis das Meer vom Eise wieder frey seyn würde. Es wurden also ihrer viere erwählet, welche diesen Ort aufsuchen, oder sonst ein Mittel zu Ret-

tung des Schiffsvolks, welches seinen Untergang vor Augen sahe, ausfindig machen sollten; selbige waren, 1) der Unterbootsmann, 2) ein junger Mensch von seiner Verwandschaft, 3) einer Namens Stephan Scharapof, und 4) Theodor Weragin. Da die Insel, wohin sie sich begeben sollten, wüste war, so versahen sie sich mit etwas nöthiger Geräthschaft, doch so, daß sie nicht zu schwer zu tragen hatten; sie nahmen nemlich eine Flinte, Pulfer und Kuzeln zu 12 Schuß, eine Art, ein Meßer, einen kleinen Keßel, ohngefehr 12 Pf. Mehl, ein Schießkäftgen, eine mit Tabak angefüllte Blase, und jeder eine Pfeife mit sich. Sie mußten ihren Weg über die Eisschollen nehmen, die der Wind und die Wellen beständig in die Höhe hoben, und also den Uebergang höchst beschwerlich und gefährlich machten. Endlich kamen sie glüklich ans Land, durchliefen die Insel und entdeckten auch die Hütte, ungefehr anderthalb englische Meilen vom Ufer. Sie war 36 Fuß lang, 18 Fuß hoch, ungefehr eben so breit, und vor dem Eingange eine Abtheilung von einer Breite von 12 Fuß. Diese Hütte war durch die Länge der Zeit ziemlich zerfallen, indeßen mußten sie in selbiger die Nacht zubringen, und mit Anbruch des Tages begaben sie sich eiligst ans Ufer, um ihren Cameraden diese glükliche Entdekung bekannt zu machen, und was sie während

ihres

ihres Aufenthalts auf der Insel nöthig haben möchten, mit Ausladung zu helfen. Allein wie groß war ihre Verwunderung und ihr Schrecken, als sie an den Ort gelangten, wo sie ans Land gekommen waren, und das Meer mit Eisschollen bedekt, von ihrem Schiffe aber nicht das geringste sahen. Es hatte sich in der vorhergegangenen Nacht ein Sturm erhoben, und selbiger das Eis zusammen getrieben, vermuthlich alles zerschmettert und in Grund versenket; wie man denn weder von dem Schiffe, noch von den auf selbigem sich befundenen Leuten jemals etwas erfahren hat.

Denn vor diesem Unfall zwar bewahrten, aber doch allemal höchst unglüklichen vier Personen blieb also nichts übrig, als nach ihrer Hütte zurük zu kehren, und daselbst der Gefahr und dem mancherley Elende, so von allen Seiten her auf sie wartete, entgegen zu gehen, ohne Hoffnung, jemals ihr Vaterland wieder zu sehen. Die Bretter in ihrer Wohnung waren von der Kälte ganz auseinander getrieben, daher sie um den Schaden zu bessern, die Rizen mit Mooß verstopften, deßen sie genug daselbst fanden, und die Arbeit war ihnen nicht schwer, da in Rußland ein jeder Baur mit der Axt umgehen, und sich sein Haus selbst bauen kann. Vor allen Dingen aber waren sie darauf bedacht, sich Lebensmittel zu verschaffen; mit den 12 Schuß, so sie mit genom-

men hatten, erlegten sie 12 Rennthiere, womit sie sich zwar eine Zeit lang nähren konnten, aber nicht auf die Länge. Die strenge Kälte, welche auch unter diesem Himmelsstriche nur einige Arten von Thieren leben läßet, hindert allen Wachsthum von Kräutern und Pflanzen. Man siehet da weder Bäume noch Buschwerk, und die armen Leute wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, um sich der Kälte zu erwehren, und irgend durch eine andre brennbare Materie den Mangel des Holzes zu ersetzen. Unter diesen ängstlichen Betrachtungen gingen sie längst dem Ufer herum, und entdeckten endlich etwas von einem gescheiterten Schiffe wie auch Bäume, so vermuthlich der Wind anderer Orten aus der Erde gerißen, und die See hier ausgeworfen hatte! dieses diente ihnen zur Feurung, wie sie denn auch angeschwemmte Bretter fanden, und in einem derselben einen grossen eißernen 5 bis 6 Zoll langen Hacken, desgleichen verschiedene Nägel und anderes Eisenwerk; lauter Sachen, die ihnen bei ihren jezigen Umständen von großem Werthe waren. Indeßen hatten sie das vorräthige Pulfer verschoßen, ihre Lebensmittel giengen zu Ende, und sie hatten, in Ermangelung eines andern Mittels Wild zu fällen, den Hunger, und einen unvermeidlichen Tod erwarten müßen, wenn nicht ein glüklicher Zufall sie aus dieser Noth errettet, und

den

den Abgang erſetzet hätte. Mit dem gefundenen Eiſen gruben ſie eine lange ſtarke Wurzel aus der Erde, welche in die Krümme gewachſen war, und ihr Meſſer diente ihnen dazu, ſelbiger vollends die Geſtalt eines Bogens zu geben; nur fehlte es ihnen an einer Saite und an Pfeilen; und da ſie nicht wußten, wie ſie dergleichen würden verſchaffen können, ſo begnügten ſie ſich vors erſte, eine Art von Lanze zu verfertigen, um ſich gegen die weißen Bären zu vertheidigen, welche ſehr grauſam ſind, und von denen ſie mit ſteten Anfällen bedrohet wurden. Hier aber ereignete ſich eine neue Schwierigkeit, da ſie keinen Hammer hatten, und ohne ſelbigen die Lanzen nicht zuſpitzen konnten. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen fielen ſie darauf, den gefundenen Hacken zu einer Lanzenſpitze zuzubereiten. Sie machten ihn alſo im Feuer glühend, und ein Loch, ſo in der Mitte war, mit einem ihrer großen Nägel nach und nach weiter; ſo, daß ſie eine Stange an den Spieß anbringen konnten, ein großer Stein diente ihnen zum Amboß, und ein paar Rennthier-Gewehe anſtatt der Zange; auf dieſe Art ſchmiedeten ſie ſich zwey ſpitzige Eiſen, welche ſie mit Riemen aus Rennthierfell, an lange Stäbe oder Aeſte von Bäumen befeſtigten, ſo die See ausgeſpület hatte. Mit dieſen Wafen verſehen, machten ſie ſich an einen weißen Bär, und nach einem lan-

gen und gefährlichen Kampfe, tödteten sie endlich das Thier, welches ihnen zu einem frischen Nahrungsmittel diente, und von recht gutem und fast dem Rindfleische ähnlichen Geschmak war. Sie fanden auch, daß die Sehnen dieses Thieres schmiedig waren, und sich von einander theilen ließen, so, daß sie damit eine Saite für ihren Bogen machen konnten. Sie schmiedeten darauf kleine spitzige Eisen und befestigten dieselben mit einem dünnen von ihnen verfertigten Stricke an die Pfeile; mit noch feinern, die wie Bindfaden waren, befestigten sie an das andere Ende der Pfeile Federn, die sie von einigen gefundenen Seevögeln nahmen, und auf diese Art verschaften sie sich Schießgewehr, womit sie 250 Rennthiere und eine große Anzahl blauer und weiser Füchse erlegten, das Fleisch dieser Thiere diente ihnen zur Speise, und ihre Häute und Bälge zur Kleidung. Auf der Bärenjagd waren sie nicht so glücklich, sie tödteten deren nur 10, und jedesmal nicht ohne Lebensgefahr. Den ersten fielen sie, wie gedacht, selbst an; allein die neun andern wurden Vertheidigungsweise erleget, da sie nehmlich von diesen Thieren selbst waren angefallen worden, wie denn einige derselben, vermuthlich aus Hunger, so gar auf ihre Hütte loß gingen, und voller Wuth hinein zu dringen suchten. Ein solcher beständiger Krieg mit den weisen Bären war ungemein

gemein beſchwerlich für die armen Leute, welche immerfort auf ihrer Hut ſeyn, und beſorgen mußten, von dieſen wilden Thieren zerrißen zu werden.

Mitten auf der Inſel fanden ſie eine Art von Tonerde, davon ſie ſich Lampen machten: denn da es daſelbſt einige Monate lang faſt immer Nacht iſt, ſo machte ihnen ſolches ihren Aufenthalt um ſo viel ſchreckhafter: Eine Lampe war ihnen daher höchſt nöthig, und ſie füllten ſelbige mit Rennthierfett, und brauchten Skarpie zum Dachte, allein das Gefäß war nicht haltbar; von der Hitze ſchmelzte es, und das Fett tripte durch. Sie verfertigten alſo eine andre Lampe, ließen ſelbige an der Luft trocknen, brachten ſie ans Feuer, und tauchten ſie darauf ganz heiß in den Keſſel, worinnen ſie Waßer und Mehl gekocht, und daraus eine Art von Kitt gemacht hatten, dieſe Erfindung gelung ihnen, und das Fett drang nicht mehr durch, doch um mehrere Sicherheit willen, tränkten ſie einige Faden von Linewand in ihren Kitt, oder Kleiſter, und umwunden damit die Lampe, welche auf dieſe Art völlig feſte, und wie mit einer Glaßur überzogen wurde. Auf eben dieſe Art verfertigten ſie noch eine zweyte Lampe, im Fall die erſte zerbrechen ſollte, und behielten ihr noch übriges Mehl auf, um ſolches zum Kitte für die Lampen zu gebrauchen, dafern ſie in der Zukunft deren mehrere nöthig haben ſollten. Ihre Hütte

ver-

verwahrten sie mit angeschwemmten Dackin, einer Art von Hanf, so man zu Ausbeßerung der Schiffe braucht, und welches ihnen zugleich dazu diente, um Dacht davon zu machen, wozu sie, wenn ihnen diese Materie abgieng, ihre Hemden und Schiffer-Hosen nahmen, und solchergestalt ihre Lampen beständig im Stande erhielten. Doch hier ereignete sich ein neuer Mangel. Sie verbrauchten auf diese Art ihre Kleidungsstücke, die ohnedem zerrißen, und ihre Schuhe abgetragen waren, gleichwohl sollten sie bey herannahendem Winter etwas haben, um sich gegen die Strenge Kälte zu verwahren. An Rennthierhäuten und Fuchsbälgen fehlte es zwar nicht, die Schwierigkeit war nur sie zum Gebrauch zu zubereiten, und das setzte sie in keine geringe Verlegenheit. Endlich stellten sie einen glüklichen Versuch mit Gerbung der Rennthierhäute an, weichten selbige etliche Tage lang in frischem Wasser, so, daß die Haare sich davon abbringen ließen, und rieben sie hernach so lange bis sie trocken wurden, tränkten sie darauf mit Rennthierfett, und dadurch wurden sie schmiedig und brauchbar. Mit den Fellen, die ihnen zu Pelzen dienen sollten, verfuhren sie eben so, nur mit dem Unterschied, daß selbige nicht länger als einen Tag in kaltem Waßer liegen blieben; ein Stück Drath war ihre Nähnadel, und die kleinen Sehnen von Rennthieren vertraten die Stelle des Zwirns.

So

So sinnreich machte die Noth, jene Lehrerinn so mancher Künſte; ſie überwanden, um ſich zu erhalten, unzählige Schwierigkeiten. Indeßen blieb ihre Lage immerfort ſehr traurig, und wann ſie einen Blik in die Zukunft thaten, ſo ſtellten ſich ihren Augen nichts als niederſchlagende Ausſichten dar. Alexi Himkof inſonderheit, war Ehegatte und Vater; ſeine Frau und Kinder lagen ihm am Herzen, alle aber dachten mit Schreken an den Fall, wenn einer nach dem andern ſterben, und der Lezte von ihnen ein Raub der wilden Thiere werden würde. Dieſe ängſtliche Vorſtellungen verdoppelten ſich, als Teodor Waregin eine tödtliche Auszehrung bekam; er litt heftige Schmerzen, und ſo ſehr auch ſein Zuſtand ſeinen Gefährten zu Herzen ging, ſo war doch alle ihre angewandte Sorgfalt und Bemühung vergeblich. Er ſtarb, ward von den drey übrigen, als ein in dieſen Umſtänden doppelt lieber und ſchäzbarer Freund, beweinet, und ſo tief als möglich, in den Schnee vergraben, um ſeinen Leichnam den fräßigen weißen Bären nicht Preis zu geben. Endlich machte Gott dem Elende dieſer armen Leute ganz unerwartet ein glükliches Ende. Am 15ten Auguſt 1749 erblikten ſie von weitem ein rußiſches Schiff; alſobald zündeten ſie auf den nächſten Hügeln Feuer an, und ließen auf einer langen Stange eine Rennthierhaut fladern.

Das

Das Schiff näherte sich darauf dem Ufer, sie wurden in selbiges aufgenommen, versprachen dem Schiffspatron bey ihrer Rückkunft 30 Rubel zu bezahlen, brachten ihre Reichthümer an Bord, nehmlich 200 Pf. Rennthierfett, Fuchsbälge, Rennthier und Bärenhäute, ihre Lanzen, Bogen, Pfeile, Nadel, Axt, Meßer, und übrige mehrentheils sehr abgenuzte Habseligkeiten; und so kamen sie den 28sten Sept. 1749 glücklich in Archangel an, nachdem sie 6 Jahre und 3 Monate in der traurigsten Einöde zugebracht hatten.

Die Frau des Alexi Himkof befand sich von ungefehr am Ufer, als das Schiff anlandete; sie erkannte ihren Mann, und lief ihm so eilfertig entgegen, daß sie darüber ins Meer fiel, und mit genauer Noth gerettet wurde. Das Schiff, so diese unglükliche befreyet, sollte seiner Bestimmung und Vorschrift nach, sich nach der westlichen Küste von Spitzbergen halten, war aber durch widrige Winde nach Osten verschlagen worden. Die drey Leute hatten so lange ohne Brod gelebet, daß sie sich gar nicht wieder daran gewöhnen konnten; auch konnten sie keine starke Getränke mehr vertragen; und trunken von der Zeit an nichts als bloßes Wasser.

Der Oberauditeur bey der Admiralität in Archangel, Klinstädt, hat diese Leute, und zwar jeden besonders, über die erzählten Umstände vernommen,

und

und ihre Aussage in allen Stücken übereinstimmend gefunden. Auch der Professor le Roi zu Petersburg hat zween von ihnen zu sich kommen laßen, nehmlich den alten Alexi und den jungen Iwan Himkof, deren Erzählung alles obige vollkommen bestätiget hat.

Noch bemerken wir hier ein besonders Beyspiel der Mutterliebe bey einem wilden Thier, wovon die Seeleute Augenzeugen waren, und in dem Englischen Annual-Register 1775. befindlich ist: „

Als die Fregatte eingefroren war, meldete der Wächter auf dem Mast an einem Morgen, daß drei Bären hastig über den gefrornen Ocean liefen, und dem Schiffe zueilten. Sie waren ohne Zweifel durch den Thran-Geruch von einem Seepferdt eingeladen worden, welches das Schiffsvolk einige Tage vorher getödtet hatte, und eben auf dem Eise verbrannte. Es zeigte sich gleich, daß es eine Bärin mit zwei Jungen war, die aber fast so groß waren, wie ihre Mutter. Sie rannten dem Feuer zu, rissen Stücke Fleisch heraus, welche unverbrannt geblieben waren und frassen sie gierig auf. Das Schiffsvolk warf ihnen noch mehr Klumpen Seepferdtefleisch hin; welche sie auf dem Eise hatten liegen laßen. Die alte Bärin holte einen nach dem andern, legte ihn, so wie sie ihn brachte, vor die Jungen hin, vertheilte ihn, gab jedem ein grosses Stück, und behielt für

sich

ſich nur ein kleines. Wie ſie den letzten holte, feuerte man auf die Jungen, ſchoß ſie nieder und verwundete die Mutter auf ihrem Rückwege, obgleich nicht tödlich. Hier würde es auch der rauheſten Seele Empfindungen des Mitleids ausgeprest haben, wenn ſie die liebevolle Kümmerniß geſehen hätte, welche das arme Thier bei dem Sterben ihrer Jungen ausdrückte. Ob ſie gleich ſchwer verwundet war, und kaum zu dem Platze, wo ſie lagen, krabbeln konnte, ſo ſchleppte ſie doch das Stück Fleiſch mit, welches ſie zuletzt hatte, zertheilte es wie die vorigen, und legte es vor ſie nieder. Und wie ſie ſah, daß ſie nicht freſſen wollten, legte ſie ihre Tatzen erſt auf den einen, und dann auf den andern, und wollte ſie gern aufrichten. Erbärmlich war die Zeit über ihr Aechzen anzuhören. Wie ſie fand, daß ſie ihre Jungen nicht aufrichten konnte, kroch ſie eine kleine Strecke von ihnen weg, ſahe zurück und ächzte. Wie dieſes Hinweglocken nicht helfen wollte, kehrte ſie zurück, roch um ſie herum, und hub an ihre Wunde zu lecken. Sie kroch darauf noch einmal einige Schritte weg, ſah wieder zurück, und ſtund einige Augenblicke ſtill und ächzend. Aber ihre Jungen konnten ihr nicht folgen. Sie kroch wieder zu ihnen, gieng mit den Zeichen der unausdrückbaren Liebe um ſie herum, ſie betaſtend und ächzend. Endlich, wie ſie fand, daß

ſie

ſie tod und ohne Leben waren, hub ſie ihr Haupt in die Höhe, ſah nach dem Schiff, und brummte den Mördern einen Fluch zu, den dieſe mit einer Muſketenſalve beantworteten. Sie fiel hierauf zwiſchen ihren Jungen nieder, und ſtarb ihre Wunden leckend.

IX.

Mißions-Reiſe eines Jeſuiten. (Ein Brief des Pater Regerts, an ſeinen Bruder, aus einer ungedruckten Sammlung ſeiner Briefe von 1750 bis 1761. Es iſt der V. aus der Samınlung.)

Mexiko, den 22 Okt. 1750.

So wie ich, liebſter Bruder, von meinem wohlehrwürdigen Pater Provinzial, P. Johannes Balthaſar, einem gebohrnen Lucerner, meine Beſtimmung weit eher, als ich dachte, erhalten habe; ſo iſt ſie mir auch viel erwünſchter, als du mir prophezeiht, und ich ſelbſt gehofft hatte, ausgefallen. Daß ich mich mit dem Schulhalten abgeben müßte, war zwar keine Gefahr vorhanden, indem keinen aus allen friſch aus Europa angelangten Prieſtern dies Schikſal getroffen: allein ich fürchtete immer, entweder hier im Kollegio des heiligen Gregorii, wo man

nur mit hiesigen Indianern in mexikanischer Sprache umzugehen hat, oder in dem erst neulich gestiffteten und noch nicht vollendeten Kollegio des heiligen Xaverii in der sogenanten bischöflichen Engelstadt (puebla de los Angelos) hängen zu bleiben, besonders da ich ein doppeltes Vorurtheil gegen mich hatte. Man bürdete mir nemlich, wiewohl unbillig, eine Ungeschiklichkeit im Reuten auf, ohnerachtet man auch hier im gregorianischen Kollegio so wohl in der ziemlich großen Stadt herum, als auch in der umliegenden Gegend, und noch mehr in Puebla reuten muß, wo jährlich vier von den zwölf Patres, für welche dieses neue Kollegium gestifftet ist; zum Besten der Indianer Missionen halten müßen, so dann bin ich bei meiner Ankunft in Mexiko bei St. Gregori zu wohnen verwiesen worden. — Allein wider mein eignes und anderer Vermuthen, und ohne zuvor ein einziges Wort, die gewöhnlichen Begrüßungen ausgenommen, mit dem P. Provinzial geredet zu haben, wurde mir bei Austheilung der Missionen den 27ten Tag meines Hierseins das gesegnete Kalifornien zu Theil. Kalifornien sag' ich, das ich, wenn ich selbst hätte wählen sollen, mir auserlesen hätte, weil es unter den vielen Missionen der Mexikanischen Provinz am meisten mit der Vorstellung übereinkommt, die ich mir ehedeßen von den über dem Meere gelegenen Missionen und

Ge-

Geschöpfen gemacht hatte, wofür ich denn die göttliche Vorsehung preise und anbette. —

So gehts denn nun bald zum drittenmahle übers Meer, ohnerachtet ich zu Veracrux, nicht so wohl wegen darauf erlittenen, als jederzeit zu befürchtenden Gefahren und Mühseligkeiten, alle Seereisen verwünscht hatte; allein diese dritte Reise ist kurz, und werde ich mir mit der Zeit wohl etwas einbilden können, alle Hauptmeere gegen Niedergang überschifft zu haben, denn der allgemeinen Abtheilung nach, ist nach dem Mittelländischen und atlantischen, nur das sogenannte Mare del Zur, oder das friedsame Meer übrig. Dabey hoffe ich nun auch, es werde mich derjenige, der mich so glüklich und ohne einen Augenblik krank oder unpäßlich zu seyn, seit meiner Abreise aus dem Vaterlande bis hieher geleitet, auch fernerhin sicher und gesund nach Kalifornien führen. Um aber auch in gegenwärtigem Briefe eine Ordnung zu beobachten, so werde ich, außer was sich noch ferner in Spanien ereignet, meine Reise von Kadix nach Veracrux, nebst dem was Mexiko, die Stadt, das Land, die Jesuiterprovinz und endlich, so viel mir bekannt ist, Kalifornien betrift, hineinsezen; doch so, daß ich die spanischen Neuigkeiten ans Ende verschiebe, deren Unterbleibung, wenn es je am Raume auf dem Papier fehlen sollte, am leichtesten zu

verschmerzen seyn wird. Die Schrift wird meiner Gewohnheit nach klein sein, und die Ursache davon ist leicht zu errathen; doch was läßt sich nicht alles mit einer spanischen Brille lesen?

Nach einem schier jährigen und über die Massen verdrüßlichen Aufenthalte in Spanien, bin ich endlich den 18 Jun. mit Gottes Hülfe unter Segel gegangen, da ich den Tag vorher das Schiff, welches im Angesicht von Kadix eben diesen Tag außer dem Hafen sich vor Anker gelegt, bestiegen hatte. Dieser Aufenthalt war mir besonders auch deswegen verdrießlich, weil das Hospitium de las Indias, oder das für die indianischen Missionarien erbaute Haus eine Wohnung ist, worinn sich keine Bibliothek, kein Garten, kein Spiel u. s. w. befindet, und es verzog sich so lange, weil die Schiffarth aus Furcht vor den Mohren, die auf dem Ocean schon verschiedene Schiffe weggekappert hatten, von Monat zu Monat verschoben worden. Ich war der erste, der vom festen Lande in die Barke stieg, die uns nach dem Schiffe bringen sollte; so wenig schmerzte es mich Europa zu verlassen. Die größte, ja so zu sagen, einzige Gefahr, die uns auf der ganzen Reise aufgestoßen, war noch im Hafen in eben dieser Uebersezung. Denn zu gleicher Zeit, als wir in unsrer Barke vom Lande stiessen, hoben auch die Schiffe, aus welchen unsre Kaufsfar-

farthey-Flotte beſtand, nebſt den zwey Kriegsſchiffen, die uns Sicherheit halben eine Streke begleiten ſollten, in allem 18 oder 20 Schiffe, die Anker, und waren im Auslaufe aus dem Hafen begriffen. Nun geſchah es, daß, als wir wegen ungünſtigen Windes von einer Seite zur andern den Wind zu fangen ſuchten, und zwar von Auf- gen Niedergang fuhren, eines der erſtgedachten Schiffe, Loretto genannt, das etliche 60 Franziſcaner-Miſſionarien für die philippiniſchen Inſeln am Bord hatte, ganz gravitätiſch von Mittag gegen Norden den Hafen herunter einherſtieg. Der Patron unſrer Barke und wir meinten, noch zeitlich genug beim Schnabel des Schiffs vorbei ſtreichen zu können; allein wir kamen ſo nahe und zu einer Zeit zu einander, wo weder wir, und noch weniger der Loretto ſich wenden konnten, ſo daß ich im vorbeifahren, dem Löwen, welchen das fürchterliche Schiff vorn am Schnabel ſtehen hatte, das Weiſe in den Augen ſehen, ja ihn faſt mit der Hand berühren konnte. Wenn die Schiffe im Gang ſind, ſo geht der vordere und folglich auch hindere Theil immer gravitätiſch auf und unter ſich, welches einem, der es von vorn und in der Nähe anſiehet, beſonders wegen der ungeheuren Figuren, die geſchnizt und gemahlt vorn anſtehen, und ſich dann und wann ins Waſſer tauchen, einen billigen Schre-

ken einjagt. Einen einzigen ſolchen Schritt oder Stoß des Schiffs hätte es noch gebraucht, ſo wäre unſre arme Barke vom gewaltigen Schiffe in tauſend Stüke zertrümmert worden, und alles ohne Rettung in den Abgrund geſunken. Te Deum laudamus!

Das Schiff, welches mich ſo glüklich nach Amerika gebracht, iſt der ſo genannte große Conde, welcher auch in Rieſengröſſe vorausſteht. Es wurde zu St. Malo in Frankreich erbauet, und gehört auch franzöſiſchen Kaufleuten, die unter ſpaniſchen Namen nach Mexiko handeln; übrigens iſt es für 60 Kanonen zugerichtet, führt aber dismahl nur 28, ſo groß als ich ſie auf dem Walle zu Schlettſtatt habe liegen geſehen. Es war nach den zwey Kriegsſchiffen, ſo uns begleiteten, das gröſßte von unſrer Flotte: 77 Ellenbogen lang, 21 breit, und eben ſo hoch bis an das Verdeck, d. i. worunter die Waaren und aller Proviant aufbehalten werden. Auf dieſem Verdecke befand ſich das ziemlich große und hohe Zimmer, in welchem 55 Perſonen geſchlaffen, mit 5 großen Fenſtern, die doch die ganze Breite nicht einnehmen, von vorn und mit zwey auf der Seite verſehen. Ueber dieſen war ein anderes, nebſt vier kleineren mit einer Gallerie. Wenn man über dieſes zehen Stufen hinaufſtieg, wo das Geflügel und viel Schiffvolk ihr Neſt hatte, und denn, wie ich oft gethan, über das

Ge-

Geländer hinab ſah, ſo war es eben als ſähe ich vom dritten Stockwerke eines ziemlich großen Hauſes herunter. Auf die Breite kan ferner auch aus dem größten Seegel, das bey 50 Ellen breit war, ſo wie auch aus dem geſchloſſen werden, daß auf dem Plaze, wo täglich 60 Perſonen an zween Tiſchen ſpeißten, noch füglich drey andere geſtellt, und daran gemächlich hätte gegeſſen werden können. Den mittlern und größten Maſt habe ich öfters, die Höhe betreffend, mit einem der größten im Elſaß auf dem Lande befindlichen Pfarrthurm verglichen. Jeſuiten waren auf dem Schiffe 49 aus allen deutſchen Provinzen, Sardinien und Spanien, worunter 22 Prieſter, 4 Scholaſtici, die übrigen aber Brüder und ſpaniſche Novizen geweſen. Sonſt waren gegen 140 Schiffpurſche und Schiffbeamte, und alles zuſammen mit den weltlichen Paſſagiers ein ziemliches über 300 Perſonen. Zum Unterhalt führten wir mit uns 50 Hammel, 28 über halbgewachſene Ochſen, gegen 1000 Hüner und anderes Geflügel, 28 große Schweine, von welchen wir, weil ſie ſich am längſten halten, und nicht ſo zuſehens wie das Rindvieh und die Hammel abnehmen, noch einige nebſt mehrern nach Veracrux brachten. Außer den Menſchen, dem Vieh, den Kanonen und dem Proviant, ſoll dennoch das Schiff noch 30,000 Centner geführt haben.

Was nun die Schiffarth überhaupt betrift, ſo war ſie über die Maſſen glüklich, und wir brachten damit nur 70 Tage zu. Wir hatten auf der ganzen Reiſe nicht nur keine 24 Stunden Gegenwind, ſondern auch bis zur Inſel St. Dominici keinen Augenblik Meerſtille, ſo daß wir bei 50 Tagen, ohne ſtille zu ſtehen, immer nach unſrem Ziele fortliefen. Kein Sturmwind meldete ſich an, der Pilot wußte den Klippen und Sandbänken wohl auszuweichen, und in der Kammer hatten wir auch vom Geſtanke nichts zu leiden, weil ſie gegen alle vier Welttheile offen ſtand. Selbſt die Koſt war für eine ſo lange Meerreiſe unvergleichlich, und wie Weis von Schwarz von derjenigen in Spanien verſchieden. Das Brod wurde täglich für 60 Perſonen friſch gebacken, eine Sache, die ich, bis ich ſie geſehen, nicht glauben wollte. Zu beiden Mahlzeiten wurde Waſſer und Wein, ſo viel ein jeder wollte, gereicht; zum Frühſtuck Chocolade oder Brandwein, zu Abends ein Schoppen Waſſer zum Schlaftrunk. Es wurden des Tags 5 heilige Meſſen, drey in unſerm Zimmer und zwo oben geleſen. Der Capitain war überaus höflich, und die ganze Geſellſchaft nicht unangenehm. Die Zona torida ließ ſich zwar ſpüren, und das Waſſer ſtank manchmal erbärmlich, daß ihm auch die Hälfte darunter gemiſchten ſtarken ſpaniſchen Weins

das

das Gift nicht benehmen konnte: allein es löschte doch den Durst. So oft man sich gegen den Wind stellte, konnte man sich ziemlich abkühlen, und dann ist auch das Meer tief genug, gewisses Ungeziefer, vor dem man sich unmöglich rein halten kann, zu ersäufen. Um 9 Uhr war das Frühstuck, um 5 Uhr das Abendessen. Das Schiffsvolk aß dreymal des Tags, und welche von den Unsrigen eine gute Portion Biscuit zum Chocolade verzehren wollten, bekamen sie auch, gegen Sonnen Untergang wurde der Rosenkranz und anderes gebetet, und die Andacht mit Absingung des Salve Regina beschlossen. Ich hielt mich von Sonnenaufgang an bis Nachts gegen eilf Uhr oder auch wohl bis Mitternacht oben auf. Die müßige Zeit brachte ich mit Lesung des bekannten Telemaque, und einigen Predigten aus dem Bourdaloue zu. Mehr konnte ich nicht zu wege bringen, weil der Morgen bis zum ersten Tisch ziemlich mit geistlichen Sachen vorübergieng, und nach dem Tische war wegen der großen Hize nichts zu thun. Gemeiniglich gegen 12 Uhr sezte ich mich oben auf einen Stuhl in den Schatten, um eines herabzuschlaffen oder zu schwizen.

Wir hoben also den 16 Jun. Morgens gegen 4 Uhr Anker, und ließen die Segel dem Wind über, worauf wir nach wenig Stunden Kadix und alles

Land aus dem Gesichte verloren. Das eine Kriegsschiff, dem kein anderes vorlaufen durfte, machte die Avantgarde, das zweite kam hinten nach, und ließ keines nach sich. Die ersten Tage wurde von denen, die Spanisch konnten, eine Quasi-Mission gehalten, die am Feste St. Petri und Pauli beschlossen wurde. An diesem Tage communicierten alle, bei welcher Andacht der Kapitain und andere Herren dem gemeinen Manne mit gutem Beispiel vorangegangen. Am Abend wurden beim Absingen des Te Deum einige Kanonen gelößt. Vorläufig muß ich noch anmerken, daß wir, gleichwie unser Schiff ein französisches war, und von dem Prinzen Conde den Nahmen führte, auch am Tage eines französischen Heiligen, des Franziski Regis, ausgelaufen, und am Tage eines andern, des heil. Ludovici, zu Veracrux eingelaufen sind, weil wir den Tag vorher wegen einbrechender Nacht, den Hafen nicht mehr erreichen konnten, und nur einige Stunden davon Anker werfen mußten. Wir richteten anfangs unsern Lauf gegen Niedergang, um uns von den Afrikanischen Küsten zu entfernen und in das hohe Meer zu kommen. Den 17 bekamen wir die äußerste Spize von Portugall, das Caput. S. Vincentii gar von ferne zur Rechten zu Gesicht; bald darauf wendeten wir das Schiff, und fuhren gen Südosten. Den 21ten. Abends um 6 Uhr verließ

ließ uns Mr. de la Cerda mit seinen zwey Kriegsschiffen, weil er uns nun vor den Mohren sicher zu seyn glaubte, und segelte unter oft wiederholten Viva et Rey von allem Schiffsvolk, das die Mastbäume und Segelstangen bestieg, nach Kadix zurück. Wir waren froh, von diesem Vorreuter befreit zu seyn, weil er gezwungen war, seinen Lauf nach dem Bedürfniß einiger Trendler, die es bey allen Flotten giebt, einzurichten. Den Tag darauf sahen wir von allen den Schiffen, die mit uns gelaufen waren, kein einziges mehr, und so brauchten wir auch nicht mehr, wie sonst, zur Nachtzeit die Laternen aufzustecken. Den 25 Abends gegen 6 Uhr sahen wir, wiewohl noch ganz dunkel, den auf der Insel Teneriffa stehenden Berg Pico, und den folgenden Tag in aller Frühe segelten wir mit gutem Winde, in einer Entfernung von etwa zwo Stunden, bey demselben und der Insel Kanaria vorbey. Ich habe diesen Berg sehr wohl in die Augen gefaßt, und nicht begreifen können, daß dieses der höchste Berg in der Welt seyn sollte. Er schien mir nicht viel höher als der Otilienberg im Elsaß zu seyn, geschweige denn so hoch als das Gebirg im Tiroll und der Schneeberg hier in Mexiko: doch das Auge betrügt sich sehr oft. Bald darauf näherten wir uns ziemlich dem Tropiko, und strichen an ihm her; doch

weiß

weiß ich nicht, wann wir denſelben paſſirt, noch ob wir einmal die Sonne vertikal gehabt haben. Es kam mir zwar einigemal vor, als würfe ich meinen Schatten gen Süden, allein ein gewiſſer Halbmathemathikus unter uns wollte es dem Hängen unſers Schiffs auf die eine Seite zuſchreiben, das ich aber nicht bemerkt habe. Den 5 Juli, wurde von den verkleideten und vermummten Matroſen die ſüdliche Paſſirung des Sonnen-Wendzirkels, bey Rührung der Trommel, auf folgenden Tag ausgerufen, an welchem ich auch, da mir die liebe Sonne allmählich zu heiß auf den Rücken geſchienen, mein Leiblein abgelegt habe. Dieſe ſüdliche Paſſirung war nichts anders, als eine, bey verſchiedenen Ceremonien, wobei ſie unter andern Einen mehrmal am Strik an einer Segelſtange in die Höhe gezogen, und wieder ins Meer getaucht haben, verſtellte Betteley. Von uns Miſſionarien wurden ſie mit 24 fl. Rheiniſch und einer Flaſche Brantwein beſteuert. Den 15 früh gegen 3 Uhr ſtarb nach einer mehrtägigen Krankheit P. Franziskus Paula de Weber aus der öſtreichiſchen Provinz, mit dem ich mehrmalen über einige Punkte aus der Moral diſputirte; weil ihm aber meine Meinung etwas zu rauh vorgekommen, ſo mußte ich ein halber Janſeniſt ſeyn. Wir waren im übrigen gute Freunde: Requiescat

in

in pace. Der Leichnahm wurde ſogleich auf ein Brett gebunden, und auf die Plaza getragen, und hierauf, nach einem ihm gehaltenen Officio und Seelenamt, mit angehängtem Stein und Eiſen, unter dem Ausrufe des Volks buen Viage, und bey Losbrennung einer Kanone in das Meer verſenkt. Den 18 bekamen wir von fern die erſten Vögel in groſſer Menge zu ſehen, da wir doch erſt 7 Tage hernach zum Lande gekommen, und in dieſer Zwiſchenzeit noch manche hundert Stunden zurückgelegt haben. Da dieſe Vögel gar nichts Fiſchartiges an ſich haben, wie können ſie ſich, beſonders in ungeſtümmen Zeiten auf dem Meere aufhalten? und wenn ſie Landbewohner ſind, wie können ſie wohl, ohne feſtes Land zu betretten, einen ſo langen Weg hin und her machen? Dies Räthſel möchte ich doch gern aufgelößt haben? Den 28ten nach drey Uhr erblickten wir, nachdem uns zuvor unzählige groſſe und kleine Vögel, deren wir auch einige gefangen, bewillkommt hatten, eine Inſel von Amerika, und zwar nicht, wie wir anfangs vermeinten, Portoriko, ſondern nach dem Urtheile des Piloten und der Erfahrung des folgenden Tags St. Dominique; das trübe Wetter und der dunkle Horizont hatte uns vor unſern Augen Portoriko verborgen. Nun war das entdekte Land vor der Spitze des Schiffs, es war

der

der Sinus de Samana. In dieſer Gegend fieng es auch an ziemlich zu regnen, da es bis dahin kaum einmal getröpfelt hatte. So hatten wir auch täglich gegen Abend und auch ſonſt Donnerwetter, beſonders den 2ten Auguſt früh um 4 Uhr, wo es 3 erſchreckliche Schläge gethan, die ganz nah bey unſerm Schiffe geweſen ſeyn müſſen. Wir ſtrichen eilend bey der Inſel St. Dominique vorbey, in einer Entfernung von höchſtens einer kleinen Stunde, wo ich das gewaltige Gebirge mit Luſt anſah. Den 30ten Jul. ſtunden wir *) der kleinen Inſel Tortuga (Schildkröte) gegen über. Den 31 war Windſtille und Regen, und wir erblickten ganz nahe zwey von Niedergang kommende franzöſiſche Schiffe, die ihren Lauf nach einem ihrer Häfen gedachter Inſel gerichtet hatten. Da ſich die folgende Nacht wieder ein günſtiger Wind hervorthat, ſo liefen wir in den Kanal zwiſchen Cuba und Domingo ein, ſo daß ich in aller Frühe das Gebürge, etwa eine halbe Stunde davon zur Rechten anſchauen konnte. Folgende fünf Tage gieng der Wind entweder ſehr ſchwach, oder es wehete gar keiner, weswegen wir auch keine groſſe Sprünge machten. Den 4ten Auguſt warfen wir zwo von unſern Barken, deren wir überhaupt drey auf unſerm Schiff hatten, an Flaſchenzügen, die an den

*) Kirchb. 38 St. 785.

den Segelstangen gemacht waren, ins Wasser. Die gröſste gedachter Barken ist wenigstens so groß, als ich jemals ein Schiff auf der Ill gesehen habe. Wir lieſſen sie ins Wasser, um dem schwachen Winde unter die Arme zu greifen, und ihm durch das Ziehen, das Schiff in den Sinum von St. Jago de Cuba zu befördern, wo wir frisches Wasser zu nehmen gedachten, welches auch den 5. gegen Ein Uhr Nachmittag, da sich der Wind wieder erhoben hatte, bewerkstelligt worden. Es ist der Eingang dieses Sinus, so wie der Sinus selbst, kaum zweymal so breit als unser Schiff lang ist, zwischen beiderseitigen ganz grünen und mit Bäumen besezten Gebirgen, deswegen man sich beim Einfahren wohl in Acht nehmen muß. Auf beiden Seiten sind Kastelle, die aber aus nichts, als aus Felsen und über einander aufgeführten, mit Kanonen wohl garnirten Mauren bestehen. Der Sinus ist aufs höchste zwo Stunden lang, an dessen Ende die Stadt St. Jago gebaut ist, nach welcher Lage ins künftige Herr Seuter seine Landkarte verbessern kann. Nebst dem Wasser, welches aus einem trüben Bache geschöpft wird, kauften wir noch 9 Ochsen, weil wir die von Kadix mitgebrachten alle aufgezehrt hatten. Man brachte uns auch eine Menge Zuckerrohre Pinias, Platanos und Kokosnüsse. Pinias ist eine edle Frucht, sie

gleicht

gleicht einem geschlossenen Tannzapfen, ist aber wohl eine Faust dike, und mehr als Spannenlang ohne Kern: man schält sie nur, und sie haben einen Geschmak wie Erdbeeren, Trauben und Aepfel, lauter gute Dinge, doch hat der Quittengeschmak die Oberhand. Platanos gleichen einiger Massen den Kukumern, sind krumm wie ein halber Mond, und ohne Kern; man zieht ihnen die Haut ab, sie schmecken nicht übel und wachsen über hundert an einem Stiele. Die Kokosnüsse sind bekannt. Es sind wahre Nüsse, doch einige sind so groß als ein Menschenkopf, die Schelfe ist fingerdick, das Fleisch desgleichen, das an die Schale angebacken, sich ohne grosse Mühe ablößt, und gerade wie eine grüne Haselnuß schmecket. Das Innerste davon ist ein weisliches Wasser, das nicht übel zu trinken ist, und wovon einige wohl einen Schoppen in sich halten. — Ich stieg ans Land und gieng einige Zeit ad perpetuam Cubae memoriam zwischen zween Hügeln spazieren. Den 8ten giengen wir weiter. Den 10 fuhren wir das Capo S. Crux vorbey, verlohren Cuba aus den Augen, so wie Nachmittags die zwo kleinen Caymanes zur Linken, welches unbewohnte, und einige Stockwerk hoch ganz grad aus dem Meere hervorsteigende Felsen sind. Den 12 gegen 5 Uhr Abends fiel einer der unsrigen bei gutem Winde ins Meer.

Er

Er war, wie man einige Wochen her ſchon bemerkt hatte, verrükt, doch getraute man ſich nicht ihn zu binden, um den guten Tropfen nicht gar aus aller Faſſung zu bringen. Man ließ geſchwind das kleinſte Schiffchen ins Waſſer, warf ihm Bretter zu, auch ſchwam ein guter Schwimmer ihm nach, allein alles war umſonſt. Er kam zwar um das Buen Viage, doch nicht um die gewöhnlichen Suffragien, welche den folgenden Tag alle mit einer heiligen Meſſe angefangen worden. Requieſcat in pace. Den 15 ſahen wir zur Rechten, die mit hohen Bäumen beſezte Inſel Pinas. Den 16. in der Nacht ſegelten wir das Capo Cõriantes vorbey, und befanden uns in der ſogenanten Sonda, wo man Grund finden und folglich nicht vergebens ſondiren kann. Wir kamen von 80 bis auf 20 Klafter und ſondirten von Zeit zu Zeit. Es läßt ſich hier auch gut fiſchen, wir fiengen eine ziemliche Menge Fiſche, unter andern 3 bis 7 Schuh lange ganz glatte, die alle weit über einen Centner gewogen, und deren einer ein Küh- oder Ochſenhorn im Magen hatte, den wir aber nicht aſſen. Man nennt ſie Taburonen. Den 21 hatten wir faſt keinen Grund mehr. Nachdem wir Cuba zurük gelegt, gieng unſer Weg zwiſchen den dortigen Inſeln durch, deren wir aber keine zu ſehen bekommen. Den 24 Morgens ſahen wir, Gott ſey dank,

zur linken das feste Land der neuen Welt und des Kaiserthums Mexiko; es war das Gebirge St. Martin, und bald darauf sahen wir vor uns den gleichsam, wie mit einer weisen Pelzkappe immer bedekten Schneeberg Orizaba. Er liegt meinem Bedünken nach, so wie ich ihn auf dem Lande oft betrachtet habe, nicht über acht Stunden im Lande, kann aber bis auf 30 auf dem hohen Meere gesehen werden. Abends um 3 Uhr, entdekte ich mit Hülfe des Fernglases die Stadt Veracrux, und gegen halb sieben warfen wir wie gesagt, und weil wir den Hafen nicht mehr erreichen konnten, Anker; die Nacht war wegen des ungemeinen Regens sehr frisch. Den 25 August liefen wir gegen 10 Uhr bey grossem Zulaufe des Volks, und unter Abfeurung der Kanonen ein, und so bald der Anker über Bord geworfen war, stimmten wir das Te Deum an. Gleich kamen die Patres aus unserm Kollegio auf das Schif, und begleiteten uns nach Hause. Ihre Liebe und Höflichkeit gegen uns, während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts in Veracrux verdienet Lob und Erkenntlichkeit. Es waren lauter Criolias d. i. hier zu Lande gebohrne, die stets viel leutseliger sind, als ihre Stiefbrüder in Spanien. Alle kamen frisch und gesund an, und man hat keinem, die feuerrothen Gesichter, besonders das meinige ausgenommen, etwas von der

Reiſe angeſehen, auf welcher doch ſchon ſo viele erbärmlich zugerichtet worden ſind.

Veracrux iſt kleiner als unſer Molsheim im Elſas, und ſieht gerade einem verbrannten Dorfe gleich. Sie ſteht auf dem Ufer des Meers, und eine halbe viertelſtunde gegen über auf einem beym Anlaufe des Meers ganz unter Waſſer ſtehenden Felſen liegt das Kaſtell, welches der Krone Spanien ganz Mexiko mit allen ſeinen Gold- und Silberminen erhalten muß. Zwiſchen dieſem Kaſtell und der Stadt iſt der Haven, oder vielmehr der kaum zwo Ackerlänge breite Kanal. Das Land ſelbſt iſt nicht, wie ich vermeinte, verbrannt und dürre, ſondern ganz fett und immer grün, wie wir denn bis Mexiko über ſchöne Wieſen und durch grüne Wälder immer gereiſet ſind, auch gieng es faſt allezeit Berg auf und Berg ab. So giebts jezt noch gegen Ende des Oktobers Nelken und Lilien die Menge. Die Mexikaner ſind kupferfärbig mit ſchwarzen Augen und Haaren, welche die Mannsleute durchgehends bis auf zwo Locken auf den Seiten, und eine auf der Stirne abſchneiden. Diejenigen, ſo [illegible] halb nackend herum laufen, haben ein paar zer[illegible]ſſene Hoſen, und um den Oberleib ein Stück Tuch gewikelt. Ihr Brod beſteht aus Kuchen aus türkiſch Korn, welches bis 8 Schuh hoch wächſt. Sie machen aus der Aloe ein gewiſes weiſes Geträn-

ke, bei dem ſie faſt alles, was ſie verdienen, verſaufen; darum haben auch wenige etwas. Ihre Hütten ſind aus Rohr und ziemlich durchleuchtig, weil ſie der rauhe Nordwind nicht viel plagt, allein auf den Höhen und etwa gegen 15 Stunden ins Land hinein iſt die Bauart etwas anders, da ſind dieſe Paläſte entweder mit Koth beſtrichen, oder von ungebrannten Ziegeln aufgeführt, ohne Bett, Tiſche, Stühle u. ſ. w. Veracrux und die ganze Ebene iſt ſehr hitzig, doch weil es wärend meinem Aufenthalte immer regnete, ſo war es ganz leidentlich. Wir brachen von dieſer Stadt in drey Kolonnen auf, theils zu Pferd, theils auf Mauleſeln den 21 Auguſt, einigen Proviant und unſere Bette mit uns führend. Was mir einen Tag auf dieſer Reiſe beſchwerlicher gemacht, als den ganzen Weg von Kadix bis Veracrux, und mich genöthigt hat, ſo oft ich abſtieg, mir den rechten Fuß überheben zu laſſen, waren die hier zu Lande üblichen foltermäßigen Steigbügel. Sie ſind von Holz und wie ein Kreuz aus einem diken Brette geſchnitten, dreyviertel Ellen lang, ſo daß man tauſendmal an die am Wege liegenden Steine anſtoſſen muß. Der Untertheil iſt etwas geſpizt, und theilt ſich in zwey Stücke. Gleich unter dem Fuß von vornen bis gegen hinten, wo der Fuß ſteht, ſind ſie einen Daumen dicke und fein ſchön rund. Zudem hangen ſie faſt

bey

bey den hintern Füssen des Pferds oder Esels, und das fast zween Finger dicke zweyfache Leder des Sattels bis auf diese Folterbande hinab, so daß der Fuß nothwendiger Weise gegen seinen Willen dahinten, und zugleich an dem Bauche des Thiers angeheftet, und also stets in einem gewalthätigen Zustande seyn muß. Man hat zwar auch Steigbügel von Eisen, sie sind aber auf die nämliche Art und nach dem nämlichen Modell gemacht. Ich war nicht der einige, dem diese Marter so empfindlich vorgekommen. Unser P. Superior, ein Mann, der schon in Spanien Rektor gewesen ist, hatte immer einen, ja oft beide Füsse dem Pferde auf dem Halse liegen, und bekannte mit mir seine Schwachheit, denn da war kein ander Mittel da. Ich ließ zwar am dritten Tage die abscheuliche Gabel absägen, dies half aber nur, daß der immer geplagte Fuß nicht mehr durch das Anstossen etwas zu leiden hatte. Wenn einer mit ebengemeldten Steigbügeln, einem weissen Schlapphuth, und so entsezlichen Spornen, wie hier üblich sind — ich habe des P. Prokurators seine zu Puebla gemessen, der Diameter dieser Mühlräder war so breit, als mein gewiß nicht kurzer Mittelfinger, sie mogten mit allem Zugehör wohl zwey Pfund wägen, und waren von Silber — wenn einer, sag ich, in einem solchen Aufzuge, und mit solchen Spornen, welche

überdies eine Zwerchhand über den Absaz herunterhangen, am Montag nach Quinquagesimä, auf einem Mauleſel im Elſas durch eine Stadt reiten ſollte, ſo glaube ich, er würde vor allen Schalksnarren das gröſßte Gefolg der ausgelaſſenen Jugend haben. Auf dieſe Art machten wir des Tags 8 bis 10 Stunden. Der Weg iſt noch faſt ſo, wie er ein vierteljahr nach der Sündfluth geweſen ſeyn mag. Wir haben über wenig Brucken, wohl aber über viel Bäche ſetzen müſſen, und oft waren die Wege ſo enge, und liefen zwiſchen zween Felſen, daß der Eſel und unſre Füſſe unmöglich Plaz hatten, wo wir dann die Füſſe mit Schmerzen empor halten mußten. War überdies der enge Weg noch abhängig, ſo wars noch ärger. Die erſte Nacht ſchlief ich außer der Hütte, wo wir des Nachts erſt gegen 8 Uhr anlangten, auf meinem Mantel unter dem freyen Himmel; die zweyte Nacht hingegen, machte ich mich in die Hütte hinein auf meine Matratzen; denn es war etwas friſch, weil wir uns, wie ich den andern Morgen bemerkte, nur einige Stunden vom Schneeberge Orizaba befanden, der nun auch nicht mehr ſo hoch über uns hinaus ſah. Nachmals logirten wir zweymal auf unſern Meyerhöfen, auf deren leztern wir ausruhten, und wo uns von den Indianern Triumphbögen aufgerichtet wurden. Sie tanzten auch uns zu Ehren bey einer Harfe in der

Kir-

Kirche, es war aber am ganzen Tanze nichts sonderliches. Den 7 Sept. langten wir ohnweit Puebla auf einem dem dasigen Kollegio zugehörigen Gute an, wovon wir den andern Tag in Kutschen abgeholt worden sind. Puebla läßt sich, die Kirchen und Klöster ausgenommen, so ziemlich wegen der graden Strassen mit Karlsruh vergleichen, in Absicht auf die Grösse aber, wird diese Stadt wenig nachgeben. Der dasige Bischof, dem man uns vorstellte, scherzte mit den spanischen Novizen, und sagte gut deutlich: Solche Taglöhner wie sie, die nämlich in der Grammatik noch äußerst schlecht erfahren waren, brauchte man in diesem Weinberge nicht. In d[illegible] Kathedralkirche ist eine silberne Lampe, die gewiß 6 Schuh in der Höhe, und fünf im Durchschnitte hat. Den 14 giengen wir weiter, und trafen den 16 auf dem Meyerhof des Kollegii von Mexiko ein, von wo wir des andern Tags abermals 6 Stunden weit in Kutschen nach Mexiko abgeholt wurden; nach Mexiko sage ich, welches ein hiesiger Historienschreiber vor neun Jahren mit jenen neun wegen gewisser Prärogativen besonders berühmten Städten in Italien vergleicht; allein wer nicht blind ist, muß bekennen, daß er sich gar sehr irrt, so wie auch jener mexikanische Edelmann, der mit uns auf dem Conde gefahren, und Frankreich, die Niederlande und Italien durchreiset,

und dennoch sich unterstanden hatte, Mexiko allen Europäischen Städten vorzuziehen. Mexiko ist rings herum, hier auf eine Stunde, dort etwas weiter von Bergen eingeschlossen. Die ganze Fläche ist entweder Sand, oder Morast, wegen des ehedessen da gewesenen Sees, in welchem das heidnische Meriko, wie Venedig auf dem adriatischen Meere gestanden. Ich weiß nicht, wo man das Wasser hingeleitet hat. In der Stadt selbst finde ich nichts merk- oder lobwürdiges, ausser daß die Gassen breit und nach der Schnur gezogen sind; dies ist aber heutiges Tages nichts neues mehr. Zudem wird den Gassen die Zierde, die sie von der Gräde haben, wieder durch den entsezlichen Unflath benommen, der schier so breit als die Gasse selbst ist. Darum ists kein Wunder, daß man hier mehr Kutschen als an andern Orten sieht; denn wenn man zu Fuße ausgehen will, so muß man genau acht haben, wo man hintritt; und pfui der Schande, man sollt aus der Unreinigkeit der Gassen schliessen, sie hätten in der ganzen Stadt kein einziges heimliches Gemach. Kein Hauß ist da, welches man auch nur von weitem unter die etwas schönern von Genua seßen könnte, und kaum eins, welches von aussen her verdiente besehen zu werden. Es geht noch ein Kanal durch die Stadt, auf welchem derselben viel Lebensmittel zugeführt werden, doch

ist

iſt er ſo ſchlecht und ſchweiniſch unterhalten, daß er der Stadt mehr zur Schande, als zur Zierde gereicht. Die Kirchen ſind zahlreich, doch wenn man allenfalls die Hauptkirche und die Profeßhauskirche ausnimmt, ſo iſt an allen übrigen eine überausſchlechte Architektur. Man weiß hier gar nichts von Marmor, die Altäre ſind aber nichts deſtoweniger koſtbar, weil ſie alle ganz vergoldet, und deren in jeder Kirche eine ſolche Anzahl iſt, daß man kaum eine Mauer ſieht. Ferner iſt es wahr, daß man hier zu Lande in allen Kirchen, Klöſtern und Sakriſteyen eine unausſprechliche Menge Gemählde antrift, nicht in Fresko, dies verſtehen ſie nicht, aber andre Gemählde, die ſich an Schönheit mit den Wälſchen wohl vergleichen laſſen. Die Altäre ſind übrigens ganz flach, ohne Säulen, ohne Geſims u. ſ. w. Auch heiſſen ihre geſchnizten Bilder und ihre Einfaſſung auf der Welt nichts. Das Trinkwaſſer wird an zween Orten etwa eine Stunde weit auf Schwibbögen der Länge nach in die Stadt geleitet, welches aber der lezte Kaiſer Montezuma auch ſchon ins Werk gerichtet hatte. Mexiko mag um die Hälfte größer ſeyn als Strasburg. Die Häuſer ſind alle zween Stok hoch und ohne Dach, man wird aber kaum zwey Duzend finden, an welchen die Symmetrie völlig beobachtet, und nicht ein Fenſter da, das andre dort, groſſe und

kleine unter einander wären. Selbſt an den neueſten Gebäuden herrſcht dieſer Fehler, ſo wie z. B. an unſerm Kollegio St. Gregorii. Die Zahl der Einwohner rechnen etliche auf 300, 000. Seelen. Es ſind durchgehends Spanier oder ihre Deſcendenten, die eben ſo wie in ihrem Vaterlande einherziehen; übrigens verzeih es ihnen Gott, daß ſie weder hier in der Stadt, noch wo ich durchgekommen, das geringſte Monument vom Alterthum übrig gelaſſen, da doch allein hier, wie ich in der Geſchichte von Mexiko geleſen, 8 groſſe von Stein aufgeführte Tempel, und 2000 kleinere bey Einnahme der Stadt geſtanden ſind; ſo wie ſich auch die verſchiedenen Paläſte des Montezuma vor den jezigen Gebäuden nicht zu ſchämen hätten. Da nun das Land faſt durchgehends eine Einöde iſt, ſo möchte ich wiſſen, wo die ehemaligen Einwohner hingekommen ſind, weil nach obgedachtem Verfaſſer zur Zeit der Einnahme über 600,000 Indianer aus einem kleinen Bezirke die Waffen ergriffen. Die Witterung hieſigen Landes — ich rede von der Höhe, indem Mexiko wohl in der zweyten Region der Luft ſtehen mag, weil es ſonſt dann und wann im Winter weder Schnee noch Eiß gäbe, auch im Sommer die Hitze nicht erträglicher als in Andaluſien ſein würde, — die hieſige Witterung, ſag ich, kommt mit der im

Elſaß

Elſaß ziemlich überein, ja ich habe hier den Septem-
ber noch friſcher als in unſerm Vaterlande befunden,
wozu denn freylich die zween in der Nähe gelegenen
Schneeberge das Ihrige beytragen mögen. Doch
wenn jetzt hier die Sonne unter dem Gewölke her-
vorſticht, ſo ſticht ſie ein merkliches mehr als bey
Euch am St. Gallustage. Auf den Abend, und
eben da ich dieſes ſchreibe, giebt es hier alle Tage
Donnerwetter, die aber von gar keiner Folge ſind.
Die Europäiſchen Früchte, als Aepfel, Birn, Pfir-
ſiche, Trauben, deren es auch einige hier giebt, ſind
bey weitem nicht ſo gut und ſchmackhaft als in Eu-
ropa. Citronen wachſen von ſelbſt in den Wäldern,
in denen ich keinen andern Europäiſchen Baum, als
den Fichten oder Forlenbaum, an dem die Tann-
zapfen wachſen, angetroffen habe, Bohnen und Erb-
ſen ſahen wir im Vorbeyreiten in der Blüte, Ger-
ſten und Weizen halbgewachſen, und Erdäpfel, die
hier ſehr gemein, aber ganz klein ſind. Mit dem
Wein iſts hier aus, man bekommt keinen als am
Altare; doch iſts mein geringſter Kummer, wenn auch
keiner in Kaliforniен wüchſe. Die ganze Woche
durch ißt man nichts als Hammelfleiſch; alles wird
a la taube gemacht, allein alle ihre Brühen heiſſen
ſchlechterdings nichts, und ſind voll von ſpaniſchem
Pfeffer, den ich für meinen Theil ſorgfältig vom

Fleiſche

Fleiſche abſchabe, obwohl ihn die Spanier aus me-
dizinischen Gründen, wie ſie ſagen, damit aus Man-
gel des Weins der Magen ſeine Hitze nicht verliere,
ſo häufig gebrauchen. Alles Tuch, Zeug, Leinwand,
Papier und Wein wird aus Europa hieher gebracht,
ausgenommen das Tuch der Indianer, das aber ſehr
durchſichtig iſt. Doch wird die Baumwolle auch
hier fabrizirt. Dürfte oder wollte man hier Flachs
oder Hanf bauen, ſo könnte ſich doch das arme Volk
beſſer bedeken, dann es geht oft nur gar zu natürlich
einher. Die kleinſte Geldſorten ſind ſilberne 6 Kreu-
zerſtücke. Die Bücher ſind hier auſſerordentlich
theuer, und dies ſowohl die hier gedruckten, als hie-
hergebrachten. Einer der unſrigen mußte die Ora-
tiones Selectas Ciceronis ad uſum Delphini
3 Tom. gr. 4 in Pergament gebunden mit 48 fl.
bezahlen.

Jezt, lieber Bruder, einen Sprung weiter
über das rothe Meer, ſo nennt man die Meerenge
nach Kalifornien. Die Lage davon findeſt du auf
der Landkarte zur Linken von Mexiko. Die dortige
Hitze ſoll groß, und weit gröſſer ſeyn, als in denen,
unter dem nämlichen Himmelsſtriche gegenüber ge-
legenen Ländern, deswegen denn auch, wie ich höre,
die Miſſionarien, wenn ſie gleich ein Haus haben,
unter den Zelten ſchlafen. Sie ſchelten es auch ge-
meiniglich

meiniglich hier calida fornax, d. i. warmen Ofen. Ich bin zwar sehr, und gleich zum Schwitzen geneigt, doch in Gottes Namen. P. Ferdinand Gondsac, der jüngsthin die Küsten vom 28 Grad an untersucht, und 1746 eine Landkarte vom nunmehr bekannten Kalifornien verfertiget hat, machte die Entdekung: daß es nur eine Halbinsel sey, die unter dem 33 Grade Nordbreite, da wo sich der Fluß Colorado in die Meerenge stürzet, mit dem festen Lande von Neumexiko zusammenhängt. Bis an gesagten 28ten Grad ist nun das innere Land entdeckt, und so weit geht auch der Distrikt der Mißionarien: der liebe Gott weiß, wie es weiter dahinten aussieht. Das Land ist sehr unbevölkert, woran die dürre Unfruchtbarkeit der Erde schuld seyn mag, die so groß ist, daß sowohl für die Missionarien, als auch die Landseinwohner der Unterhalt, aus dem gegenübergelegenen Lande zugeführt werden muß, wie denn jährlich mehrmalen ein expresses Schiff, um Mundproviant zu holen, dahin abgeht, doch wächst Wein darinn, welches wohl für manche ein Trost seyn könnte. Es liegt den Missionarien ob, die Eingebohrne zu ernähren, wenn sie anders nicht Bischöffe in partibus, und nach davon gelaufenen Indianern Pfarrer ohne Pfarrkinder seyn wollen. Der Mißionarien sind wirklich 13, deren ein jeder gegen

1000 Seelen zu besorgen hat, welches zwar eine kleine Mission, aber doch eine große Haushaltung ist. Aus diesen 13 Patres besteht nun, wie mir dies alles der P. Provinzial, welcher das Land als Visitator missionum durchwandert hat, erzählt, das ganze Kapitel, die Klerisey und völlige Geistlichkeit Kaliforniens, das Land hat keinen Gouverneur, und so befindet sich auch kein einziger Spanier oder Criolis darin, die wenigen Soldaten ausgenommen, die zur Beschützung der Missionarien vom König unterhalten werden. Dies ist für mich ein grosser Trost, und lieber als der Weinwachs. Uebrigens sind die Missionen reich fondirt. Ich werde mit zween andern Paters gegen die Mitte des Novembers dahin aufbrechen. Der Weg geht zu Lande bis gen Cinalvam, von wannen man bey gutem Winde in einem Tage nach der Mißion Loreto übersezen kann. Es soll mir, wills Gott, diese Landreise so sauer nicht werden, wie die von Veracrux bis Mexiko, denn erstlich werde ich das Maulthier betreffend keine Katz im Sak kaufen, sondern muß auch Sattel und Steigbügel nach meinem und der übrigen gescheuten Welt Geschmacke seyn, welche und andere Sachen sich anzuschaffen, man einem hier Geld genug giebt. Ich kann ja reiten. Die Missionen erstrecken sich auf der andern Seite gegen Kalifornien über bis auf

den

den 32 Grad. Ehe ich noch abreiſe, werde ich die Kart des P. Gondſac abkopiren. Ich hätte ſchier vergeſſen zu melden, daß die Unſrigen dieſer Provinz ſtark Tobak rauchen; doch rauchen ſie nicht aus Pfeifen, ſondern nur die dürren Blätter in ein Stänglein zuſammen gerollt. Wenn man in den Erholungsſtunden bey St. Gregorio in Mexiko zuſammenkömmt, ſo werden einem geſagte Stänglein angebotten, die man denn hinwegſchmaucht.

Auch die Frauenzimmer, die etwas ſeyn wollen, thun dieſes, und ſcheuen ſich vor niemanden; ich kann auch ſchon recht gut damit umgehen. Man hat, wie mir erzählt worden, unter der Exkommunikation verbotten, das Hochwürdige aufzubehalten, oder zu Kranken zu tragen, noch vielweniger damit zu entfernten Kranken zu reiten, aus Furcht mit demſelben unter die Feinde des Glaubens zu gerathen; es müſſen daher die Patienten, wenn es je ſeyn kann, zur heiligen Meßzeit in die Kirche gebracht werden. Will man hier die Armuth eines Orts ausdrücken, ſo pflegt man zu ſagen: Es hat nicht einmal eine Kutſche das Hochwürdige zum Kranken darinn zu überbringen; allein nach meinem Bedenken finde ich keine gröſſere Unehrerbietigkeit im Reuten als im Fahren, wie hier der Gebrauch iſt. Was die Gefahr betrift, ſo darf ja der Miſſionarius

nur

nur die gehörige Discretion gebrauchen. Ich sagte neulich zu einem, die Excommunikation wäre besser angelegt, wenn sie auf die Frayles, so nennt man die Religiosen, die ohne Gespann, nicht nur in der Stadt, sondern auch im Felde und in den Gärten herumlaufen, geschlagen würde. Nun noch etwas weniges von Spanien.

Es ist nur gar zu gewiß, daß die Herren Spanier bey Festivitäten 6 bis 8 Vögel in Kefigten in die Kirche hängen; vielleicht schwatzen ihnen die Weiber noch nicht genug darinn, denn ich muß gestehen, daß ich, so wie mich die Mannsleute und Herren in der Kirche und bey Andachten weit mehr als anderswo erbaut haben, das sonst so andächtige Geschlecht hingegen weit ausgelassener angetroffen habe. Sie sitzen auf dem Boden, plaudern und schauen unter ihrem sonst löblichen Schleyer überall umher, bis der Priester das letzte Kreutz macht, communiciren gleichwohl darnach, das oft zweymal in der Woche geschieht, und laufen dann, noch eher, als der Priester vom Altar geht, zum Tempel hinaus. Auch hieraus sieht man, wie Spanien die verkehrte Welt ist, doch gilt auch hier das Sprichwort, keine Regel ohne Ausnahme. Ihre Prediger sind eben keine heilige Francisci, die den Schwalben das Handwerk niederlegen könnten. Die Prozession am heil. Frohnleichnams-

leichnamsfeste muß jedem Fremden lächerlich vorkommen. Den Anfang machten vier Reuter der Garniſon. Auf dieſe folgte die Kezerey auf einer Bahre, in Geſtalt einer Schildkröte oder einer Hyder — weil ich etwas von Ferne ſtund, konnte ichs nicht deutlich genug unterſcheiden — aus welcher oben ein papiernes Männchen oder Schalknärrchen hervorgukte und geſtikulirte: um die Bahre herum ſah man verſchiedene Masken und Fratzen, die mit einer Blaße, in der Erbſen waren, auf das junge Geſindel klopften. Drittens kamen in Rieſengröße die vier Welttheile unter beiderley Geſchlecht, welche von einem unter ihrem Rocke ſtehenden getragen, ſich gegen einander wandten, ſich neigten und tanzten. Hierauf kamen einige ſilberne Statuen, um welche viele Burſche bey Schalmeyen und einem Dudelſacke herumhüpften. Hierauf folgte die Geiſtlichkeit, welche von den P. P. Kapuzinern im Elſaß, wenn ſie bey dergleichen Prozeßionen erſcheinen, viel lernen könnte; vor dieſen giengen noch einige Mannsbilder mit Fakeln im größten Staate. Das Venerabile wurde auf einem hohen Geſtelle getragen, und hintennach der Baldachin. Nach dieſem machten die Trompeter und Pauker nebſt dem Reſte der Kavallerie den Beſchluß. Bey der Prozeſſion am heiligen Charfreytage, welche bey gutem Tage angefan-

gen, und bis ziemlich in die Nacht geführt wurde, fanden sich bis auf den halben Leib entblößte Disciplinanten ein, und andere, die eiserne Ketten am Fuße nachschlepten. An diesen heiligen Tagen liefen auch in der Stadt alte Mannskerl völlig wie Klosterfrauen gekleidet, herum, und sammelten Allmosen. Ich wohnte einer theologischen und philosophischen Disputation bey, so bey den Franziskanern in der Kirche gehalten worden, wobey auf dem hohen Altare die Kerzen fein andächtig brannten. Es war von Seiten der Argumentanten ein solches Geschrey, ein solches Gestampf mit den Füssen, und Gefecht mit den Händen, daß ihnen oft die Stimme entfallen, und man fast hätte glauben sollen, derjenige, der den Saul gegen David in Harnisch gebracht, begeistere sie alle. Wenn sich der Argumentant zu Boden setzte, so bekam er einen Straus. Uebrigens war alles keine Pfeife Tabak werth, denn sie zerzankten sich, wer sollte es von einer theologischen Disputation vermuthen? Quis credet auditui nostra? für das principium extrinsecum Chimaerae. Für mich war das Lächerlichste dabey, daß derjenige Satz, gegen welchen allein die 6 Schreyer das Maul aufreisen durften und sollten, auf den Thesibus dabey gedruckt war. Man hörte wenig Latein, doch die Hauptursache davon war, oder sollte die Gefäl-

ligkeit

ligkeit gegen das Frauenzimmer seyn, die sich hier viel häufiger, als bey verschiedenen Predigten, die ich gehört, einfanden. Sie saſſen zwiſchen den Religioſen fein ſchön auf der Erde, welche auf beyden Seiten rangirt waren. Die damals gegenwärtigen Frauenzimmer müſſen auch dem eifrigen Paulaner bis auf gegenwärtige Stunde für ſeine philoſophiſche Diſkuſſion allen Dank ſchuldig ſeyn, da er ſo hübſch und ſo laut de Forma Corporicitatis humanae, in utro matris und de animatione foetus herunter räſonnirte, wobey ich gleich die gute Moral und Auferbauung für die Unſtudirten zu bewundern Gelegenheit hatte. Die ganze Faſtzeit, den Aſchermittwoch und die Charwoche ausgenommen, habe ich nur einmal de Feria gebetten, woraus leicht abzunehmen iſt, wie viel ſie eigentliche Feſte haben. Das iſt nicht genug, ſie machen aus den römiſchen Feſten ein einfaches, wie es dieſes Jahr mit dem heil. Vincentio a St. Paulo, Cosmo, und Damiano, Margaretha, Hedwiga u. a. ergangen, und feyern im Bisthum Sevilien am atlandiſchen Meer einen Heiligen aus Navarra am pyrenäiſchen Gebirge, von welchem ſie nicht einmal Lectiones proprias haben, und zwar thun ſie es ritu duplicis mayoris, und wenn man recht ins Directorium hineinſiehet, ſo iſt noch eine Oktav dabey. Während dieſer Faſtzeit

konnte ich es schon leiden, denn es wäre fast zu hart gewesen, wenn man, beym erbärmlichen Essen und Fasten, noch oft de Feria hätte beten sollen. Ich habe in gedachter Fasten nicht so viel zu Mittag gegessen, als ich sonst bey der Kollation zu essen pflegte, habe auch verschiedenemal theils wegen der Speisen selbst, theils wegen ihrer üblen Zubereitung ausser der Chokolat nichts warmes in den Magen bekommen, wobey ich denn wegen der Umstände meine Meinung in Praxi ändern mußte. So wie man anderswo in Bier- und Weinhäuser geht, so geht man im Frühjahr in Spanien zur Milch, wo sich auch die Religiosen sehr häufig einfinden, deren ich weiße und schwarze mit diesen Augen gesehen habe. Ich habe nun hier mein drittes Probjahr nach dreymal wiederhohlten zehentägigen Exercitien vollendet. Sollte für hiesige Missionen einiges Geld aus Europa hieher vermacht werden, so wäre dies Wasser ins Meer getragen, weil hier zu Lande, wo das Silber, so wie die Armuth im Ueberfluß ist, eine Fundation von tausend und mehr Gulden für nichts geachtet wird; welches ich einzig und allein deswegen schreibe, damit gutthätige Seelen, denen es etwa zu Gedanken kommen möchte, durch ein gottseeliges Vermächtniß meiner zur Zeit eingedenk zu seyn, dergleichen Gedanken fahren lassen. Ich wüßte

wirklich

wirklich in der That auch nicht, was man mir nützliches ſchicken könnte: das muß erſt die Erfahrung lehren. Einige Veſper- und Choralbücher, das Leben Margareta a la Coque, durch Herrn Lonquet Erzbiſchof von Sanz beſchrieben, ſo wie auch die Moraltheologie des P. Antoine ſollten mir übrigens nicht undienlich ſeyn können. Gut iſt vita abscondita cum Jeſu in Deo, La vie cachée avec Jeſus en Dieu. Nun empfehle ich mich auf das allerinſtändigſte in das tägliche heil. Meßopfer und aller Heiligen Gebette, und grüße alle von Herzen. Ich verbleibe ewig dein guter Bruder

Jakob Begert, D. G. J.

Poſtſkript. Uebermorgen, wills Gott, werde ich die Reiſe nach Kalifornien antreten. Mein Mauleſel iſt ein ſchönes Thier, er koſtete mich aber bey 80 fl. Rheiniſch, und ſonſt hab ich Sattel und Steigbügel a la francoiſe, oder beſſer zu ſagen, nach dem Gebrauche der übrigen ehrbaren Welt. Unſrer ſind neun auf der Reiſe, worunter ein Spanier und acht Deutſche, doch nur drey für Kalifornien beſtimmt ſind. Wir werden mehrmals kampiren, weil ſich die Reiſe gegen 500 Stunden erſtreken wird. In dieſer Abſicht führen wir drey große Zelter mit uns, woraus das übrige leicht zu

ſchlieſſen iſt. Ich habe ſeither im groſſen Diktionario Geographiko des Martiniere mit groſſem Erſtaunen Kalifornien ganz anders beſchrieben geleſen, als es in der That iſt. Es iſt leider ſehr unfruchtbar, und dies kömmt meiſtens von der ſteinigten Erde, und dem ſchier gänzlichen Abgange des Regens und Bachwaſſers her. Hinter dem 28. Grad ſoll es etwas fruchtbar, und auch mehr mit Heiden bevölkert ſeyn. Auf unſerer Landreiſe von Veracrux bis hieher iſt auch P. Ripol, ein Sardinier, geſtorben. Ich habe des obgeſagten P. Antoine's Moral hier bekommen, und geſtern hat P. Lopez, erſter Profeſſor der Theologie mit den vier Theilen der Predigten des P. Kolumbiere mich beſchenkt.

Mexiko, den 10 Nov. 1750.

X.

Des l'Aujardiere *) Reiſe und Abentheuer an der Küſte der Koffern; nebſt Nachrichten von einigen Bewohnern derſelben.

Aus einer neu aufgefundenen franzöſiſchen Handſchrift überſetzt.

Ehe ich die Erzählung meiner Begebenheiten anfange, halte ich es für nöthig zu erinnern, daß ich

*) Mir iſt von dieſem Manne nichts weiter bekannt, als daß er, unter des Königs Friedrich Willhelms Re-

ich jetzt noch nicht volle achtzehn Jahr alt bin, und als ich meine Reise antrat, kaum das 14te zurück gelegt hatte. Nach dieser Erklärung wird man sich nicht wundern, wenn ich manches übersehen habe, was ein Mann von grösserer Erfahrung als ich, würde gesammelt haben, und wenn es meiner Erzählung an den Zierrathen fehlt, womit andere Reisende gewöhnlich ihre Nachrichten auszuschmücken pflegen.

Dagegen aber wird man hier von dem, was mir begegnet ist, und was ich gesehen habe, eine kurze, simple, genaue und getreue Nachricht finden. Manches davon wird man vielleicht für unmöglich oder fabelhaft halten; und mit ein Bißgen Schriftstellertalent hätte ich alles leicht angenehmer einkleiden, und einige Vorfälle, die nahe an das romanhafte gränzen, durch kleine Zusätze mehr beleben und aufstutzen können. Allein ich mag die Wahr-

Regierung, in preußischen Diensten gestanden, und als Obrister in Magdeburg gestorben. Diese von ihm nachgelassene Erzählung seiner Jugendschicksale, die sowohl an sich, als in Rücksicht der Völkerkunde, sehr interessant zu seyn scheint, ist, so viel ich weiß und erfahren können, weder im Original noch in einer Uebersetzung gedruckt.

heit nicht entstellen; meine Absicht ist nicht einen Roman zu schreiben. Ganz nakt also, und ohne Schminke erscheint sie hier. Irre ich nicht, so werden die Liebhaber ausserordentlicher Begebenheiten ohnedem, und ohne Hülfe künstlicher Dichtungen, hier Befriedigung ihrer Neugier finden. Auf meine Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit können sie sich verlassen; ich bin noch nicht so lange mit der Welt bekannt, daß ich ihr schon die Kunst abgelernt hätte, die Wahrheit durch Verkleidung angenehmer zu machen. Doch zur Sache.

Am 22ten März 1686 gieng ich auf einem Schiffe, Namens St. Joseph, das nach der Insel Madera bestimmt war, von Bourdeaux ab. Die Verfolgung, die in Frankreich damals über die Reformirten ergieng, war die Ursache meiner Reise. Bey der Schwierigkeit, welche die Reformirten fanden, das Reich zu verlassen, bedienten sie sich aller möglichen Kunstgriffe. Meine Aeltern, welche die Absicht hatten, mich zu meinem Bruder zu schicken, der sich in Deutschland aufhielt, und dort an einem der vornehmsten Höfe eine ansehnliche Stelle bekleidete, glaubten ein sicheres Mittel dazu gefunden zu haben, wenn sie mich auf dem genannten Schiffe abgehen liessen, dessen Kapitain ihnen versprach, daß er mich, nach unserer Ankunft zu Madera, mit der

erſten Gelegenheit nach Holland ſchicken wollte, von wo aus ich dann leicht zu meinem Bruder kommen könnte. Den Viſitatoren des Schifs, welche unterſuchen mußten, ob ſie auch Reformirte eingeſchift hätten, entgieng ich glüklich, indem der Kapitain mich für einen jungen Menſchen ausgab, der zu Madera die Canditorey erlernen wollte.

Kaum waren wir in der See, als wir eine franzöſiſche Escadre unter dem Commando des Herrn von Villette antrafen, die nach Cadiz gieng. Wir blieben drey Tage bey ihr, da wir durch einen heftigen Sturm von ihr getrennt wurden, in welchem wir auch unſern Hauptmaſt verlohren. Dergleichen Vorfälle ſind auf Seereiſen zu gewöhnlich, als daß ich mich mit Schilderung unſerer Noth und Verlegenheit aufhalten ſollte. Danck der Geſchicklichkeit und dem Fleiß unſerer Matroſen kamen wir am 6ten April in der Rhede von St. Croix, der Haupt- und vornehmſten Handelsſtadt auf der Inſel Madera glücklich an. Ich hielt mich hier, in Erwartung einer Gelegenheit nach Holland, an ſechs Monat auf, und logirte bey zwey franzöſiſchen reformirten Kaufleuten, an die ich empfohlen war. Sie waren Brüder, und trieben einen ſehr anſehnlichen Handel.

Ich ſollte nun in 14 Tagen bis drey Wochen

nach Amſterdam abgehen, als eine Ordre von dem franzöſiſchen Geſandten zu Liſſabon ankam, wodurch meinen beyden Wirthen befohlen wurde, entweder katholiſch zu werden, oder binnen 8 Tagen die Inſel zu verlaſſen. Die Ordre ward an den Gouverneur abgeliefert, welcher gleich die beiden Kaufleute zu ſich rufen ließ. Ich weiß nicht, was er mit ihnen abmachte; am folgenden Morgen aber ließ er mich allein zu ſich holen, und examinirte mich über meine Religion. Ich antwortete ihm nach dem Unterricht, den ich empfangen hatte; aber meine Antworten ſchienen ihn nicht zu befriedigen. Da ich noch zu jung ſey, ſagt' er, um zu wiſſen, was ich thäte, ſo wollte er für mich ſorgen, und mich zwey rechtſchaffenen Jeſuiten anvertrauen, die mich unterrichten ſollten. Ich dankte ihm für ſeine Güte, und ſagte ihm ziemlich entſchloſſen, daß ich in dem, was meine Seeligkeit beträfe, Erkenntniß genug hätte, und des Unterrichts dieſer Jeſuiten entbehren könnte, daß ich nichts mit ihnen zu thun haben wollte, und daß ich mich, wenn er mich zu ihnen, oder ſie zu mir ſchickte, gar nicht mit ihnen einlaſſen würde. Voller Unwillen über dieſe Freymüthigkeit ſagte er, ich ſey ein Kind der Höllen, und ſollte nun in einer Barke, die in zwey Tagen abgehen würde, nach Frankreich zurückkehren; wofern ich mich nachher

in der Insel betreten liesse, würde er mich auf Lebenslang in das Gefängniß werfen lassen. Ich verließ ihn voller Angst wegen seiner Drohungen, und in einer Verzweiflung, die man sich leicht vorstellen kann, doch fest entschlossen, eher Alles zu leiden, als meine Religion zu verändern. Mein Unmuth führte mich in den Hafen, wo ich ein Schiff fand, das eben Anstalt machte, unter Segel zu gehen. Ich erkundigte mich, wohin das Schiff gienge, und von welcher Nation der Kapitain sey, und erfuhr, es sey ein bewafnetes Englisches Kauffartheyschiff, und nach Ostindien bestimmt. Dieß schien mir ein Mittel, welches die Fürsehung mir anwies, mich aus meiner Noth zu retten; ohne mich einen Augenblick zu bedenken, redete ich den Kapitän, der noch am Lande war, an, entdeckte ihm offenherzig meine Verlegenheit, und beschwur ihn, mich mitzunehmen, und mich zu gebrauchen, wie er wollte. Der Mann ward durch meine Bitten gerührt, er ließ mir Zeit, meine Sachen zu holen, denn meine beiden Wirthe wohnten nicht weit davon, und nachdem ich ihnen ein kurzes Lebewohl gesagt hatte, schiffte ich mich noch denselbigen Tag, nemlich den 4ten October 1686 mit meinem Retter ein. Ich folgte ihm mit frohem Herzen als Aufwärter, und schätzte mich sehr glücklich auf diese Weise dem Zorn des Gouverneurs

und

und den Händen der Jeſuiten, vor denen ich immer einen beſondern Abſcheu gehabt habe, entgangen zu ſeyn.

Nachdem wir unter Segel gegangen waren, fieng ich an, mein neues Amt zu verwalten, und bewies dabey ſo vielen Fleiß und Eifer, daß ich mir bald die Gunſt meines Herrn erwarb, ſo, daß er mir einen auffallenden Vorzug vor den andern Aufwärtern gab. Aber ich diente ihm nicht lange. Von einer Farth von ſechs und zwanzig Tagen, als wir die Inſel St. Jakob zu Geſicht bekamen, ſahen wir uns genöthiget, bey derſelben vor Anker zu legen, um unſer hin und wieder zerrißenes Tackelwerk auszubeſſern. Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, als wir ein Schiff ohne Flagge vorbeygehen ſahen, welches drey Stunden von uns halt machte. Am folgenden Morgen kamen zwey Barfüſſer, unter dem Vorwande, uns um Allmoſen zu bitten, zu uns an Bord. Sie wandten ſich auch an mich, da ſie erfuhren, daß ich ein Landsmann von ihnen ſey, und erkundigten ſich, wie viel Kanonen und Mannſchaft unſer Schiff führte. Ich ſagte ihnen, unſer wären 120 Mann, und wir führten 24 Kanonen. Unterdeß bemerkte ich, daß ſie das Schiff von allen Seiten betrachteten, und den Muth und die Beſchaffenheit unſrer Leute zu erforſchen ſuchten.

ſuchten. Ich fragte ſie dagegen, ob ſie das Schiff nicht kennten, welches geſtern bey uns vorbey gegangen? Sie ſagten, es ſey ein franzöſiſches Schiff, und habe einen portugieſiſchen Paß auf Braſilien. Hierauf verlieſſen ſie uns. Am folgenden Morgen ſahen wir das nämliche Schiff der Rhede, wo wir lagen, ſich nähern; es konnte aber, wegen des widrigen Windes, nicht bis zu uns herankommen. Unterdeß deſertirten vier von unſern Leuten; wir erwarteten ſie einige Tage vergebens, und giengen endlich am 8ten Nov. wieder unter Segel. Am 16ten erblickten wir ein Schiff, das wir zu erkennen glaubten. Da es unter dem Winde von uns war, und der Wind ſehr ſchwach gieng, ſo ſchickte es ſeine Schaluppe mit ſechs Mann ab, die ſich uns bis auf einen Piſtolenſchuß näherten, und uns fragten, woher unſer Schiff ſey, und wohin wir gedächten? Wir antworteten ihnen, wir wären von London, und wollten nach Indien; und auf unſre Gegenfrage, wer ſie wären, und wohin ihre Reiſe gienge, erwiederten ſie, daß ſie Franzoſen wären, und nach Braſilien giengen. Hierauf kehrten ſie zu ihrem Schiffe zurück, und wir zweifelten nun nicht mehr, daß ſie Corſaren, und zwar dieſelben wären, die wir in der Rhede von St. Jakob geſehen hatten. Da wir ſahen, daß ſie ſich alle mögliche Mühe gaben, uns

einzu-

einzuholen, und mit acht Rudern hinter uns herkamen, so ließ unser Kapitain, um sich nicht überfallen zu lassen, mit der Glocke das Zeichen geben, daß jeder sich auf das Verdeck verfügen sollte; der Schifspredіger mußte das Gebett verrichten, und darauf ermahnte er uns mit einer mehr kriegerischen, als künstlichen Beredsamkeit, uns tapfer zu wehren. Jeder gab ihm zu erkennen, daß er bereit sey, seine Pflicht zu thun. Er versprach, uns alle nach unsern Verdiensten zu belohnen; und wir machten nun Anstalt, uns bis auf das äusserste zu schlagen. Wir zogen die beyden untern Seegel ein, schloßen die Seegelstangen fest, und nagelten dann Feuerküsten, eine auf die Kampaney, zwey auf das Vorder- und zwey auf das hinter-Castell. Hierauf stellte der Kapitain alle seine Leute an die Oerter, wo es am nöthigsten war, und ich bekam meinen Platz an der Thür seiner Kajüte, um die Cartouchen herzureichen. Kaum hatten wir alle diese Vorkehrungen gemacht, als der Korsar (denn es war wirklich einer) schon ganz nahe bey uns war. Es war jetzt Mittag, und wir hatten ihn schon um 6 Uhr Morgens entdeckt. Als er so nahe war, daß wir einander verstehen konnten, wiederholte man die Fragen, welche die Schaluppe schon gethan hatte, und erhielt die nämliche Antwort. Nun nahm der Kapitain der Seeräuber

selbst

ſelbſt das Wort: die Seegel geſtrichen! rief er dem unſrigen zu. Wir ſind Engländer, erwiederte er, und nicht gewohnt, vor einem Seeräuber zu ſtreichen; — und nach einigen anderu Schimpfwörtern, die Leuten dieſes Metiers geläufig ſind, kam es zu Schlägen. Das feindliche Schiff führte etwa 50 Kanonen, und wir hatten ihrer nur 24, die dagegen aber auch gröſſer waren. Auf ihrem Verdecke erſchienen wohl 300 Mann, die ein ſchreckliches Feuer auf das unſrige machten. Gleich nach der erſten Salve liefen unſere Soldaten herunter, und verſteckten ſich ſo gut ſie konnten, und als unſer Kapitain von der Kampaney in die Kajüte, wohin ſich einige geflüchtet hatten, um ſie wieder hinauf zu treiben, herabſteigen wollte, ward er durch eine Flintenkugel am Schenkel verwundet. Er ſtieg wieder auf das Verdeck, lief vom Vorderkaſtell auf die Kampaney, und ſprach den Matroſen, die ſich tapfer vertheidigten, Muth ein. Zu gleicher Zeit enterte der Korſar am Hindertheil des Schiffs, und warf uns 50 bis 60 Mann auf das Verdeck. Allein ſie wurden ſehr übel empfangen; unſre Feuerkiſten ſpielten zu rechter Zeit, und ſprengten ſie faſt alle in die Luft; die übrigen wurden niedergeſchoſſen. Dieſer ſchlechte Erfolg ſchreckte ſie nicht ab; ſie enterten noch einmal am Vordertheil, aber eben ſo unglück-

glücklich; was die Feuerkisten nicht in die Luft sprengten, wurde von unsern Leuten niedergemacht. Um diese Zeit, als unser Kapitain eben von der Kampaney auf das Vordercastell eilte, bekam er einen Flintenschuß in den Unterleib. Aber das hielt ihn nicht auf. Nachdem er die Feinde wieder zurückgeschlagen hatte, die gleichwohl unaufhörlich von ihrem Verdecke feuerten, kam er dahin, wo ich war, und als er mich an der Thüre der Kajüte fand, wo ich Flinten für den Steuermann lud, rief er: Curage, Franzos! trink ein wenig Brandtewein, damit du den Muth nicht verliereſt. Zu gleicher Zeit hörte ich ein sehr großes Geräusch auf dem Hindertheil des Schiffes. Ich unterschied das Geschrey und die Flüche eines Menschen, der vermuthlich der Capitain der Feinde war. Hinein, feige Memmen! rief er, hinein! sterbt, oder macht den Schimpf wieder gut, daß ihr euch zweymal habt zurückschlagen lassen! — Bisher hatte das Geschrey der Kämpfenden, oder der Brandtewein, den man mir gegeben hatte, und der unter alle unsre Leute sehr reichlich ausgetheilet wurde, mich so belebt, daß ich an die Gefahr, worinn ich schwebte, nicht einmal gedacht hatte; aber diese Worte, mit dem fürchterlichsten Ton ausgesprochen, jagten mir eine Furcht ein, deren vielleicht ein viel älterer Mensch, als ich war,

ſich nicht würde haben erwehren können. Gleichwohl verließ ich meinen Poſten nicht; unſer Capitain rief mir nochmals Muth zu, und indem er wieder auf die Campaney hinauf ſtieg, bekam er zwey Flintenſchüße in die Bruſt, die ihn tod zu meinen Füſſen herabwarfen. Dieſer Verluſt benahm gleichwohl den Unſrigen den Muth nicht, ſie wehrten ſich als Verzweifelte, und nöthigten endlich die Feinde zum drittenmal ihren Raub fahren zu laſſen. Jetzt ſtürzte auch unſer Steuermann, der mitten durch den Leib geſchoſſen wurde, tod zu meinen Füſſen nieder. Meine Angſt ſtieg nun aufs höchſte, aber ich war bald ganz davon befreyet; denn dieſer Schuß ſchien die letzte Anſtrengung unſrer Feinde geweſen zu ſeyn. Sie ſchoſſen nun nicht mehr, ſondern verlieſſen uns ganz, und eilten noch geſchwinder davon, als ſie gekommen waren.

Ich ſtieg nun auf das Verdeck, um bey den Manövres und dem Herabwerfen der gebliebenen Feinde behülflich zu ſeyn. Ich allein warf ihrer etwa zwanzig in das Meer; ſie wurden alle vorher ausgekleidet, und eine neue Hoſe, ein ſieben Fuß langes Gewehr, und ein paar Piſtolen war die Beute, die mir nach dem Treffen zufiel. Wir verlohren darinn unſern Kapitain, den Oberſteuermann, und neun Matroſen oder Soldaten; 24 waren verwun-

det. Dagegen verlohren die Feinde über 150 Mann; denn auſſer denen, die auf unſerm Verdecke zurückgeblieben waren, und von uns in das Meer geworfen wurden, hatten ſie ſelbſt, während des Gefechts, viele herab geworfen, damit wir ihren Verluſt nicht wiſſen ſollten. Das Gefecht dauerte drey Stunden. An Verfolgung der Feinde dachten wir nicht, da wir alle über unſern erlittenen Verluſt, beſonders des braven Capitains und des Steuermanns, ſehr beſtürzt waren. Wir änderten unſern Weg, damit uns die Seeräuber, wenn ſie etwa wieder Luſt bekommen ſollten, uns zu folgen, nicht finden möchten, nahmen aber drey Tage nachher den rechten Weg wieder. So fuhren wir immer weiter bis zum 8ten Februar, da wir endlich gegen 4 Uhr Land entdekten. Wir hielten uns die ganze Nacht über ſo nahe an demſelben als wir konnten; wie groß aber war am folgenden Morgen unſre Verlegenheit, als wir erfuhren, daß alle unſere drey Piloten es nicht kannten! In der That waren ſie nicht die Geſchickteſten; der Tod des Kapitains und Oberſteuermanns hatte eine groſſe Veränderung auf unſerm Schiff hervorgebracht. Der Kaufmann, dem die Ladung gehörte, hatte das Commando deſſelben übernommen, aber, weil er ſelbſt nichts von der Schiffahrt verſtand, den zweyten Steuermann zum Schiffspatron, und

den

den Bootsmann zum Oberſteuermann gemacht. Dieſe Herren waren ſehr verſchiedener Meinung; der Eine behauptete, wir hätten das Cap noch nicht paſſirt, und der andere, wir wären ſchon weit davon. In dieſer Ungewißheit entſchloß ſich der neue Capitain, eine Schaluppe an das Land zu ſchicken, um ſichere Erkundigung einzuziehen. Man ſchiffte acht Mann auf derſelben ein, worunter auch ich war, gab uns Lebensmittel auf vier Tage, und jedem einen Säbel, eine Flinte, Pulver und Kugeln, mit dem Befehl, irgend eine Bay oder einen Fluß aufzuſuchen, wo das Schiff einlaufen und wir uns erfriſchen könnten, im Fall wir noch weit vom Cap entfernt wären. Unterdeß ſollte das Schiff ſich dem Lande ſo viel als möglich nähern, (denn wir waren noch acht Stunden davon) und bis zu unſerer Rückkehr auf uns warten.

Wir fuhren etwa um 8 Uhr Morgens ab, und kamen um vier Uhr an das Ufer, konnten aber nicht anlanden, weil es von Felſen eingefaßt war, und die See zu hoch gieng. Einer von unſern Leuten wagte es, ans Land zu ſchwimmen, kaum aber hatte er es erreicht, als er vier Menſchen auf ſich zukommen ſah, worüber er ſo ſehr in Furcht gerieth, daß er gleich wieder umkehrte, und zu uns zurückſchwam. Den ganzen übrigen Tag ſuchten wir ver-

gebens irgend einen andern bequemen Landungsplatz. Die drey folgenden waren wir nicht glücklicher, so daß wir, da unsre Lebensmittel aufgezehrt waren, uns entschlossen, nach dem Schiff zurükzukehren. Aber wie groß war unsre Verzweiflung, als wir es nicht mehr erblickten! Wir glaubten Anfangs, es würde seinen Weg ganz langsam fortgesetzt haben, und wollten ihm folgen; allein, der Wind gieng so scharf, daß es unmöglich war, weiter in die hohe See zu kommen; unsre Schaluppe war dazu zu klein, und wir sahen uns genöthigt, an der Küste hinzufahren. In der folgenden Nacht erhub sich ein schrecklicher Sturm, und alle Elemente schienen sich gegen uns verschworen zu haben. Das Land war unzugänglich, unaufhörliche Blitze blendeten uns, der Wind stürmte so heftig, daß es uns unmöglich war, Segel zu führen, und das Meer war so ungestümm, daß wir unsre Schaluppe kaum über dem Wasser erhalten konnten. Kaum waren wir im Stande, es, in Ermangelung anderer Geräthe, mit unsern Kappen und Hüten auszuschöpfen. Die schwarze Finsterniß, die uns umgab, vermehrte unsre Schrecken, und das vermischte Gebrüll des Donners und der Wogen, die sich gegen die Felsen brachen, betäubte uns so sehr, daß wir uns kaum einander hören, und die Befehle unsers Führers befolgen konnten.

ten. Am folgenden Tag waren wir nicht viel beſſer daran; Hunger und Durſt, welche die Furcht vor dem Tode bisher verſcheucht hatte, überfielen uns nun mit aller Gewalt. Fünf Tage verſtriechen in dieſem elenden Zuſtande, ohne daß wir die geringſte Nahrung genoſſen. Am ſechsten befanden wir uns nahe bey einem groſſen Felſen, der über drey Stunden vom Lande entfernt war. Wir landeten an demſelben mit groſſer Gefahr, und hoften hier wenigſtens Waſſer zu finden. Aber vergebens; Gott that kein Wunder für uns, wie für die Iſraeliten, der Felſen blieb dürr und trocken, und alles, was wir fanden, war eine Art von Vögeln, die kaum fliegen konnten. Wir fiengen einige derſelben, ſogen ihnen, um unſern brennenden Durſt einiger maſſen zu ſtillen, das Blut aus, und verzehrten ſie roh, weil es uns an Holz und Feuer fehlte, ſie zu kochen. Da wir durch langes Wachen und Arbeiten erſchöpft, unſre Noth nicht länger aushalten konnten, entſchloſſen wir uns, den Reſt unſerer Kräfte anzuwenden, um an das Land zu kommen, es möchte uns auch ergehen, wie es wollte; denn eben ſo gern wollten wir zwiſchen den Felſen ertrinken, oder durch die Grauſamkeit der Bewohner des Landes umkommen, als in unſrer Schaluppe verſchmachten.

Endlich am 10 Tage nach unſrer Abfahrt vom Schiffe, nachdem wir unausſprechlich viel ausgeſtanden, entdeckten wir eine kleine Bay, worinn wir zu unſrer groſſen Freude auf den Strand trieben. Wir ſtiegen aus, und machten von unſerm Seegel ein kleines Zelt; worauf der Steuermann, ich und noch zwey andere uns von dem kleinen Haufen trennten, um Waſſer zu holen. Wir waren noch ziemlich weit davon, als wir ſechs Neger erblickten, die eine große Heerde Kühe hüteten. Sobald ſie uns anſichtig wurden, ergrieffen ſie die Flucht; nur einer, der mehr Herz hatte, als die andern, ließ ſich durch unſer Geſchrey und unſre demüthig flehenden Geberden bewegen, zu uns zu kommen. Wir ſuchten ihm durch Zeichen unſre Noth zu verſtehen zu geben, worauf er uns bloß durch Ausſtreckung ſeiner Hand antwortete. Da wir dies für ein Zeichen von Freundſchaft hielten, ſo ergriefen wir ſie, und drückten ſie ihm recht herzlich; aber dies war es nicht, was er wollte. Wir verſtunden ihn endlich, und legten ihm ein Stück Kupfer in die Hand, worauf er uns zu unſerm Erſtaunen, plötzlich verließ, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit davon lief. Nun glaubten wir, er habe uns bloß zum Beſten gehabt; aber es währte nicht lange, ſo kam er mit einem groſſen ledernen Sack voll geronnener Milch

zurück.

zurück. Wir eilten gleich damit zu unſern Kameraden, und hielten eine Mahlzeit mit einander, die uns die beſte dünkte, die wir je in unſerm Leben gethan hätten. Die Nacht brach nun ein, wir machten ein gutes Feuer, und unterdeß ein Theil von uns ſich auf den Sand ſtreckte, um ſich nach den ausgeſtandenen Beſchwerden zu erquicken, hielt ein anderer Wache, damit wir nicht etwa unverſehens überfallen würden.

Als der Tag anbrach, ſahen wir das ganze Ufer mit Negern bedekt. Bey dem Anblicke ſo vieler Leute ergriffen wir unſre Waffen, und ſetzten uns in Poſitur, mehr ihnen Furcht einzujagen, als ihnen Schaden zu thun; denn wir konnten nicht ſchieſſen, weil alle unſer Pulver naß geworden war. Sobald ſie unſre Waffen ſahen, ergriffen ſie alle die Flucht. Wir bedachten nun, daß ſie, ſo lange wir bewafnet wären, ſich uns nimmer nähern, und wir alſo vor Hunger umkommen würden, und legten alſo, um ſie dreiſt zu machen, unſre Waffen nieder. Nun kamen ſie Haufenweiſe zurück, und brachten uns Geflügel, Hämmel und Ochſen zum Tauſch. Wir nahmen einen der letztern, welchen wir in Stücken hieben, und in unſre Schaluppe packten, und ſo verſorgten wir uns ohne viele Koſten mit Lebensmitteln; denn für ein Stükgen Kupfer eines

Fingers lang erhielten wir einen Ochſen, und für einige bunte Glascorallen ſo viel anders Fleiſch, als wir nur haben wollten.

Nachdem unſer Tauſch gemacht war, warteten wir nur auf die Flut, um uns, wenn ſie unſre Schaluppe flott gemacht hätte, wieder einzuſchiffen. Unterdeß brachte eine alte Frau uns einen irdenen Topf, den wir mit Fleiſch anfüllten, und es kochten. Wir gedachten jetzt eine gute Mahlzeit zu thun; aber kaum hatten wir angefangen zu eſſen, als wir unglücklicher Weiſe durch einen Vorfall unterbrochen wurden, der ſich unmöglich vorherſehen ließ. Dieſer irdene Topf gab die Veranlaſſung dazu; er war ſchuld an dem Tode meiner Cameraden, und es fehlte nicht viel, auch an dem meinigen. Da nemlich die alte Frau, welche ihn uns gebracht hatte, ihn, nachdem wir das Fleiſch herausgenommen, noch am Feuer ſtehen ſah, wollte ſie ihn wieder wegnehmen. Unſer Steuermann, welcher glaubte, daß wir ihn noch brauchen könnten, ſprang auf, um ſie davon abzuhalten; ſeine unwillige Mine jagte der Frau Furcht ein, ſo, daß ſie davon lief, und den Topf mitnahm. Der Steuermann folgte ihr, und rief, er wollte den Topf bezahlen; aber die Neger, die nichts von allem was er ſagte, verſtanden, und ſich einbildeten, daß er der Frau Gewalt anthun wollte,

fielen

fielen über uns her, und ſetzten uns mit Steinen, Spießen und Knitteln ſo wüthend zu, daß wir nicht Zeit hatten unſere Waffen zu ergreifen, und nur darauf bedacht waren, uns durch die Flucht in das Waſſer zu retten. Indem ich nun mit meinen Kameraden dahin eilte, bekam ich einen Schlag auf den Kopf, der mich zu Boden ſtreckte. Ich ſtand gleichwohl wieder auf, und lief dem Ufer zu, empfieng aber, ehe ich es erreichte, ſo viel Hiebe, daß ich bald alles Bewußtſeyn verlohr. Einige Stunden nachher kam ich wieder zu mir ſelbſt, und fand mich auf dem Rande ausgeſtreckt, mit vier groſſen Löchern im Kopfe, Hände und Füſſe geſchwollen, und über den ganzen Leib ſo ſchwarz, wie Eiſen. Mit groſſer Mühe hub ich mich auf, und ſahe umher, ob ich nicht etwa einen meiner Kameraden erblickte. In dieſem traurigen Zuſtande kamen zwey Neger zu mir, nahmen mich bey der Hand, führten mich zu einem nicht weit entfernten Fluſſe, wuſchen mir meinen blutigen Kopf, und brachten mich denn in ihre Hütte, wo ſie mir zu eſſen boten. Aber die Luſt war mir vergangen, Schmerz und Entkräftung hatten mir allen Appetit benommen. Da ich indeß nicht ruhen konnte, ohne zu wiſſen, was aus meinen Kameraden geworden wäre, rieß ich mich bald wieder von meinen dienſtfertigen Negern los, und kehrte gegen die

Küſte zurück, um zu ſehen, ob ich ſie finden könnte; und es währte nicht lange, daß ich ihr trauriges Schickſal erfuhr. Ich fand ſie alle, in einiger Entfernung von einander, tod, und ſo übel zugerichtet, daß ſie faſt nicht zu erkennen waren. Bey dieſem Anblick gerieth ich auſſer mich, ich war im Begriff, mir das Bischen Leben zu nehmen, das mir noch übrig war. Endlich, ohne zu wiſſen, was ich thun ſollte, voller Verzweiflung, mich ganz allein, und in einem ſo jämmerlichen Zuſtande unter Barbaren zu ſehen, lief ich, wie ein Raſender, längs der Küſte hin. Ein Fluß, der mir aufſtieß, hielt mich nicht auf, und ohne zu unterſuchen, ob er tief ſey oder nicht, (ungeachtet ich nicht ſchwimmen konnte,) ſtürzte ich mich hinein. Als ich in die Mitte kam, fand ich keinen Grund; ich glaubte nun, meine letzte Stunde ſey gekommen, und da der bevorſtehende Tod faſt gar keinen Eindruck auf mich machte, überließ ich mich dem Strom, der mich denn ſchnell mit ſich fortriß. Aber ich war noch nicht am Ende meiner Leiden. Ein Sandhaufen, der ſich mitten in dem Flus formiret hatte, und auf welchen der Strom mich warf, rettete mich faſt wider meinen Willen. Ich kam von demſelben ohne Mühe wieder an das Land, und als ich meinen Weg fortſetzte, ohne zu wiſſen, wohin, ſahe ich zwey Negern, die

mir

mir aus allen Kräften nachliefen. Sie erreichten mich bald, und wollten mich zwingen, mit ihnen zurückzukehren; da ich aber nicht verstand, was sie sagten, und in meiner Verzweiflung mich um sie und ihre Anerbietungen wenig bekümmerte, wurden sie endlich unwillig über meine Verachtung, und fiengen an, mich auf das neue zu schlagen. Ich war schon vorhin so übel zugerichtet, daß ich weder auf Flucht, noch auf Gegenwehr denken konnte: ich warf mich also platt auf die Erde und ließ sie schlagen, so lange es ihnen beliebte. Als sie müde waren, giengen sie davon, und liessen mich mehr tod als lebendig liegen.

Nicht lange darauf kamen zwey andere, und da ich glaubte, daß sie mich ebenfalls schlagen wollten, so legte ich mich wieder in die nemliche Stellung, um es ihnen desto bequemer zu machen. Allein diese waren menschlicher; sie huben mich auf, ohne mir etwas zu leide zu thun, und schleppten mich (dann gehen konnte ich nicht mehr) bis in ihre Hütte. Sie machten mir ein wenig Feuer an, verbanden mir meine Wunden am Kopf mit Kühmist, und gaben mir etwas zu essen. Am folgenden Morgen schickten sie mich aus, um zur Belohnung für ihre Mildthätigkeit ihre Kühe zu hüten. Dieß Geschäft verrichtete ich vier Tage. Den letzten Abend, als

ich die Kühe nach der Hütte zurücktrieb, ſahe ich einen Menſchen auf mich zukommen, der eben ſo, wie die übrigen, nemlich mit einer Kühhaut um die Schultern bekleidet, aber an Farbe ſehr verſchieden von ihnen war; er war ganz gelb, und hatte einen großen Barth, und ſehr lange blonde Haare, die ihm verſtört um den Kopf hiengen. Er ſtand ſtill, um mich zu betrachten, und ich betrachtete ihn wieder. Endlich redete er mich an, und fragte mich in engliſcher Sprache, wo unſer Schiff untergegangen? Ich antwortete ihm in derſelben Sprache, unſer Schiff ſey nicht untergegangen, ich verſtünde aber nicht engliſch genug, um ihm meine ganze Geſchichte zu erzählen. Er fragte mich darauf, ob ich holländiſch rede? Ich antwortete ihm: nein, verſtünde aber Franzöſiſch und Portugieſiſch. In dieſer letztern Sprache, die er ſehr gut verſtand, erzählte ich ihm alle die Unglücksfälle, die uns begegnet waren. Er ſchien Mitleiden mit mir zu haben, und ſagte, es ſey ihm nicht viel beſſer ergangen als mir; er ſey jetzt ſchon ein Jahr in dieſem Lande, das Schiff, auf dem er ſich befunden, ſey an der Küſte geſcheitert; von 72 Mann, die ſich an das Land gerettet hätten, ſeyen nur noch 24 übrig, indem die übrigen theils von den Negern umgebracht worden, theils ſich in den Wäldern verlohren hätten. Er und

ſeine Kammeraden, ſetzte er hinzu, wären jetzt entſchloſſen, zu Lande nach dem Kap zu gehen, und hätten den 20ſten März zu ihrer Abreiſe feſtgeſetzt. Wenn ich alſo Luſt hätte, Geſellſchaft mit ihnen zu machen, ſo wolle er mich zu ihnen bringen. Mit Freuden nahm ich dieſen Vorſchlag an, verließ meine Heerde, und folgte ihm zu dem Hauſe des Königs dieſes Landes, bey dem er und ſeine Kammeraden logirt waren. Ich wurde hier auf das freundlichſte empfangen. Der König ſelbſt ließ mich durch die Holländer, welche die Landesſprache verſtanden, verſichern, mein Unglück thäte ihm leid, und es ſey wider ſeinen Willen geſchehen, daß ich ſo übel behandelt und meine Kammeraden getödtet worden wären. Als die Zeit unſrer Abreiſe da war, nahmen wir jeder auf 24 Tage Lebensmittel, und machten uns, troß aller Gegenvorſtellungen der Neger, die uns von unſerm Vorhaben abzubringen ſuchten, auf den Weg nach dem Kap, indem wir immer längs der Küſte hingiengen. Gleich am erſten Tage unſrer Reiſe ſtieſſen wir auf einen großen Fluß, deſſen Breite uns bange machte, beſonders denjenigen, welche nicht ſchwimmen konnten, worunter auch ich mich befand. Nachdem wir überlegt hatten, wie wir am beſten hinüber kommen könnten, da wir weder einen Kahn, noch Holz hatten, um ein Floß zu

machen,

machen, wurde endlich beſchloſſen, daß zwey der beſten Schwimmer zuerſt hinüber ſchwimmen, und das Ende eines Stricks mitnehmen ſollten; an das andre Ende wollten wir dann unſre Lebensmittel, die ſich in ledernen Säcken befanden, feſtbinden, und ſie ſollten ſie ſo zu ſich hinüber ziehen. Hernach ſollte einer von ihnen mit dem einen Ende des Stricks zurückkommen, an welchem wir alle uns unter den Achſeln feſtbinden, und uns ſo von den Hinübergeſchwommenen hindurch ziehen laſſen wollten. Dieß geſchah; und man kann ſich leicht vorſtellen, wie viel diejenigen, die dieſe Probe an ſich machen lieſſen, ausſtehen mußten; es fehlte nicht viel, daß ſie im Waſſer umkamen; keiner kam heraus, der nicht ganz mit Schlam bedeckt und faſt über den ganzen Leib zerſetzt war; denn ſobald ſie den Grund verlohren, ſanken ſie zu Boden, und wurden ſo mit Stock und Steinen fortgeriſſen. Als wir herüber waren, legte man uns platt auf den Boden, das Geſicht zu unterſt gekehrt, ſtieg uns auf den Rücken, und preßte uns ſo mit Gewalt das verſchluckte Waſſer aus.

Fün Tage giengen wir längs der Küſte durch unbewohnte Oerter fort, und paßirten noch einige Flüſſe auf die nämliche Art. Am fünften Tage gegen Abend ſahen wir zwey Neger, welche die Flucht

ergrie-

ergriefen, als sie uns gewahr wurden; und da einige von unsern Leuten sich ein wenig entfernt hatten, um Holz zu holen, begegneten sie noch sechs andern, die ebenfalls bey ihrem Anblicke gleich davon liefen. Dieß machte uns besorgt, und ließ uns schliessen, daß diese noch wilder seyn müßten, als die, welche wir verlassen hatten. Wir irreten uns nicht, denn am folgenden Morgen sahen wir einen Haufen von etwa hundert Negern auf uns zukommen. So bald sie uns erreicht hatten, fielen sie uns wüthend an, und setzten uns mit Steinen und Prügeln zu. Wir wollten zu ihnen reden, um sie zu besänftigen; aber umsonst; sie verstanden uns, und wir sie nicht, weil ihre Sprache von der Sprache der andern Negern, bey denen wir vorhin gewesen waren, ganz verschieden war; so daß sie, nachdem sie uns jämmerlich geprügelt, unsre Sachen weggenommen, und einen unserer Leute getödtet hatten, uns zwangen, wieder umzukehren. Der Hunger gab uns Flügel, und wir machten denselben Weg, wozu wir vorher fünf Tage gebraucht hatten, jetzt in drey Tagen, ohne weiter etwas zu essen, als einige Muscheln, die wir am Strande fanden.

Mit großer Mühe erreichten wir endlich das Land unserer ersten Wirthe, die uns mit Recht Vorwürfe machten, daß wir ihrem Rath nicht gefolgt hätten;

hätten; denn sie hatten uns vor der Wildheit ihrer Nachbarn genug gewarnt. Wir blieben noch einige Tage bey ihnen, und da wir durch den übeln Ausgang unsers Unternehmens noch nicht genug gewitzigt waren, so faßten unser zehen, die entschlossener waren, als die andern, den Entschluß, einen Versuch zu machen, ob wir das Kap nicht durch einen andern Weg erreichen könnten. Wir wollten uns nämlich vom Meere entfernen, und über die Mondberge gehen. Dieser Weg ist viel rauher und gefährlicher als der vorige, man warnte uns wieder vor einem Unternehmen, das wir nimmermehr ausführen würden. Allein die Begierde, an einen Ort zu kommen, von welchem wir wieder in unser Vaterland zurückkehren könnten, setzte uns über alle Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten hinweg. Wir machten uns also auf, und sogar ohne Lebensmittel, weil wir dann desto sicherer vor feindlichen Anfällen zu seyn hofften.

Unmöglich würde es mir seyn, alle die Mühseligkeiten zu beschreiben, die wir auf dieser Reise ausstanden. Nachdem wir einige Tage gegangen waren, stiessen wir auf Gebirge, die so hoch waren, daß wir drey Tage brauchten, ihre Gipfel zu erreichen. Sie waren bloß von Tigern, Löwen, Elephanten, Büffeln und andern Arten wilder Thiere,

die

die ich nicht kenne, bewohnt. Das tödtliche Schrecken, welches diese uns täglich einjagten, die Beschwerlichkeit der fast ungangbaren Wege, die fürchterlichen Abgründe, die uns fast bey jedem Schritt aufstiessen, waren nicht die grösten Uebel, die wir auszustehen hatten; der Hunger, der uns mit seiner ganzen Wuth angrief, war ärger, als alles übrige zusammen genommen. Unsre Ochsenhäute, womit wir, gleich den Einwohnern des von uns verlassenen Landes, bedeckt waren, machten eine Zeitlang unsre köstlichste Speise aus; und nachdem sie verzehrt waren, mußten wir uns mit Kräutern, Wurzeln, Blättern, und sogar mit Baumrinde am Leben zu erhalten suchen. Bey einer so elenden Nahrung konnten wir nicht lange ausdauern; viere von uns starben vor Hunger, und da wir übrigen es nun auch unmöglich fanden, weiter zu kommen, dachten wir endlich auf unsre Rückkehr. Aber, großer Gott! was mußten wir nicht ausstehen! Unsre entkräfteten Körper konnten nicht mehr die Felsen erklimmen, über die wir gekommen waren, und mit jedem Augenblick sahen wir uns in Gefahr, in fürchterliche Abgründe hinabzustürzen. Am zweyten Tage unsrer Rückkehr fiel einer der stärksten von uns ganz erschöpft zu unsern Füßen nieder; wir waren zu schwach, ihn zu tragen, denn wir konnten selbst kaum auf den Füßen

ſtehen; und mußten ihn alſo, ſo wehe es uns auch that, den wilden Thieren zum Raube überlaſſen, die ihn vermuthlich bald darauf zerriſſen haben. Ein anderer fiel, nachdem er bis zur äuſſerſten Anſtrengung ſeiner Kräfte gegangen war, todt vor unſern Augen hin. Unmöglich kann man ſichs vorſtellen, welchen Eindruck dieſe traurigen Gegenſtände auf unſere Gemüther machten. Nach unendlichen Leiden kamen wir endlich an den Ort unſers erſten Aufenthalts zurück, und wurden wieder liebreich aufgenommen. Der Zuſtand, in dem wir uns befanden, hätte den härteſten Herzen Mitleid einflößen müſſen, wir gliechen mehr Todtengebeinen, als Menſchen. Ein ſchwacher Reſt von Stimme, und ein wenig Bewegung war alles, woran man erkennen konnte, daß wir noch lebten. Nachdem ich noch einige Zeit bey meinen Kammeraden geblieben war, nöthigte mich ihre verdrüßliche Laune, welche das erlittene Elend ohne Zweifel noch vermehrt hatte, mich von ihnen zu trennen, und mir einen andern Aufenthalt zu ſuchen. Ich fand ihn bey einem Verwandten des Königs, der mich mit einer Zärtlichkeit aufnahm, die ſich von einem Barbaren nicht erwarten ließ. Ich entſchloß mich, bey ihm zu bleiben, ohne künftig vergebliche Verſuche zu machen, bis es dem Himmel gefallen würde, mir irgend eine Gele-

genheit

genheit, nach Europa zurückzukehren, zuzuſchicken. Noch nicht lange war ich bey ihm, als ich von einer gefährlichen Dyſenterie befallen wurde. Nach dem, was ich gelitten hatte, konnte es nicht anders kommen. Drey Monate brachte ich in dieſem elenden Zuſtande hin, ohne andre Hülfe, als die ich von meiner guten Conſtitution erwarten mußte. Den Leuten, bey denen ich war, that es weher, als mir ſelbſt, mich ſo ſehr leiden zu ſehen. Mehr als einmal hörte ich ſie zu einander ſagen: laßt ihn uns umbringen, denn er leidet viel zu viel. Andre wollten mich in den Wald bringen, um mich dort von den wilden Thieren freſſen zu laſſen. Nur der Herr der Negerey (ſo nennet man ihre Wohnungen), der mich wie ſeinen Sohn liebte, wollte es nicht zugeben.

Endlich, nachdem ich ſchreckliche Qualen ausgeſtanden, kam meine Geſundheit wieder. Das Ungefehr gab mir bald darauf Gelegenheit, mich für die Güte meines Pflegevaters (denn ſo nannte ich meinen Wirth) einigermaßen erkenntlich zu beweiſen. Da ich nämlich eines Tages am Ufer des Meers herumgieng, fand ich ein Stück Kupfer, dicker wie eine Fauſt; voller Freuden lief ich damit zu meinem Wohlthäter, weil ich wußte, wie hoch die Neger das Kupfer ſchätzen. In der That gerieth er vor Freuden auſſer ſich, als ich ihm mein Geſchenk brachte, und

umarmte mich tauſendmal. Seit der Zeit wurde ſeine Zärtlichkeit gegen mich noch größer, und folgende kleine Begebenheit war eine Probe davon. Da ich noch ſehr jung war, verkrieb ich mir oft die Zeit mit ſeinen Kindern. Eines Tages, da wir zuſammen ſpielten, warfen ſie mich mit Erdklößen, und ich blieb ihnen nichts ſchuldig. Der Aelteſte, der ungefehr von meinem Alter war, mochte durch einen ſolchen Wurf etwas hart getroffen ſeyn, und wurde darüber ſo erbittert, daß er fortlief, einen Wurfſpieß holte, und mir ihn unverſehens von hintenzu in das Bein warf. Der Schmerz, den ich empfand, machte, daß ich mich umwandte, und da ich den Thäter ſah, zog ich den Wurfſpieß heraus und lief ihm aus allen Kräften, die mir der Zorn gab, nach. Ich holte ihn bald ein, und gab ihm einen ſo ſtarken Hieb mit dem Spieß auf den Kopf, daß er wie todt zu meinen Füßen fiel. Kaum ſahen dieß die andern, ſo liefen ſie in die Negerey, und riefen, ich habe ihren Bruder umgebracht, ohne daß er mir das geringſte Leid gethan. Der gute Vater kam ganz beſtürzt heraus, und lief nach dem Orte, wo die That geſchehen war. Er fand mich in großer Verlegenheit, und ſehr emſig, den Verwundeten von ſeiner Betäubung wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Iſt das der Dank, ſagte er, mit ganz verſtörter Miene, iſt das

der

der Dank für meine gute Begegnung gegen dich, daß du mir meinen Sohn umbringst? — Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich mich durch den Unwillen über seines Sohnes heimtückisches Verfahren hinreiſſen lassen, erzählte ihm den ganzen Vorfall, und versicherte ihn, daß ich durch den Schmerz, ihm Mißvergnügen gemacht zu haben, schon mehr als genug bestraft sey; sein Sohn sey übrigens nicht todt, und seine Wunde sey nicht einmal gefährlich. So bald er dieß hörte, umfaßte er mich, und nachdem er mich, ohne ein Wort zu sagen, umarmt hatte, lief er zu seinem Sohn, der unterdeß wieder zu sich selbst gekommen war, und es fehlte wenig, daß er ihn nicht selbst umbrachte; er prügelte ihn, unter beständigen Vorwürfen wegen seiner Niederträchtigkeit so erbärmlich, daß ich würklich glaube, er hätte ihn todt geschlagen, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte. —

Fortsetzung.

Während meines Aufenthalts bey diesem Manne hatte ich Muse, die Lebens- und Gemüthsart der Einwohner kennen zu lernen.

Man hält die Kaffern überhaupt für sehr rohe, brutale und viehische Leute. Die, bey denen ich mich aufhielt, sind dieß bey weitem nicht so sehr, als die andern. Sie sind, überhaupt genommen, wohl gebildet,

bildet, groß, ſtark und behende. Ungeachtet ihr Land in einem gemäßigten Himmelsſtriche liegt, ſo ſind ſie doch eben ſo ſchwarz als die, welche mitten in der heißen Zone wohnen. Ihre ganze Kleidung, ſowohl der Manns- als Weibsperſonen, iſt eine Ochſenhaut, die ihnen zum Mantel dient, worinn ſie ſich einhüllen. Auſſerdem tragen ſie auch zwey andre aus ſolchen Häuten geſchnittene Stücke, einer Hand lang und breit, die ſie an einem um den Unterleib gebundenen Gürtel befeſtigen, ſo daß das eine vornen, und das andere hinten herabhängt. Ihr Land hat etwa 30 franzöſiſche Meilen im Umfange. Sie nennen ſich in ihrer Sprache Makoſſen. Sie haben Nachbarn, mit denen ſie in beſtändigem Kriege leben; und andre, mit denen ſie in ſehr gutem Vernehmen ſtehen. Die erſtern heiſſen Magoicka oder Makenaſſen; den andern geben ſie verſchiedene Namen, als Mapantu, Muße, u. ſ. w. Sie ſtehen unter einem König. Der, welcher damals regierte, war ſehr groß und wohlgebildet, und im Wurfſpießwerfen war er geſchickter als alle andere. Ich habe nicht erfahren, wie er zur Königswürde gelangt war, da ſein Vater, der vor ihm regieret hatte, noch lebte, und er nicht der älteſte von ſeinen Brüdern war. Vermuthlich alſo hatte er ſeinen vorzüglichen Eigenſchaften ſeine Erhebung zu danken. Er hatte acht

Söhne,

Söhne, fünf Töchtern und zehn Frauen. Seine Gewalt über seine Unterthanen ist unumschränkt, und er läßt sie strafen, wie es ihm beliebt. Wenn sie gegen ihre Nachbarn in den Krieg ziehen, ist er immer an der Spitze, und setzt sich eben so sehr, als der geringste seiner Unterthanen, jeder Gefahr aus. Ich bin selbst Zeuge von seiner Tapferkeit gewesen, da, während meines Aufenthalts bey ihnen, die Makenassen einen Einfall in ihr Land thaten. Sie versammelten sich an 4 bis 5000 Mann stark, um sie zurückzutreiben. Die Feinde waren stärker als sie; aber gleichwohl griefen sie dieselben sehr muthig an. Mein Haß gegen die Makenassen (denn sie waren es, welche uns auf der ersten Reise nach dem Kap so übel zugerichtet, ausgeplündert und zurückgetrieben hatten,) machte mir auch Lust, gegen sie zu Felde zu gehen. Die beyden Heere trafen bald an einander. Zum Glück für uns wehete ein sehr starker Wind, ein Vortheil, der nicht wenig beytrug, uns den Sieg zu verschaffen. Denn da diese Makenassen keine andere Waffen haben, als Bogen und Pfeile, die sie hoch in die Luft schiessen, so daß sie den Feinden senkrecht auf die Köpfe herabfallen, so waren die meisten ihrer Schüsse umsonst, indem der Wind ihre zu leichten Pfeile wegführte; da hingegen die unsrigen, die blos Ragayen (eine Art Spiese von hartem und

sehr schwerem Holze) führten, fast keinen Wurf vergebens thaten. Auch richteten wir eine große Niedermetzelung unter ihnen an. Kriegsgefangene wurden nicht gemacht, sondern alles, selbst Weiber und Kinder, ohne Barmherzigkeit niedergehauen. Von unserer Seite blieben über 100 Mann auf dem Platze, die Verwundeten nicht gerechnet, unter denen auch ich mich befand, indem ich mit einem Pfeil in den Arm geschossen wurde. Ich schnitt auf der Stelle das Fleisch um die Wunde her mit meinem Messer aus, wie man mir gerathen hatte; das einzige Mittel, mich vom Tode zu retten, weil die Pfeile alle vergiftet sind. Der König selbst wurde an zwey Orten verwundet. Seiner Tapferkeit verdankten wir vornehmlich den Sieg; er war allenthalben gegenwärtig, eilte von einem Orte zum andern wie der Blitz, und flößte durch Worte und Beyspiele den Seinigen Muth ein. Wir verfolgten die Feinde sehr weit in ihr Gebiet, und führten über 6000 Ochsen und eine Menge Schaafe, die man zu zählen sich nicht die Mühe gab, mit uns weg. Die Ochsen fielen dem Könige zu, und die Schaafe wurden unter seine Leute getheilt. Ich kehrte reicher aus diesem Kriege zurück, als ich vorhin gewesen war. Der König schenkte mir einen Ochsen und eine Kuh; einige andre der Vornehmsten beschenkten mich nach

meiner

meiner Rückkehr ebenfalls, so daß ich in kurzer Zeit ein Vermögen von zehn Ochsen und einigen Kühen besaß.

Diese Ochsen sind der ganze Reichthum des Landes; auch sind sie hier in so großer Menge, daß Einer, der nur 2 oder 3000 besitzt, nicht für besonders wohlhabend gehalten wird. Dieß nöthigt sie aber, von einander abgesondert zu leben. Sie sind daher in kleine Wohnungen oder Negereyen vertheilt, und in einer solchen Negerey leben zuweilen 40 bis 50 Manns- und Frauenspersonen beysammen, die alle unter einem Oberhaupte stehen.

Die Menge des Viehs nöthigt sie, alle zwey Jahre ihre Wohnungen zu verändern; denn wenn die Fütterung an dem einen Orte aufgezehrt ist, suchen sie einen andern, damit unterdeß der vorige Platz wieder bewachse, und nähern sich einander nicht weiter, als auf eine oder zwey französische Meilen. Ihre Wohnungen bestehen blos aus zusammengebundenen Baumzweigen, die eine Art von Gewölbe ausmachen. Sie sind mit Matten bedeckt, welche die Weiber aus Graswerk verfertigen. Diese Weiber müssen auch die Häuser bauen, Wasser tragen, Holz herbey holen, kurz, alles verrichten, was in der Haushaltung nöthig ist; denn die Mannspersonen sind sehr faul, und bekümmern sich um nichts. Man kann sich

vorstellen, welch ein schlechtes Nachtlager sie haben, da sie blos auf der Erde auf einigen Matten liegen. Ausserdem werden sie von gewissen Würmern, so lang und dick als ein kleiner Finger, geplagt, die in der Nacht aus der Erde kommen, und sich ins Fleisch eingraben. Sie sind fast daran gewöhnt, und schlafen deswegen ganz ruhig; ich aber konnte, so lange ich bey ihnen war, dieses Ungemach nie ertragen lernen, und warf daher mich oft bis in den Hals ins Wasser, wo ich, auf einen Stein gelehnt, und mit meiner Ochsenhaut bedeckt, schlief.

Wenn eine Mannsperson sich verheyrathen will, so ist es ihm nicht erlaubt, es in der Negerey zu thun, wo er wohnt, weil alle solche Hausgenossen sich als Brüder und Schwestern ansehen. Er muß sich daher anderswo eine Frau suchen. Zu diesem Ende nimmt er alle seine Brüder mit; sie gehen zusammen in eine benachbarte Wohnung, wo sie immer sehr wohl aufgenommen werden. Sie finden ein besonderes Logis für sich; denn bey jeder Negerey sind abgesonderte Hütten für die fremden Mannspersonen. Sind es Frauenspersonen, die ihre Nachbarn besuchen, welches sehr oft geschieht, so bewirthen die Mannspersonen sie, so gut sie können; und sind es Mannspersonen, die bey einem Spatziergange, oder in der Absicht, sich zu verheyrathen, kommen, so werden sie

einige

einige Tage lang von den Frauensperſonen bedient und traktirt. Wer ſich verheyrathen will, ſucht dann diejenige aus, die ihm am beſten gefällt, und bleibt wohl 4 bis 5 Wochen da, während welcher Zeit denn beſtändig getanzt, und auf ihre Weiſe geſchmauſt wird, alles auf Koſten des Bräutigams. Hierauf kehrt er mit dem ganzen Haufen Manns- und Weibsperſonen nach ſeiner Wohnung zurück, wo es dann weiter aufs Tanzen und Schmauſen losgeht. Am Tage der Hochzeit verſammeln ſich alle Manns- und alle Frauensperſonen, von einander abgeſondert, vor der Negerey, man legt ein großes Feuer zwiſchen beyden an, an welchem man einen ganzen Ochſen braten läßt, und ſo lange der Braten am Feuer iſt, tanzt man auf beyden Seiten aus allen Kräften.

So bald der Ochs gar iſt, tritt der Bräutigam aus dem Haufen der Mannsperſonen hervor, nimmt eine Art von Mütze, die er auf dem Kopfe hat, ab, und geht ſo, immer ſpringend, nach dem weiblichen Haufen. Er nähert ſich ſeiner Braut, küßt ſie, und kehrt nach ſeinem Platz zurück. Das Mädchen folgt ihm eine Strecke lang hinkend, und kehrt dann wieder um. Der Bräutigam lauft nun wieder zu ihr, wie das erſtemal, ſie folgt ihm auf eben die Weiſe, und kehrt ebenfalls wieder zu ihrem Haufen um. Dieß geſchieht dreymal, und hat,

dünkt

dünkt mir, ziemlich viel Aehnliches mit dem Gebrauche der alten Römer, die ihre Bräute ihren Müttern gleichsam mit Gewalt wegnehmen mußten. Man theilt hierauf den gebratenen Ochsen in zwey Hälften, wovon die Frauenspersonen die eine und die Mannspersonen die andre erhalten, und jeder Hause verzehrt seine Hälfte für sich. Nach allen diesen Ceremonien giebt der Bräutigam dem Vater und den Brüdern seiner Braut zehn Ochsen; worauf er denn wirklich verheyrathet ist, und nun, so bald er will, die Ehe vollziehen kann.

Ehe einer sich verheyrathen kann, muß er beschnitten seyn. Diese Beschneidung geschieht im siebenzehnten oder achtzehnten Jahre, und gewöhnlich lassen sich ihrer zehn bis zwölfe auf einmal beschneiden. Sie gehn dann zusammen bis an den Gürtel in einen Fluß, und einer von ihnen holt Andre herbey, die sich nicht weit davon aufhalten und schon beschnitten, aber noch nicht verheyrathet sind. Die Art, wie diese Operation verrichtet wird, ist noch grausamer, als bey den Juden; auch sterben oft welche davon. Nachdem sie geschehen ist, führt man sie auf einen Berg, wo man ihnen ein kleines besonderes Haus gebaut hat. Hier müssen sie drey Monate bleiben, ohne Frauenspersonen zu sehen; und ihre Freunde bringen ihnen unterdessen täglich zu essen und zu

trin-

trinken. Nach Verlauf der drey Monate machen sie sich einen Schurz von Binsen, welchen sie umbinden, und kehren so in ihre Wohnung zurück, wo sie die ganze Nacht tanzen. Die Neugier trieb mich einst, ihrer Beschneidung zuzusehen; es wäre mir aber bald theuer zu stehen gekommen. Zwey oder drey der Stärksten von ihnen ergriefen mich, und machten Anstalt, die Operation auch an mir zu vollziehen. In meinem Leben habe ich keine grössere Angst ausgestanden; und nur meine Drohung, daß ich die ganze Nation durch den König der Weisen, vor dem sie sich so sehr fürchten, ausrotten lassen wollte, bewog sie, mich gehen zu lassen.

Die gewöhnlichste Nahrung dieser Völker ist geronnene Milch. Sie haben auch eine Art Brod, das sie aus dem Saamen des Zuckerrohrs machen. Um das Zuckerrohr zu ziehen, dürfen sie nur die Erde ein wenig aufkratzen, und den Saamen hineinwerfen, so wächst er an zehn bis zwölf Fuß hoch, so vortreflich ist der Boden. Wollen sie dieß Brod backen, so zerreiben sie diesen Saamen zwischen zwey Steinen, und machen Kuchen daraus, die sie auf der Asche braten. Das so gemachte Brod ist ziemlich gut; ihr Bier aber ist abscheulich, und man muß ein Kaffer seyn, um davon trinken zu können. Sie machen es von einem Saamen, der ziemlich viel

Aehn-

Aehnlichkeit mit dem Senf hat. Dieſen zerreiben ſie ebenfalls zwiſchen Steinen, und thun ihn dann in große irdene Töpfe, die ſie mit Waſſer anfüllen. Sie laſſen alles eine Stunde lang kochen, und dann drey Tage lang ſich ſetzen, worauf ſie ihre Nachbarn zuſammenrufen und trinken, bis die Töpfe leer ſind. Dieß Getränk, woraus ſie ihre größte Delikateſſe machen, iſt auſſerordentlich ſaur und von abſcheulichem Geſchmack. Es berauſcht wie Wein, ſo daß ſie, wenn ſie auseinander gehen, ſich kaum auf den Füſſen halten können.

Das Land iſt voll kleinen Wildprets aller Art, beſonders von Haſen, deren es eine ſo große Menge giebt, daß man ſie oft mit Stecken todtſchlägt. Ihre ganze Zubereitung derſelben zur Speiſe beſteht darinn, daß ſie ſie im Waſſer ſieden, ohne ihnen die Haut abzuziehen. Sind ſie ſo gekocht, ſo verſchlingen ſie Haut, Haar und Fleiſch, alles miteinander. Fiſche, es ſeyen See- oder Flußfiſche, eſſen ſie gar nicht; ſie begreifen ſie alle unter dem Namen Schlangen, und bilden ſich ein, ſie würden ſterben müſſen, wenn ſie davon koſteten.

Sie gehen zuweilen auf die Jagd, Löwen und Tiger zu erlegen, die ihren Heerden viel Schaden thun. Haben ſie einen entdeckt, ſo verſammeln ſie ſich 3 bis 400 an der Zahl, und nehmen 4 oder 5

Ochſen

Ochsen mit. Rings um den Ort, wo sie wissen, daß der Löwe oder Tiger sich aufhält, hauen sie eine Menge Bäume um, und machen sich daraus eine Art von Schanze. Sie setzen sich sodann alle auf den Hintern innerhalb des Verhacks, und halten eine Art Schild, von Ochsenhaut gemacht, in der einen, und einen Wurfspieß in der andern Hand. Hiernächst lassen sie die Ochsen herein. Wenn nun der Tiger aus seinem Schlupfwinkel hervorkömmt, um sie zu zerreissen, ziehen sie die Ochsen zurück, und erheben ein großes Geschrey, um das Thier zu erschrecken, welches dann nicht ermangelt, einen Ausgang zu suchen. Da es aber von allen Seiten eingeschlossen ist, so muß es ihnen über den Kopf springen; sie bedecken sich dann mit ihrem Schilde, und stoßen ihm, mitten im Sprung, ihren Spieß in den Bauch.

Ich habe oft dieser Jagd mit beygewohnt; aber das erstemal liefs unglücklich für mich ab. Ich hatte keinen Schild, und der Tiger kam gerade an den Ort, wo ich saß; er sprang über meinen Kopf, und versetzte mir im Sprunge mit einer seiner Klauen eine Wunde, von der ich lebenslang das Mahlzeichen tragen werde. Die Gewalt dieses Hiebes warf mich nieder, und der Tiger rettete sich. Von der Zeit an nahm ich mich besser in Acht.

Wiewohl

Wiewohl man gemeiniglich ſagt, die Kaffern hätten keine Religion, ſo iſt es doch glaublich, daß ſie wenigſtens vormals eine gehabt haben; denn ich habe ſie Dinge thun ſehen, die das Anſehen von Opfern hatten. An gewiſſen Tagen des Jahrs ſtellen ſie eine Verſammlung an, machen ein groſſes Feuer, und ſchlachten einen Ochſen, von dem ſie die Hälfte den Hunden geben, und die andre verbrennen. Unterdeß ſitzt der groſſe Haufen in tiefem Stillſchweigen um das Feuer her, bis ihr Opfer, wenn man es ſo nennen kann, vollbracht iſt. Als ich ſie fragte, warum ſie das thäten, ſagten ſie, ſie wüßten es nicht; aber da ſie es ihre Väter thun geſehen, thäten ſie es auch.

Die Aehnlichkeit dieſes Gebrauchs mit einem öffentlichen Opfer läßt ſich, dünkt mir, nicht verkennen, und es kann leicht ſeyn, daß ſie, bey der Rohheit und Unwiſſenheit, worinn ſie leben, nach und nach die Gottheit, welcher ſie es bringen, vergeſſen haben. Ja, ich kann nicht umhin, zu glauben, daß ſie ſich nicht irgend ein Weſen vorſtellen ſollten, welches ihnen den Regen, die Winde und den Donner zuſchicke; denn wenn es reguet, ſtürmt oder donnert, ſo gehen ſie aus ihren Häuſern, ſchreyen und fluchen gegen den Himmel, werfen Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und wenn der Sturm denn aufhört, bilden ſie ſich ein, daß ihre Drohungen

ihm Einhalt gethan. Jedesmal, wenn ich sie das thun sah, stellte ich ihnen vor, daß sie übel thäten, daß ein Gott im Himmel sey, dem sie droheten, welcher alle Dinge regiere und beherrsche, und sie vertilgen würde, wenn sie fortfühen, ihn durch ihre Gottlosigkeit zu beleidigen. Anfangs wurden meine Vorstellungen übel aufgenommen; endlich aber, da ich sie oft und ernstlich wiederholte, gab mein Wirth ihnen Gehör, meine Drohungen machten ihm bange, er begieng solche Tollheiten nicht weiter, und verbot auch seinen Kindern, es zu thun.

Dieß war wirklich das einzige Mittel, sie davon zurück zu bringen; vergebens würde man ihnen andre Gründe dagegen angeführt haben; aber sie fürchten sich so sehr vor dem Tode, daß nichts ist, was sie nicht thun würden, um demselben zu entgehen. Der bloße Anblick eines Leichnams ist ihnen unerträglich, und seßt sie in das größte Schrecken. So bald Einer in einem Hause stirbt, bewohnen sie es nicht länger; sie werfen es gleich nieder, und scharren den Todten hurtig ein. Sie binden ihm den Körper krumm zusammen, und legen ihn in eine sieben bis acht Fuß tiefe Grube, die sie hernach mit Erde und Steinen bedecken und mit abgehauenen Bäumen umgeben, damit die Vorübergehenden an diesem Zeichen erkennen, daß jemand daselbst begraben sey.

So bald sie ein solches Grabmal erblicken, machen sie einen Umweg, um nicht dabey herzugehen. Von einem andern Leben nach dem Tode wissen sie nichts. Sie stehen in dem Wahn, daß sie natürlicher Weise oder durch Krankheit niemals sterben würden, und glauben daher, sie würden unsterblich seyn, wenn sie nicht eines gewaltsamen Todes, oder durch Vergiftung umkämen. Sie fürchten sich deshalb ausserordentlich vor Vergiftungen, und strafen diejenigen, die sie dieses Verbrechens schuldig halten, aufs härteste. Sie nennen sie Goicka, wie das Volk, mit welchem sie immer im Kriege leben, und gegen welches sie einen unversöhnlichen Haß hegen.

Folgende Todesstrafe habe ich an einer Frau vollziehen sehen, welche beschuldigt wurde, daß sie einen Menschen, der in unsrer Negerey starb, vergiftet habe.

Erst machten sie zwey Löcher in die Erde, streckten dann die Frau auf dem Rücken aus, steckten ihre beyden Arme bis über den Ellenbogen in die beyden Löcher, und füllten sie mit Erde und Steinen an, damit sie sie nicht herausziehen könnte. Hierauf zogen sie ihr die Beine, so weit sie konnten, auseinander, und banden sie an zwey in gehöriger Entfernung von einander in die Erde geschlagene Pfähle, und nachdem sie ihr dreyßig Schläge mit einem Knit-

tel gegeben hatten, warfen sie ihr eine ungeheure Menge kleiner schwarzer und sehr empfindlich stechender Ameisen in den Mund, die Augen, die Nase und die Ohren, und bedeckten ihr den ganzen übrigen Körper damit. In diesem Zustande ließ man sie, ganz nackt und der brennenden Sonnenhitze ausgestellt, vom Morgen bis an den Abend, da man sie wieder losmachte. Am folgenden Morgen aber wiederholte man diese Marter aufs neue, und so täglich fort, bis sie den Geist aufgab, welches noch drey Monate *) währte.

Ungeachtet man nicht sagen kann, daß die Makossen eigentliche Gesetze haben, so lassen sie doch nicht leicht ein Verbrechen unbestraft. Die Strafen hangen von der Willkühr des Königs ab. Der Diebstahl besonders wird nie verziehen, ausgenommen, wenn jemand Kupfer oder Eisen stiehlt; denn da beydes sehr rar ist, und eben so hoch geschätzt wird, als bey uns Diamanten und Perlen, so verzeihen sie einer Versuchung, die zu stark ist, als daß sie ihr wiederstehen könnten; stiehlt aber jemand einen Ochsen oder ein Schaaf, so nimmt man ihm ohne Barmherzigkeit das Leben, weil die Versuchung, wegen des allgemeinen Ueberflusses an diesen Thieren,

*) Vermuthlich ein Schreibfehler im Original, statt drey Wochen.

nicht so stark ist. Sie schreiben dann den Diebstahl nicht mehr der Schwachheit der Natur, sondern der bösen Gemüthsart des Diebes zu. *) Die, welche ich bestrafen sah, wurden an Bäume gebunden, und nachdem man ihnen vier oder fünfhundert Hiebe mit der Ragaye, je nachdem es dem König beliebte, gegeben hatte, ließ man sie, so an die Bäume gebunden, andern zum Exempel, sterben.

Nimmer hätt' ich geglaubt, daß ein so rohes und viehisches Volk so viel Gefühl für Wohlanständigkeit und gute Sitten gehabt hätte, als ich hier wirklich fand. Liesse jemand aus Unachtsamkeit, oder sonst in Gegenwart anderer, und besonders der Frauenzimmer, einen garstigen Wind streichen, so würde er für ehrlos gehalten werden, und Mühe haben, jemals wieder in die Gesellschaft Anderer zugelassen zu werden.

Auch die Frauenzimmer haben den Schein einer großen Sittsamkeit. So bald sie eine Mannsperson sehen, hüllen sie sich so sehr in ihre Haut ein, daß man ihnen fast nur das Weiße im Auge sieht. Allein so

*) Bey uns ist es gerade umgekehrt; je größer die Versuchung, desto härter gewöhnlich die Strafe. Auf Schwachheit der menschlichen Natur nehmen wir selten bey unsern Strafen Rücksicht. Ich weiß nicht, ob die dummen, viehischen Makossen hierinn nicht fast besser und menschlicher räsonniren, als wir aufgeklärten Europäer.

ſo viel Züchtigkeit und Eingezogenheit ſie auch vor Andern affektiren, ſo verhält ſichs doch im Grunde ganz anders. Man urtheile von ihrer Züchtigkeit aus dem, was mir einſt mit den Töchtern des Königs begegnete.

Ich wollte einmal die Holländer, die bey ihm logirten, beſuchen, und mußte unterweges über einen kleinen Fluß, von dem ſeine Wohnung nicht weit entfernt war. Als ich mich demſelben näherte, ſah ich fünf Frauensperſonen, die ſich darinn badeten. So bald ſie mich erblickten, liefen ſie, weil ſie mich vielleicht für einen andern anſahen, oder beſorgten, daß ich noch jemanden bey mir hätte, zu ihren Häuten, und hüllten ſich hurtig ein. Als ſie mich aber erkannten, und mich allein ſahen, warfen ſie ihre Häute wieder ab, und fielen über mich her. Sie nahmen mir auch bald die meinige weg, und rißen meinen Gürtel in Stücken; kurz, ſie ſetzten mich, ſo gut wie ſich ſelbſt, in den Zuſtand, wie man unſre erſte Eltern zu malen pflegt. Hierauf überhäuften ſie mich mit Liebkoſungen, machten mir Vorwürfe, daß ich ihre Wohnung verlaſſen, prieſen mich wegen meiner Schönheit, lobten meinen Teint, der dem ihrigen ſehr nahe käme, meine ſo hübſch im Kopfe liegenden Augen, meine kleine ausgeſtülpte Naſe, meinen ſo wohl geſpaltenen Mund, und meine

ſo ſchön aufgeworfenen Lippen, die mit den ihrigen ſo ſehr harmonirten; wären meine Haare nur ein wenig krauſer, ſetzten ſie hinzu, ſo würde kein Makoſſe ſo hübſch ſeyn, als ich; ich ſey unendlich ſchöner, als die andern Weiſen mit ihrer gelben Farbe und ihren blonden Haaren. Mit einem Wort, ich ſah mich durch dieſe kaffriſchen Damen bald in einen neuen Adonis verwandelt; nur leider! waren ſie keine Venuſſe für mich. Ich that indeſſen alles, was ich konnte, um mich von ihnen loszumachen. Da ſie mir meine Haut durchaus nicht zurück geben wollten, nahm ich eine von den ihrigen, und lief damit aus aller Macht nach ihrer Wohnung zu. Einige Schritte von derſelben traf ich eine von den Frauen des Königs an, die mich, als ſie dieſe Haut auf meinen Schultern ſah, fragte, woher ich ſie bekommen hätte? Ich erzählte ihr meine Begebenheit. Sie verbot mir, irgend jemand ein Wort davon zu ſagen, und ſagte mir, ich ſollte ihr die Haut geben und mich wohl hüten, ſo vor dem Könige zu erſcheinen; ſie wollte mir eine andre geben, und ich ſollte nur da ein wenig warten, bis ſie zurück käme. Zu gleicher Zeit verließ ſie mich, und brachte mir bald eine andre ganz neue Haut, die ſie für einen ihrer Söhne zurecht gemacht hätte.

Hätte ich nur einigermaßen Neigung gehabt, ſo hätte dieſe Begebenheit wichtige Folgen für mich haben können; denn von dieſer Zeit an machte der König mir mehr Liebkoſungen, als gewöhnlich, und that mir ſogar eines Tages den Antrag, mich mit der jüngſten ſeiner Töchter zu verheyrathen. Ich glaubte Anfangs, er habe mich zum Beſten, erfuhr aber bald, daß es ſein Ernſt geweſen war; denn er ſagte mir nachher ſehr oft davon, ſo daß es nur auf mich ankam, ob ich Schwiegerſohn Sr. makoſſiſchen Majeſtät werden wollte. Aber dieß Glück hatte keinen Reitz für mich. Ich ſehnte mich nur nach Europa zurück: das Leben, welches ich hier führte, wurde mir immer unerträglicher. Endlich, nachdem ich ein ganzes Jahr unter dieſem Volke zugebracht, hatte der Himmel Mitleiden mit mir, und führte mich von ihnen weg.

Eines Tages, da ich einige Holländer, die ſich von den übrigen abgeſondert hatten, und in einer andern Wohnung lebten, beſuchen wollte, begegnete mir unterwegs eine Frauensperſon, die mir ſagte: Wo willſt du hin? und warum biſt du allein hier geblieben? Alle deine Kameraden ſind ſchon geſtern abgereiſt, in einem kleinen Schiffe, das ſie abgeholt hat. Dieſe Nachricht ſetzte mich in die größte Beſtürzung. Ich fragte indeß voller Ungedult nach

dem Orte, wo das Schiff gelandet sey, und sie nannte mir ihn. Der Ort war über vier Stunden entfernt; augenblicklich also nahm ich Abschied von ihr, und bat sie, mich bey meinem Wirth zu entschuldigen, wenn ich nicht zurückkäme, ihn noch einmal zu sehen. Hierauf machte ich mich auf den Weg, und eilte so sehr, daß ich noch vor Mittag an den Ort der Einschiffung kam. Zum Glück waren unsre Leute noch nicht abgereist. Wir warteten noch zwey Tage auf unsre übrigen Kameraden, und schifften uns dann, 19 an der Zahl, ein; 6 blieben zurück, weil man sie nicht auffinden konnte. Ehe wir aber abfuhren, hatte ich noch das Vergnügen, meinem Wirth Lebewohl zu sagen. Dieser gute Mann, der durch die Frauensperson von meinem Vorhaben benachrichtigt war, kam gleich am folgenden Morgen zu mir, und blieb bis zur Einschiffung. Da die Schaluppe nicht dicht ans Ufer kommen konnte, und wir ziemlich weit ins Meer gehen mußten, nahm er mich auf seine Arme, und trug mich wider meinen Willen hin, und sein Gesicht war dabey fast eben so naß von Thränen, als sein Körper vom Wasser. Als wir uns endlich trennten, heulte er ganz jämmerlich, so daß ich durch diese Empfindsamkeit eines Mannes, dem ich so viel zu verdanken hatte, innigst gerührt ward.

Als wir am Bord waren, ſagte uns der Kapitain, der Gouverneur des Kaps habe erfahren, daß wir da wären, und ihn daher abgeſchickt, um uns abzuholen. Wir giengen am 10ten Februar 1688 unter Segel, und kamen am 19ten deſſelben Monats glücklich am Kap an. Als der Gouverneur unſre Ankunft erfuhr, ließ er uns alle in unſerm Kaffernhabit vor ſich kommen, und nachdem er uns ſehr freundlich aufgenommen, ſchenkte er uns jedem ein Stück blaue und ein Stück weiſe Leinwand, um uns davon einen Habit und Hemden machen zu laſſen.

Ich blieb acht Tage im Fort, ohne zu wiſſen, wozu ich mich entſchlieſſen ſollte. Ich hatte weder Geld noch Kleidung, um nach Holland zurückzukehren, ja ich wußte nicht einmal, an wen ich mich dort wenden ſollte. Alſo faßte ich den Entſchluß, meinen Anverwandten den Ort meines Aufenthalts zu melden, und ihre Antwort abzuwarten.

Um indeß nicht Hunger zu ſterben, engagirte ich mich auf drey Jahre in Dienſt der oſtindiſchen Kompagnie, gegen 10 Livres monatlichen Sold, als Matroſe. Man that mich auf eine Galliotte, die im Hafen lag, und die man einige Monate nachher abſchickte, um längs der Küſte von Afrika hinzufahren, ſie zu unterſuchen, und wo möglich die ſechs übrigen

Leute, die unter den Kaffern geblieben waren, abzuholen. Wir giengen am 19ten August unter Segel, und kamen am 24sten September in eine Bay, in welche sich fünf ansehnliche Flüsse ergiessen, in deren einen wir einliefen. Den vornehmsten derselben naanten die Portugiesen Rio de Lagoa. Die Mündung der Bay hat nur 15 bis 16 Fuß tiefes Wasser. Da, wo wir einliefen, fanden wir ein englisches Schiff, welches Elephantenzähne und eine Art von Gummi eintauschte, das von den Kaffern für Ambra ausgegeben wurde. Unsre Leute liessen sich Anfangs dadurch hintergehen, und ich war nicht klüger, denn ich tauschte ein Stück ein, das größer war als mein Kopf. Es kostete mich indeß so wenig, daß ich mich über den Betrug und meinen Verlust leicht tröstete, denn ich hatte nur einige Glaskorallen dafür gegeben. Man entdeckte uns bald den Betrug, und da hatte der Handel ein Ende. Die Neger waren vormals ehrlich, und man befand sich wohl dabey, mit ihnen zu tauschen; aber ihr Handel mit den Portugiesen hat sie zu Betrügern und Spitzbuben gemacht. Sie haben hier übrigens dieselben Sitten, und sind auch eben so gekleidet, wie die, bey denen ich mich aufgehalten habe. Wir blieben etwa zwey Monate in der Bay, worauf wir weiter an der Küste hinfuhren, und an einen andern Ort kamen,

welchen

welchen man Terra natalis nennt. Wir erfriſchten uns hier 12 Tage, und nahmen ander Waſſer ein. Dieß war hohe Zeit, denn von unſern 20 Mann, die ſich an Bord befanden, waren nur noch 4 geſund, und zwey waren ſchon geſtorben, weil das verdorbene Waſſer uns Krankheiten zugezogen hatte. Dieſer Ort iſt von dem, wo ich mich aufgehalten, nur 40 franzöſiſche Meilen entfernt. Wir kamen nachher auch dahin, und nahmen drey von den Zurückgebliebenen ein; die übrigen drey konnten oder wollten nicht zurück. Gern hätte ich meinen alten Wirth beſucht, um ihm für ſeine mir erwieſene Freundſchaft zu danken; da aber ſeine Wohnung zu weit vom Meere entfernt war, begnügte ich mich, ihm, nach meinem Vermögen, ein kleines Geſchenk zu ſchicken.

Hierauf kehrten wir nach dem Kap zurück, wo wir den letzten November ankamen, und zugleich erfuhren, daß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Holland ausgebrochen ſey.

Einige Monate nachher kam ein Schiff von Amſterdam, welches Briefe an mich mitbrachte, die an den Gouverneur abgegeben wurden. Er ließ mich zu ſich holen, und nachdem er mich gefragt, ob ich nicht der Franzoſe ſey, der unter den Kaffern geweſen, und ſich nach meiner Familie erkundigt

hatte,

hatte, zeigte er mir zwey Briefe, und fragte mich, ob ich die Hand kenne?

Wie groß war mein Entzücken, als ich die Hand meiner Mutter und meines Bruders erkannte! Hierauf erzählte er mir, eine große Prinzeßin, deren Edelmuth und Tugend noch über ihren Rang erhoben sind, habe, auf Ansuchen meiner Verwandten, die meine Briefe erhalten, die Gnade gehabt, sich für mich zu interessiren, und durch einen der vornehmsten Herren von der Admiralität zu Amsterdam meinetwegen an ihn schreiben zu lassen. Er erwies mir zugleich tausend Höflichkeiten, und versprach mir, mich mit der ersten Gelegenheit nach Holland zurückzuschicken.

Unterdeß behielt er mich bey sich in seinem Hause, wo ich täglich an seiner Tafel aß, und mit seinen Kindern in einem Zimmer schlief. Er ließ mich auch vom Haupt bis zu Fuß neu kleiden; kurz, er überhäufte mich mit Wohlthaten und Gefälligkeiten, die ich nie vergessen werde, und wofür meine Erkenntlichkeit erst mit meinem Leben aufhören wird.

Endlich kam die ostindische Flotte, und ich schiffte mich am 30sten Junius 1689 auf derselben ein. Wir hatten die glücklichste Fahrt von der Welt, und begegneten nur zwey englischen Schiffen im Eingange des Kanals, von denen wir erfuhren, daß

der

der Prinz von Oranien zum König von England gekrönt worden. Dieſe Neuigkeit machte uns große Freude, und wir tranken die Geſundheit des Königs, unter Abfeuerung aller Kanonen der Flotte, welches von den Engländern beantwortet wurde. Hierauf trennten wir uns, und kamen am 24ſten Oktober in Zeeland an. So bald ich zu Middelburg den Fuß ans Land geſetzt hatte, ſchiffte ich mich nach Amſterdam ein, von wo ich dann mit der Poſt zu meinem Bruder in Deutſchland abreiſte.

XI.

Nachricht von einem merkwürdigen Schiffbruch an der Küſte von Bengalen. *)

(Aus dem Tagebuch eines holländiſchen Seefahrers.)

Wir reiſten den 3ten September 1661 nebſt noch drey andern Schiffen von Batavia ab, und richteten unſern Lauf nach Ougueli in Bengalen. Unſer Schiff, der Ter Schilling, führte acht Kanonen, unſere Equipage beſtand aus fünf und achtzig Perſonen, und die Ladung in gemünztem Silber, Kupfer und Brettern. Am drey und zwanzigſten glaub-

te

*) Litteratur und Völkerkunde 1784 von H. v. Archenholz.

te unſer Bootsmann, Namens Hildebrand, der in den Raum geſtiegen war, um einiges Tauwerk herauf zu holen, im Meere einige abgezehrte und kränkliche Perſonen, wie auch todte Körper ſchwimmen zu ſehen. Als er zurük kam, ſchien er ziemlich zerſtört, und als er ſich ein wenig erholt, erzählte er, was er geſehen hatte. Dieß mochte nun wirklich wahr, oder nur die Folge ſeiner erhizten Einbildungskraft ſeyn, ſo machte es dennoch Eindruk auf die übrigen, und viele hielten es für eine üble Vorbedeutung. Er ſelbſt wurde ſeit dieſer Zeit traurig und nachdenkend, da er hingegen vorher ſehr aufgeraumt und luſtig geweſen war; und dies gieng ſo weit, daß er kein freyes Wort oder Bewegung mehr ertragen konnte, und uns alle zum Gebett ermahnte, um das bevorſtehende Unglük abzuwenden. Da ſich verſchiedene darüber luſtig machten, ſo bat er Gott oft, dieſen Freygeiſtern das nehmliche zu zeigen, was er geſehen habe, damit ſie ein wenig ernſthafter würden.

Am 8ten Oktober hatten wir zwar die Küſte von Bengalen im Geſichte, jedoch ohne ſie zu kennen, weil wir nicht gewiß wußten, ob es dieſe oder die Küſte von Arabien, die nahe dabey iſt, war. In dieſer Unſchlüßigkeit ſegelten wir darauf zu, und warfen zwey Meilen vom Lande die Anker. Der Kapitain Jakob Jantz Stroom, aus Amſterdam gebürtig,

hürtig, ſetzte die Schaluppe nebſt dem Steuermanne, dem Quartiermeiſter und acht Matroſen aus, damit der Quartiermeiſter, der die Landſprache ein wenig verſtand, ſich nach dem Namen des Landes erkundigen ſollte. Wir wußten, daß die Küſte von Bengalen ſehr gefährlich ſey, und daß ſchon viele Schiffe dort unglücklich geweſen waren. Da wir aber keine gehörige Kenntnis von ihrer eigentlichen Beſchaffenheit hatten, ſo war es auch ſchwer, die Gefahr zu vermeiden. Wir erwarteten die Zurückkunft des Boots vergebens drey Tage lang. Schon glaubten wir, daß ſie verunglückt wären, und hoben deswegen die Anker auf, um einen Hafen aufzuſuchen, wo wir uns nach ihnen erkundigen könnten. Nachdem wir lange geſucht hatten, ſahen wir drey kleine Barken von dem Lande auf uns zukommen. Wir freuten uns darüber, weil wir glaubten, durch ſie aus unſrer Verlegenheit zu kommen, und von unſern Leuten Nachricht zu erhalten. Sie hielten auf einen Steinwurf von uns ſtill, und ſchienen ſich zu berathſchlagen, ob ſie an das Schiff kommen ſollten. Nach Verlauf einer Viertelſtunde näherte ſich endlich ihr Chef, mit Namen Orangkai, und berichteten uns durch Zeichen, daß die andern beyden Boote mit Hünern, Piſangfrüchten und andern Lebensmitteln angefüllt wären.

So

So viel als möglich gaben wir ihm zu verſtehen, daß er nichts zu fürchten habe, und unſre Zeichen ſchienen ihm Muth zu machen. So bald er am Bord war, ließ er die andern Barken herankommen, und ſeine Lebensmittel, die uns ſehr zu ſtatten kamen, ausladen; unſer Kapitain nahm ihn mit in ſeine Kajüte und erzeigte ihm viel Höflichkeiten. Indem ſie ſich ſo miteinander unterhielten, und der Kapitain wegen ſeiner Leute Erkundigung einzog, ſo ſtieß das Schiff auf den Grund, wodurch alles in Schrecken geſetzt ward. Der Lärm, der ſowohl dadurch, als auch bey Ergreifung der nothwendigen Maasregeln, uns wieder los zu machen, entſtand, machte den Orangkai glaubend, dieß ſey ein Zeichen, ihn zu beleidigen. In dieſer Meynung alſo dachte er nur darauf, zu entwiſchen, und dieß that er auch mit ſo viel Eilfertigkeit, daß ihn niemand gewahr ward, als bis er ſchon in einiger Entfernung war. Er hielt von Zeit zu Zeit an, wir glaubten, er würde zurückkehren, als wir aber gewahr wurden, daß er ſogar das empfangene Geld vergeſſen hatte, ſo zweifelten wir nicht, daß ſeine Furcht ganz auſſerordentlich groß geweſen ſeyn müſſe; er kam nicht zurück, und als wir das Schiff wieder flott gemacht, waren wir nicht beſſer unterrichtet, als vorher. In dieſer großen Verlegenheit waren die meiſten der Meynung,

unsre Leute erwarten zu müssen, und ganze acht Tage segelten wir an der Küste hin und her, in der Hoffnung, sie zu finden; da aber alles vergebens war, so giengen wir wieder in die hohe See, und suchten die übrigen Schiffe auf.

Nachdem wir lange damit zugebracht hatten, stießen wir auf eine Sandbank, und als wir von dieser los waren, auf eine zweyte, die noch gefährlicher war, als die erste. Dies nöthigte uns, das kleine Boot auszuheben und mit dem Senkbley die Tiefen zu untersuchen. Wir fanden aber nichts, als Untiefen, Klippen, Sandbänke, und überall so wenig Wasser, daß wir nicht wußten, wie wir wegkommen sollten. Alles hielt sich für verlohren, und die Equipage war äußerst niedergeschlagen, ausgenommen die Steuerleute, die in der größten Gefahr doch zu ihren Fäßern liefen, und einander zutranken. Unterdessen trafen wir sowohl mit dem vorder als mit dem hintertheile auf, und da nicht allein die See sehr hoch gieng, sondern auch der Wind heftig bließ, so bekamen wir eine Oeffnung im Schiffe, die es zum Sinken würde gebracht haben, wenn wir nicht sogleich den Boogspriet gekapt hätten. Das kleine Boot gieng bey dieser Gelegenheit zu Grunde, und ein einziger Mann, der darinn war, ward mit vieler Mühe gerettet.

Wir hatten nunmehr beyde Boote eingebüßt, und waren weit vom Lande in einem unbekannten See. So traurig auch unsre Laage war, so hatten wir doch noch nicht den Gipfel des Elends, das für uns bestimmt war, erreicht. Indem wir uns eben beschäftigten, dem Unglücke so viel als möglich abzuhelfen, zerriß ein heftiger Windstoß beyde Ankertaue; mit größter Geschwindigkeit warfen wir deren zween andre aus, dies konnte aber dennoch das Schiff nicht hindern, auf die Bank zu stossen; wir hieben hierauf die Taue mit Axten ab, und gaben die Anker verlohren. Von den Seegeln hatten wir auch schon eins eingebüßt, und wir hätten müssen das Schiff auf den Sand laufen lassen, um sie alle aufreffen zu können. Die Wellen giengen so hoch, daß das Wasser durch die Schießlöcher herein drang, und wir erwarteten jeden Augenblik den Schiffbruch. Die Bestürzung war groß, aber nicht allgemein, denn während daß der eine Theil betete, und sich zu seinem Ende bereitete, giengen die Steuerleute mit den Gläsern in der Hand herum, und versicherten, sie wollten schon Sorge tragen, daß ihnen das Wasser nicht den Brantwein verdürbe. So spotteten sie dem Tode, den sie nur ein Schrecken feiger Seelen nennten, dahingegen Leute, die ihn so kenneten wie sie, selbigen nur verachteten. Unterdessen daß also auf der einen Seite

gebe-

gebetet, und auf der andern getrunken wurde, machte ein neuer Windstoß das Schiff wieder flott. Die Hoffnung belebte uns wieder, allein das Wasser drang von allen Seiten ein. Sogleich ergriefen wir die Pumpen, allein es war unmöglich, es damit zu überwältigen, unterdessen würde es uns doch vielleicht gelungen seyn, wenn all unser Volk, dessen Anzahl sich noch auf siebenzig Mann belief, hätte arbeiten können, allein die meisten waren so schwach, daß sie kaum gehen konnten. Zu diesem Unglück kam noch ein weit grösseres, kein Mensch war in diesen Gegenden bekannt, und der Kapitain und die Steuerleute waren auch nicht weiser.

Nach verschiedenen Streitigkeiten waren endlich die Meinungen völlig getheilt; die einen wollten hierhin, und der Kapitain dort hinaus, doch behielt die Meinung des letztern endlich die Oberhand. Wir waren noch nicht weit gekommen, so sahen wir auch schon, daß dies das Beste war, denn wäre es nach dem Vorschlage der Steuerleute gegangen, so hätten wir uns noch mehr vom Lande entfernt. Jedoch war unsre Noth noch immer sehr groß, das Wasser drang von allen Seiten ein, wir hatten das Land noch nicht im Gesichte, und schon fieng es an, uns an Lebensmitteln zu fehlen; hiezu muß man noch rechnen, daß wir alle von Arbeit, Müdigkeit und

Mangel des Schlafs erschöpft waren. In dieser Verfassung hörten wir die Schildwache auf dem Mastkorbe „Land, nahes Land" rufen. Jedermann schien neubelebt, man strengte, durch Hoffnung gereitzt, die letzten Kräfte an; allein diese Glückseligkeit war nur von kurzer Dauer, denn in wenig Stunden drehete sich der Wind und ward uns zuwider, wir konnten nur langsam vorwärts kommen, und waren genöthigt, drey oder vier Seemeilen vom Lande, mit vier Faden tiefem Ankergrunde, die Anker fallen zu lassen. Dieß letzte schlug unsern Muth völlig nieder, denn das Wasser im Schiffe nahm augenscheinlich überhand, und wir waren zu sehr abgemattet, um länger pumpen zu können. Jedoch die große Gefahr würkte so viel auf die Stärksten unter uns, daß, indem sie einander selbst ermunterten, sie auch zugleich ihre letzten Kräfte noch anstrengten, mit dem Entschlusse, am nächsten Morgen die Ankertaue abzuhauen, und dann sich mit der Fluth dem Lande so viel als möglich zu nähern. Allein kaum waren sechs Stunden mit dieser Arbeit verflossen, so bemerkten wir, daß von jedem Eymer Wasser, welcher eindrang, wenigstens die Hälfte Sand war, wodurch also das Schiff so beschwert wurde, daß alle unsre Mühe vergebens war.

Nunmehr gab alles die Hoffnung auf und überließ ſich ganz der Vorſehung; da jedes Mittel vergebens war, ſo überlieſſen ſich einige, die der Müdigkeit nicht länger wiederſtehen konnten, dem Schlafe, andre hingegen waren zu unruhig, um die Süſſigkeit deſſelben ſchmecken zu können, wieder andre wurden vom Hunger ſo heftig geplagt, daß ſie dringend um Speiſe baten; der Kapitain ließ hierauf ein wenig Brandtwein und geräuchert Fleiſch austheilen. Derjenige, der die Aufſicht über die Lebensmittel hatte, und ſchon lange an Sparſamkeit gewohnt war, machte Einwendungen, allein zuletzt ward er gezwungen, und gab von jedem nur ſo wenig, daß es ausſahe, als ob wir noch eine ſehr weite Reiſe vor uns hätten.

Furcht und Anſtrengung der Kräfte würkte unterdeſſen bey vielen von unſern Leuten ſo heftig, daß ihre Vernunft darunter litt, und Thorheiten vorfielen, worüber man bey jeder andern Gelegenheit gelacht haben würde. Der Koch ſtieg auf den Maſtkorb, und kam ſehr erhitzt von der Mühe wieder herunter, die er, wie er mit der größten Ernſthaftigkeit verſicherte, gehabt hätte, dort Tauchenten zu fiſchen, wovon er ein ſo vortrefliches Gericht machen wollte, daß ſelbſt Todte auferſtehen ſollten, um davon zu eſſen. Andre konnten die Gefahr gar nicht begreifen, in

der wir uns befinden ſollten, und ſprachen von nichts als dem Nutzen, den ſie von dieſer Reiſe haben würden, weil ſie ſchon keine Erinnerung des Vergangenen mehr hatten. So bald wir aufgehört hatten, zu pumpen, waren unſre Segelſtangen meiſtentheils mit Tauchenten bedeckt; hier hatte der Koch ſie gefangen und ſelbige zuerſt geſehen.

Von denen, die noch ihren Verſtand hatten, hielten einige eine Mahlzeit von einer gewiſſen Art Bohnen Kitſeri, die ſie noch in der Kiſte eines Matroſen, welcher ſchlief, gefunden hatten. Sie wurden noch mit ziemlicher Gelaſſenheit verzehrt, ob man gleich mit vieler Wahrſcheinlichkeit vorausſehen konnte, daß dieß die letzte Mahlzeit in dieſem Leben ſeyn würde. Kurz darauf drang eine ſo große Menge Waſſer durch das Schießloch in des Kochs Kajüte, daß wir Löcher in das Verdeck hauen mußten, um es in den Raum laufen zu laſſen, dieſe wurden nachher wieder mit bleyernen Blatten, die mit Werk eingefaßt waren, zugeſtopft. Selbſt die Allerſtärkſten konnten nunmehr dem Schlafe nicht widerſtehen; ich ſelbſt hatte immer noch bis jetzt dawider gekämpft, allein er überwand mich auch und legte mich auf einen Kaſten, der auf dem Verdeck feſt gemacht war, denn ich konnte mich nicht entſchlieſſen, zu einer Zeit, wo mir der Tod ſo nahe ſchien, mehrere Bequemlichkeiten zu brauchen.

chen. Allein kaum waren wir eingeſchlafen, als wir durch ein heftiges Geſchrey derer, die noch wachend waren, aufgeweckt wurden; das Schiff fieng nun an, ſich auf eine Seite zu legen. Nun war die Unordnung allgemein, und jeder ergrief die Maasregeln, die ihm zur Verlängerung ſeines Lebens am beſten ſchienen. Alles begab ſich auf die höchſten Stellen des Hindertheils; hier bemerkten wir, daß drey Matroſen fehlten; wahrſcheinlich waren ſie unten im Raume ertrunken, wo ſie geſchlafen hatten. In dieſer ſchrecklichen Lage waren wir zwey Stunden, als ſich das Schiff wieder erhob. Dieſer Zufall ſchien uns ſo unglaublich, daß wir kaum unſern Augen traueten, nachdem wir aber endlich überzeugt wurden, faßten wir wieder Muth, und unſre Herzen öffneten ſich der Freude aufs neue. Viele liefen nach ihren Kiſten, zogen ihre beſten Kleider an, und riefen nach Brantwein. Dieſer wurde ihnen in reichlichem Maaß gereicht, und ſeine Würkung wurde bald ſichtbar; einige redeten platten Unſinn, bildeten ſich ein, groſſe Herren geworden zu ſeyn, und ſprachen von nichts als Millionen. Doch dieſe Thorheiten waren erträglich, in Vergleichung der Ausſchweifungen der Steuerleute, die dem Tode immer noch trotzten. Vielleicht war es eine Folge des Getränks oder des böſen Beyſpiels; kurz, einige von denen, die ſich

die Mühe gegeben hatten, ihre besten Kleider anzuziehen, begaben sich zu ihnen, und fiengen auch mit dem Glase in der Hand an, die übrigen zum trinken und singen einzuladen; es fehlte wenig, so tanzten sie gar. Verschiedene andere waren zwar weniger laut, allein sie unterliessen dennoch nicht, tapfer zu trinken, um sich, wie sie sagten, zu betäuben, und ihr Schicksal weniger zu fühlen. Diese hielten sich also noch in einigen Schranken, allein noch andere tranken so, daß sie in kurzer Zeit wenig vom Viehe unterschieden waren, so sehr auch ihnen die Vernünftigen zuredeten. Unterdessen kam uns der Tod immer näher, und der einzige Weg, ihm zu entgehen, bestand darinn, eine Maschiene zu erfinden, worauf wir uns begeben könnten, wenn das Schiff untergienge. Der Schiffszimmermeister mit seinen Gehülfen machte sich endlich an das Werk, er nahm alle Masten, Seegelstangen und andere solche Stücke, woraus er ein ganzes, ungefehr in der Gestalt eines Flosses, verfertigte, welches ungefehr vierzig Mann tragen konnte. Unsere Gesellschaft war zwar größer, allein die lustigen Trinker lachten über unsere Vorbereitungen, und halfen nicht einmal; wir konnten deswegen aus Mangel mehrerer Arbeiter und Hände kein besseres und tüchtigeres Fahrzeug machen. Die Härte gieng bey einigen so weit, daß sie uns nicht einmal

ihre Aexte und Handwerkzeug leihen wollten. Der Unterkoch war einer davon. Dieser Mensch, der Wilhelm Ysbrants hies, hatte einen grossen Vorrath solcher Geräthschaften, allein anstatt sie zum allgemeinen Gebrauche herzugeben, suchte er noch die übrigen zu bereden, seinem Beyspiele zu folgen. Jedoch aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet, wurden wir mit unserm Floß fertig, und befestigten es unterdessen an das Schiff, bis wir die dazu nöthigen Ruder auch gemacht haben würden. Nachdem alles bereit war, erhielt jeder von denen, die sich darauf begeben wollten, zehn Stücke Gold, wie es in Bengalen galt, damit sie sich dessen am Lande bedienen konnten. Allein, ehe man sich trennt, mußte wieder getrunken werden, und dieser Valetschmauß beraubte die meisten des noch kleinen Ueberrests ihrer Vernunft. Ich wollte auch mit, allein ein Freund hielt mich davon ab; er sagte mir, ich dürfe ihn nicht verlassen, auch habe er eine sehr mittelmäßige Meinung von der ganzen Unternehmung, weil nicht allein der Floß überladen, sondern die Leute darauf unsinnig betrunken, und schon im Begriffe sich zu zanken wären. Ich blieb also nebst dem Kapitain, und einigen andern im Schiffe, allein unsere Anzahl war weit geringer, als die Gesellschaft der Emigranten. Kaum hatten sie sich ein wenig entfernt, so reute es schon

verschiedene unter ihnen wieder, uns verlassen zu haben, sie sprangen ins Wasser, und schwammen wieder ans Schiff, mit diesen letztern nun waren wir noch zwey und dreyßig Mann am Bord; folglich mußten vierzig Mann auf dem Floß seyn. Auf diesem bemühten sie sich, das Seegel von der Chaluppe aufzurichten, allein ausser daß es viel zu schwer war, so legte sich auch eine Viertelstunde darnach der Wind, so daß sie nur langsam fortkamen.

Als wir sie beynahe aus dem Gesichte verlohren hatten, beteten wir wegen des glücklichen Erfolgs ihrer Unternehmung, damit sie, ihrem Versprechen gemäß, die Einwohner ans Land zu unserer Rettung schicken könnten. Nach diesem theilte der Kapitain Zwieback und geräuchertes Fleisch aus, welches mit gutem Appetit verzehrt war. Während dieser Zeit sahen wir unsere Kameraden noch, aber sehr weit von uns, jedoch nur auf einen Augenblick, und denn nicht mehr; wir schlossen daraus, daß der Floß durch irgend einen Zufall gesunken sey, dies ist auch ziemlich wahrscheinlich, weil wir nie weiter etwas von ihnen hörten. Wir hatten unsere Hofnung beynahe ganz auf sie gesetzt, und da diese nun wieder fehlschlug, mußten wir einen neuen Floß zu bauen uns entschliessen; als er aber fertig war, so fand sich, daß er höchstens nur zwölf Mann tragen könnte. Wir

waren

waren also genöthiget andere Maaßregeln zu ergreifen, und fiengen damit an, den Mastkorb vom grossen Maste, der schon zerschnitten war, herunter zu nehmen; nach diesem hatten wir eine Seegelstange nöthig, allein da sie mit allen Seegeln und Tauwerken zu tief im Wasser steckte, so war es uns unmöglich, sie loß zu machen. Endlich aber versuchte es mein Freund, von welchem ich schon gesprochen habe, Wilhelm Bastians; er ließ sich ein Seil um den Leib fest machen, sprang in die See und schnitt alles das davon herunter, was uns bis jetzt verhindert hatte. Unterdessen erschwerte uns die Nacht und die Wellen unsere Arbeit sehr, und wir waren beynahe jeden Augenblick unserm Untergange nahe. Während daß wir größtentheils damit beschäftigt waren, den vordern Mast, den einzigen der noch aufrecht stand, abzuhauen, machten sechs von unsern Leuten den Anschlag, mit dem schon verfertigten Flosse davon zu gehen, und ohne sich weiter darum zu bekümmern, was aus den übrigen werden möchte, machten sie sich schon fertig, ihren Entwurf auszuführen. Schon hatten sie die beyden Taue, womit es an das Schiff befestigt war, abgehauen, und fiengen an, sich zu entfernen, als der Mastbaum, den man eben abgeschnitten hatte, gerade vor ihnen ins Wasser fiel, und dadurch den Floß zurück trieb. Ohne diesen Zufall

fall wären wir wahrscheinlich alle umgekommen, denn das üble Wetter nahm zu, die Erschütterungen waren so heftig, daß das Schiff nicht länger aushalten konnte. Wir eilten also nur, den Floß noch durch den abgehauenen Mast zu vergrössern, wodurch es ungefehr fähig wurde, zwanzig Mann zu tragen, und dennoch waren wir deren zwey und dreyßig. Um Mitternacht war die See ein wenig zurückgetretten; wir hätten gern den Tag erwartet, ehe wir den Floß bestiegen, allein die Gefahr war zu groß und zu dringend.

Man dachte nun also ernstlich darauf, das Schiff zu verlassen: es wurde denen, die es haben wollten, Geld ausgetheilt, denn viele nahmen keins an, als bis sie eben auf den Floß herabstiegen, wir nahmen nur wenig Lebensmittel, zwey Compasse, zwey grosse Messer, einen Degen, ein grosses Beil, einige in der Geschwindigkeit verfertigte Ruder, eine Laterne, und einige Pfund Talglichter, um wenigstens diese Nacht über Licht zu haben, mit. Mit diesem geringen Vorrathe also verliessen wir das Schiff, und suchten nunmehr durch Rudern mit unserm Flosse das Land zu gewinnen. Unmöglich kann ich ausdrücken, wie viel wir zu leiden hatten, so bald wir die Maschiene betraten; doch wird man sich einen schwachen Begriff davon machen können, wenn

ich

ich sage, daß wir bey sehr kalter Witterung bis an den halben Leib im Wasser, in einer finstern Nacht, saſſen. Bey Anbruch des Tages ward uns der Strom zuwider, und führte uns, da wir nichts hatten, diesem Uebel abzuhelfen, so weit, daß wir das Land völlig aus dem Gesichte verlohren. Einige Stunden hernach erblickten wir es wieder; wir strengten alle Kräfte an, es zu erreichen, jedoch vergebens, denn der Strom war für uns zu stark. Hierzu kam noch ein anderer trauriger Zufall, die meisten fielen in einen Zustand, der nicht viel besser als Raserey war, und vermehrten dadurch die Angst derjenigen, die ihre Vernunft noch hatten. Einige forderten mit Ungestüm ihre Koser, um weiſe Wasche daraus zu nehmen, andere suchten die Küche, um sich darinn zu wärmen. Mein armer Freund, Wilhelm Bastians, glaubte auch noch im Schiffe zu seyn, schrie auf einmal, wo man ihn hinführe, und fieng an, ganz nach der entgegen gesetzten Seite zu reden. „Laßt „mich nur machen, rief er, ich sehe den Turm von „Helvoetsluys, dorthin will ich euch führen.„ Seht „den Narren, sprach ein anderer, — es ist eine Kir„che, rief ein Zimmermann, wie vortreflich ist die „Kuppel derselben gebaut, alles glänzt von Gold und „Azur. Wer hat denn diese Narren hergeschickt, „sprach ein vierter? sind sie toll, daß sie die Ma-

sten

„ſten eines Schiffs für Thürme und Kirchen anſehen.“ Ich lachte einige Zeit über dieſe Thorheiten, allein es dauerte nicht lange, ſo machte ich es eben ſo., Mein Gott! ſchrie ich, in dieſem Schloſſe gerade „ vor uns macht man ſich luſtig, und ich darf nicht „ dabey ſeyn!“ Ich rieß mich von dem Kapitain, neben welchem ich ſaß, loß, und lief ſo unſinnig auf dem Rande des Floſſes hin, daß ich ins Waſſer ſtürzte. Man zog mich wieder heraus, allein weder die Näſſe noch die Kälte, von der ich viel litt, brachten mich aus meinem Irrthume zurück. Ich verlangte von dem Capitain, daß er ſeine Kleider ausziehen, und mir geben ſollte; ich hielt eine Tonne für die Kuche, und ſetzte mich daran, um mich zu wärmen und zu trocknen. Dies Feuer, welches jedoch bloß in meiner Einbildung exiſtirte, that mir unterdeſſen eben die Dienſte, wie ein wirkliches, denn ich glaubte ſeine wohlthätige Wärme zu fühlen, fiel in einen ſanften Schlaf, und als ich erwachte, hatte ich den Gebrauch meiner Vernunft wieder erhalten.

Unterdeſſen hatten uns die Ströme ſo weit weggeführt, daß wir alle Hoffnung verloren; wir beteten eifrig zu Gott um ein Ende oder Abänderung unſers Elends. Nach einiger Zeit glaubten wir wieder Land zu ſehen; einige riefen, dies ſey die Wirkung des Gebets, man müſſe damit fortfahren. Wir

beteten

beteten und sungen also immer fort; auf einmal glaubten wir eine Wiese und schöne darauf weidende Kühe zu sehen. Unsre Freude bey dieser Idee, denn weiter war es nichts, war unaussprechlich; allein es war eine elende Sandbank, an welcher die Brandung heftig schlug. Diese Ueberzeugung machte uns wieder höchst traurig, überdies bemerkten wir, daß unser Floß immer tiefer im Wasser gieng, und uns aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange mehr tragen würde. Die Herzhaftesten, oder vielmehr die Grausamsten unter uns, nahmen sich deswegen vor, während der Nacht, so viel als sie könnten, von ihren Kameraden ins Meer zu stürzen, um die Maschiene dadurch zu erleichtern. Jedoch der Himmel erlaubte ihnen nicht, ihren grausamen Entschluß auszuführen; der Chirurgus kam auf den Einfall, aus dem vielen Gelde, welches wir bey uns hatten, eine Art von Anker oder Gegengewicht zu machen, welches doppelten Nutzen haben würde.

Denn abgerechnet, daß der Floß eben nicht mehr dadurch beschwert war, so konnte es doch in etwas als Gegengewicht gegen den starken Strom, wie auch als Anker dienen. Dieser Vorschlag ward angenommen, und jedermann gab willig sein Geld her. Man that das Ganze in ein Paar Beinkleider, steckte diese wieder in ein Paar andere, und diese noch in

ein

ein drittes Paar, umwickelte es fest mit einem Strick, und ließ nun dieses an einem andern Seile auf den Grund fallen, wenn wir anhalten wollten. Aus einem andern kleinen Paket Geld machten wir ein Senkbley, oder bedienten uns vielmehr desselben auf diese Art. Beide waren uns so nützlich, daß wir uns kurz darauf nahe genug am Lande befanden, und nicht befürchten durften, es wieder aus dem Gesichte zu verlieren. Ungefehr nach zwey Uhr Nachmittags wurde der Anker wieder aus einander genommen, und jedem sein Antheil am Gelde wieder gegeben; alle nahmen es zurück ohne selbiges zu zählen, so groß war die Freude, am Lande, und der Gefahr entgangen zu seyn. Es konnte freylich nicht fehlen, daß die Austheilung des Geldes ungleich geschahe, allein man war jetzt so gleichgültig dagegen geworden, daß dessen so gar übrig blieb, womit sich niemand beläſtigen wollte; es wurde deswegen dem gegeben, der es nehmen wollte. Hiernächst fand sich noch in einem Fasse ein Sack mit Zwieback; niemand bekümmerte sich darum, und er würde vergessen worden seyn, wenn der Kapitain ihn nicht zu sich genommen hätte. Wir näherten uns nun dem Ufer so, daß wir Fischer an demselben zu sehen glaubten, die damit beschäftigt waren, ihre Netze zu trocknen. Je mehr wir nahe kamen, sahen wir, oder glaubten es

vielmehr

vielmehr, Leute, die völlig wie wir gekleidet giengen, und die wir für unsere Kameraden hielten; sie schienen uns völlig so, bis auf einige, die nur um den Unterleib ein Stück Leinwand trugen; wir betrachteten sie durch Ferngläser, und wurden nunmehr beynahe gewis überzeugt. Unterdessen brachte uns der Strom, von welchem wir getrieben wurden, nicht so bald als wir es wünschten, auch nicht an dem Orte an das Ufer. Einer der Ungeduldigsten versuchte es deswegen ans Land zu schwimmen, allein kaum war er im Wasser, so trauete er sich nicht Kräfte genug zu, und kam zu uns zurück. Man erinnerte sich jetzt, daß die Einwohner von Bengalen einen Abscheu vor dem Schweinenfleisch hatten, und noch ein Vorrath davon übrig war; es ward deswegen beschlossen, selbiges in das Meer zu werfen; was mich aber ausserordentlich betrübte, war, daß man es mit einem Fäßgen Zwieback eben so machte, ob man solches gleich füglich unter uns hätte vertheilen können. Viele widersetzten sich zwar, aber die meisten behaupteten, daß es, da wir nun an das Land giengen, nicht mehr nöthig sey, und so ward es denn den nämlichen Weg geschickt.

Wir überliessen unsern Floß dem Strome, und stiegen an das Land. Der Kapitain und noch zehn oder zwölfe von den muntersten giengen sogleich auf

Entdeckungen aus, die andern, die ihnen langsam folgten, baten sie sehr, ihnen einen Ort ausfündig zu machen, wo sie sich mit Bequemlichkeit trocknen könnten, weil sie eben so viel von der Kälte als vom Hunger litten. Wir unterhielten uns während dem Gehen von dem, was wir ausgestanden hatten, unserm Glück, diesem Uebel entgangen zu seyn, und sprachen von der Verbesserung unsers Zustandes eben so zuversichtlich, als ob wir schon die Einwohner, bereit uns zu empfangen, gesehen hätten. Man behauptete, daß diejenigen, die wir am Strande gesehen hätten, unmöglich weit von demselben wohnen könnten. Andere meynten, daß unsere vorausgegangene Kameraden sie schon angetroffen haben müßten, und glaubten gewiß, daß sie uns in einem Gebüsche, welches nicht weit davon lag, erwarten würden. In dieser Hofnung giengen wir muthig darauf zu; allein wir hatten uns sehr geirrt, denn wir fanden weder Menschen noch Thiere; selbst nicht einen Weg, Pfad oder irgend ein Merkmal, daß das Land bewohnt sey. Einige, die am meisten ermüdet waren, und ihre größte Hofnung hier auf diesen Busch gegründet hatten, konnten das, was sie sahen, kaum glauben; sie schrien in der Hofnung, daß man ihnen gewiß antworten würde, aus allen Kräften, allein vergebens. Wir mußten unsern Weg durch ein finsters,

dickes

dickes Holz, in welchem vielleicht noch wilde Thiere, die uns schädlich seyn könnten, sich befanden, fortsetzen. Diese Ueberlegungen, mit dem, was wir schon ausgestanden hatten, verbunden, schlugen uns völlig nieder. Wir fiengen schon an, wegen des Schicksals des Kapitains und seiner Gesellschaft uns zu beunruhigen, als wir sie schlafend antrafen; wir bedurften dieser Erholung eben so sehr, und folgten also ihrem Beyspiele.

Beym Erwachen unterhielten wir uns von den Holländern und Indianern, die unsere Einbildungskraft uns bey der Ankunft am Ufer gezeigt hatte, und da wir nichts ähnliches, auch keine Spur davon finden konnten, zweifelten wir nicht mehr, daß das Ganze die Würkung unserer erhitzten Einbildungskraft gewesen sey. Da der Tag beynahe verstrichen war, beschlossen wir, die Nacht an diesem Orte zuzubringen; wir schafften etwas Holz herbey, und stellten zu jedem Feuer eine Schildwache, um gegen den Anfall wilder Thiere sicher zu seyn, wir trockneten und wärmten uns mit grosser Zufriedenheit. Allein die Nächte waren so kalt, und wir so schlecht bekleidet, daß wir nur wenig schlafen konnten; einer unter uns war auch noch so verwirrt, daß er uns nicht ruhen ließ. Alles, was wir anwendeteten, ihn wieder zur Vernunft zu bringen, war vergebens; er schrie, wo-

her eine so seltsame Veränderung zu Batavia komme, daß man so schlecht bedient werde; er warf dem einen seine Kleider, und dem andern seine Schuhe an den Kopf, und schwur, er wollte diese elenden Sklaven umbringen, die ihre Schuldigkeit nicht besser beobachteten;

Wir brachten diese Nacht also ziemlich traurig zu, und mit dem Tage beschlossen wir aufzubrechen, und einen bessern Aufenthalt zu suchen. Der Chirurgus erwachte zuletzt, und schrie sogleich, man habe ihm sein ganzes Geld gestohlen, er müße es wieder haben. Der Lärm machte den armen Unsinnigen wieder rege, der ihn für einen Sklaven, der rebelliren wollte, ansahe, und schrie um Hülfe gegen diese verwünschte Menschenklasse. Der Barbierer, welcher noch so ziemlich fest geschlafen hatte, besann sich nicht auf den Zustand, worinn sich jener befand, nahm es sehr übel, und die übrigen hatten Mühe, ihn von Thätlichkeiten abzuhalten. Und wenn er auch ein Narr ist, rief er, so bleibt es dennoch nicht weniger gewiß, daß mir von meinen sechs Säcken Geld deren drey fehlen, und ich sie wieder haben muß. Wir bemerkten leicht, daß auch dieser nicht allzurichtig im Kopf war, und giengen endlich von diesem Orte weg, wo der arme Kranke, der mit dem Chirurgus den Streit gehabt hatte, allein zurück blieb,

weil

weil er uns nicht folgen wollte, und wir ihn unmöglich forttragen konnten. Da wir am Ufer noch am ersten Menschen zu sehen vermutheten, so nahmen wir unsern Weg dahin. Das erste Objekt, auf welches wir stiessen, war eine grosse Schildkröte, die ohne Kopf auf der Erde lag, und nicht weit davon ein Büffelochse, dessen Kopf grösstentheils verfault und von den Würmern gefressen war. Eine Menge andre Thiere, eine Art Eidechsen, die Leganes heissen, waren darum versammelt; der Geruch aber war so übel, daß wir uns nicht nähern konnten. In der Folge waren wir weniger Eckel.

Eine halbe Stunde von hier kamen wir an einen Fluß, an dessen gegenüberliegenden Ufern wir acht Mohren sahen, die wir für Bengaleser hielten. Wir versuchten alles mögliche um hinüber zu kommen, allein die grosse Tiefe vereitelte unsere Versuche. Eine Stunde darauf glückte es uns dennoch, einen etwas seichten Ort zu finden, und nun wadeten wir mit eben so viel Freude durch, als ob wir des besten Erfolgs gewiß gewesen wären. Als wir auf der andern Seite anlangten, kamen uns die Schwarzen entgegen, fielen uns zu Füssen, küßten selbige, und blieben lange auf ihren Knien liegen, wobey sie viel redeten, und die Hände immer gegen den Himmel hoben, als ob sie ihn zum Zeugen ihrer Unschuld und

des Unrechts, was man ihnen angethan, anrufsten. Dieſe Leute, achte an der Zahl, als vier Männer, zwey Weiber und zwey Kinder, ſchienen ſehr betrübt, allein wir konnten von dem, was ſie ſagten, nichts verſtehen; wir ſchloſſen blos, aus einer Art von Floſſe, welcher am Strande angebunden lag, daß es unglückliche Sklaven waren, die die grauſame Behandlung ihrer Herren zur Flucht genöthigt hätte.

Da dieſe armen Leute unſer Schickſal auf keine Art verbeſſern konnten, ſo giengen wir wieder durch den Fluß zurück an das andere Ufer, wo wir ein groſſes Feuer anzündeten, und die Schildkröte, welche wir erſt ſo verächtlich behandelt hatten, in ihrer Schaale brateten. Jeder nahm nur ein kleines Stück davon, denn die Portionen konnten nicht groß werden, da ſich ein und dreyſig Menſchen davon ſättigen mußten; und verzehrte oder verſchlang ſelbige vielmehr mit dem größten Heishunger. Allein da unſerm Bedürfniſſe hiermit noch nicht abgeholfen war, und wir dennoch nichts weiter hatten, ſo bedauerten wir nunmehr die Thorheit, unſern Vorrath von Lebensmitteln ins Meer geworfen zu haben, und machten uns, obgleich zu ſpät, die heftigſten Vorwürfe darüber. Ein tiefes Stillſchweigen folgte auf dieſe Klagen, dies brachte uns endlich zu einem allgemeinen Gebette, und nun ſuchte ein jeder die Ruhe.

Am andern Morgen, ehe wir weiter giengen, gab der Kapitain einem jedem einen Schnitt von einem Käſſe von drey Pfunden, den er noch mit vom Schiffe gebracht hatte und auf Anrathen des Barbierers, der zugleich unſer Arzt war, tranken wir jeder eine Schaale ziemlich ſalziges Waſſer, und fühlten davon gute Wirkung. Nach fünf oder ſechs Stunden befanden wir uns an einer Landſpitze, und ſahen nunmehr, daß wir auf einer Inſel waren, die ungefehr acht oder neun Stunden von feſtem Lande liegen mochte. Dies ſchlug unſern Muth vollends nieder; wir fiengen an, uns darauf vorzubereiten, an dieſem unfruchtbaren Orte verhungern zu müſſen. Man ſahe entweder ganz dürre, oder wenigſtens ſolche Bäume, die nichts als Blätter trugen; die einzige traurige Nahrung, die uns noch übrig blieb. Wir blieben hier bey dieſer Landſpitze nur ſo lange, bis wir einen Entſchluß gefaßt hatten; er fiel dahin aus, an den Ort zurück zu kehren, wo wir die erſte Nacht zugebracht hatten. Auf dem Rückwege giengen wir nahe an dem Orte vorbey, wo die Schiltkröte gelegen hatte, in der Hofnung einige Leganes noch anzutreffen. Aus Furcht ſie zu verſcheuchen, giengen nur zwey von unſern Leuten, die mit Beilen bewafnet waren, voraus, und die übrigen folgten. Die zwey erſten kamen bald mit einem von dieſen Thieren zu-

rück, welches wir mit in unser Nachtlager nahmen. Da dies der Platz war, wo unser Kranker zurück geblieben war, so suchten und riefen wir ihm mit vieler Sorgfalt, allein vergebens, wir sahen und hörten nichts von ihm. Wir bemühten uns nach diesem, einen bequemen Aufenthalt als die Mitte eines dicken Holzes aufzusuchen; hierzu schien das Ufer am bequemsten, denn hier konnten wir noch die vorbeyfahrenden Schiffe sehen, und dies war die einzige Aussicht zur Rettung, die uns in dieser traurigen Lage übrig blieb. Hierauf machten wir Feuer, und schnitten die Eidechse mit ihrer Haut in so viel Theile als wir Personen waren. Ein jeder nahm den seinigen, und richtete ihn nach seinem Gefallen zu; die am meisten hungrig waren, assen das ihrige beynahe ganz roh, aus Furcht, das Feuer möchte etwas verringern, und andere hingegen aus einer ähnlichen Ursache liessen es braten, weil sie glaubten, die geringe Portion, denn das Thier selbst ist nicht grösser als eine Katze; könnte durch das Feuer noch etwas ausgedehnt werden. Dies Fleisch schmeckt weichlich und unangenehm, allein die Noth machte ,daß wie dies sowohl als auch das ganze bittre und salzige Wasser vortreflich fanden. Nach einer halben Stunde nahmen wir die Bibel, denn wir hatten deren zwey bey uns, und der Steuermann hielt Betstunde; alsdenn

schlie-

ſchliefen wir wechſelsweiſe um das Feuer herum, weil wir nicht alle zugleich Platz daran hatten.

Denn andern Tag fiengen wir wieder mit dem Gebett an, und nach dieſem gieng jeder, wohin er wollte, ſeine Nahrung zu ſuchen. Der Barbierer verſuchte es, Baumblätter zu eſſen, fand ſie gut, wenigſtens eßbar, und nun wollte es ein jeder verſuchen. Im Anfange kauete man ſie lange, ehe man ſie hinunter ſchluckte, allein bald ſchmeckten ſie gut, und zuletzt ward es das vortreflichſte Gericht. Ob uns gleich dieſe Speiſe ſehr zu ſtatten kam, ſo hatten wir dennoch nicht deswegen aller andern Art von Nahrung entſagt; hätten wir Feuergewehr gehabt und damit Büffelochſen, Hirſche und wilde Schweine, die in dem Walde herum giengen, ſchieſſen können, ſo würde es uns nicht daran gefehlt haben, allein ohne dies war es uns unmöglich, eines von ihnen habhaft zu werden. Eines Tages, als wir am Ufer des Fluſſes hingiengen, ſahen wir zwey groſſe Schlangen, die uns erſt einige Furcht einjagten; wir entfernten uns einwenig, allein der Hunger drückte; wir überlegten, daß wir eine gute Mahlzeit davon haben könnten, verſammleten uns alle mit groſſen Prügeln darum her, und überwältigten ſie bald. Die Köpfe und Schwänze wurden herunter geſchnitten, das Eingeweide heraus genommen, die Haut

abgeſtreift, alles in gleiche Theile getheilt und mit vielem Vergnügen verzehrt, ohne daß jemand einige Unbequemlichkeit davon empfunden hätte.

Jedoch mit dem Ende jeder Mahlzeit waren wir wieder in der nemlichen Verlegenheit; wir vertheilten uns von allen Seiten, um unſern Unterhalt zu ſuchen, und wenn wir denn mit leeren Händen zurück kamen, nahmen wir unſere Zuflucht zu den Baumblättern, welche zwar mit groſſem Appetit verzehrt wurden, uns aber doch nicht hinreichende Nahrung verſchafften. Ich und mein Freund giengen oft an das Ufer der See, zu ſehen, ob dieſe nicht vielleicht etwas zu unſerm Bedürniſſe ausgeworfen habe, aber immer vergebens. Eines Tages beſonders, wo uns der Hunger mehr als gewöhnlich plagte, kamen wir ſo niedergeſchlagen zur Geſellſchaft zurück, daß ich es nicht beſchreiben kann. Wir wurden jedoch durch den Anblick einer Art Bohnen, welche die andern gefunden hatten, ein wenig aufgeheitert. Nie iſt etwas mit ſo allgemeinen Beyfalle verzehrt worden. Der Muth kam wieder, und nachdem wir einige Pfeifen gedörrte Baumblätter geraucht hatten, ſprachen wir einander ſelbſt Troſt zu. Allein die Freude über die gute Mahlzeit war von kurzer Dauer, denn ſchon nach einer Stunde fühlten wir unausſprechliche Schmerzen. Nur mit groſſer Mü-

he konnten wir Athem holen, und bey jedem Zuge schien es, als ob wir den Geist aufgeben sollten. Nachdem wir auf diese Art drey Stunden gelitten hatten, ward endlich das Athemschöpfen ein wenig leichter, und wir konnten wieder aufstehen, allein so matt, daß wir kaum gehen konnten.

Seit der Zeit erhielten wir auch unsre Kräfte nicht wieder, und es mochte nun die Folge dieser Bohnen, oder überhaupt der wenigen und schlechten Nahrung seyn, so blieben alle würklich doch so schwach, daß wir nicht mehr Holz holen konnten, um uns zu wärmen. Auch fühlte man einen Eckel gegen die Blätter, die uns erst so gut geschmeckt hatten; so oft wir deren gegessen, welches jedoch jetzt mit Wiederwillen geschahe, hatte man einen Geschmack im Munde wie Wanzen, der uns zuletzt unausstehlich ward. Ich versuchte es oft, anstatt der Blätter Gras zu essen, allein ich konnte es nicht hinunter schlucken. Da unsere Schwachheit immer mehr zunahm, und keine wahrscheinliche Hofnung vorhanden war, aus diesem Elende erlößt zu werden, hielten wir eine Berathschlagung, worinn beschlossen wurde, einen Floß zu bauen, und mit diesem zu versuchen, ein anders Land zu finden. Wir hieben kleine Bäume, die längst dem Ufer standen, nahmen die Rinde davon ab, und bedienten uns derselben, sie zu-

sammen

sammen zu fügen. Diese Maschiene war höchstens stark genug, fünf Mann zu tragen, und dennoch wollte jeder unter dieser Anzahl seyn; denn, obgleich ihr Befehl dahin gieng sobald als möglich mit Lebensmitteln und Erfrischungen für die übrigen zurück zu kommen, so war es dennoch für diese schon ein ausserordentlicher Vortheil einige Tage eher der Glückseligkeit zu geniessen, sich satt essen zu können, deren ein jeder sich theilhaftig machen wollte. Man ward endlich einig, es dem Capitain zu überlassen, sie zu ernennen; er gab ihnen noch den Rath, sich so lange an der Insel zu halten, bis sie an der Spitze derselben kämen, von welcher wir schon gesprochen haben; von hier sollten sie die Ueberfarth versuchen, indem sie sich dem Strome überliessen, würden sie an zwey Inseln kommen, von welchen sie alsdann in einiger Entfernung das feste Land antreffen würden, welches überhaupt nach seiner Meinung von unserm Aufenthalt nicht über acht oder neun Stunden entfernt seyn könnte. Ausser diesem Unterrichte gab er ihnen noch einen Compaß mit, und nachdem sie eine hinlängliche Anzahl Blätter zu ihrer Nahrung mitgenommen, fuhren sie am dreyzehenden Tage nach unserer Ankunft in der Insel mit der heiligsten Versicherung ab, daß, wenn der Himmel ihr Vorhaben unterstützte, so wollten sie gewiß nichts unterlassen,

uns

uns aus unsrer traurigen Lage zu retten. Jeder von ihnen hatte ein Ruder, aber keinen Anker oder irgend etwas, womit sie den Floß bey widrigen Stürmen hätten aufhalten können. Unterdessen traten sie doch ihre Reise mit vieler Hofnung eines glücklichen Erfolgs an.

Als sie fort waren, giengen wir aus Nahrung zu suchen, fanden aber nichts als Blätter, die wir jedoch ganz blos, ohne etwas zu haben, welches ihre Strenge milderte, bald nicht mehr verschlingen konnten. Die Wuth des Hungers brachte uns endlich zu dem Entschlusse, den Körper des Unsinnigen, den wir gewiß für tod hielten, und von dem ich schon gesprochen habe, aufzusuchen, allein er fand sich zu unserm Leidwesen, so viel Mühe wir auch anwendeten, dennoch nicht, denn nachdem wir zwey Schlangen ohne üble Folgen gegessen hatten, glaubten wir, daß uns auch Menschenfleisch nicht schaden könne. Es geschahe sogar der Vorschlag, einen Schiffsjungen zu schlachten, allein dem Himmel sey Dank, er kam nicht in Betrachtung; denn hätte man erst einen Versuch gemacht, so würde es öfters geschehen seyn, und wir einer den andern öffentlich oder heimlich umgebracht haben. Allein, obgleich das Projekt nicht angenommen ward, so machte es dennoch eine üble Würkung, und keiner trauete dem andern mehr.

Man

Man ſchlief nun zitternd ein, weil keiner wußte, ob nicht einige den Anſchlag gemacht, jemand dieſe Nacht zur Erhaltung ihres Lebens zu ermorden. Wir erfuhren dieſen Abend, daß zwey von uns, die dem Floſſe am Ufer gefolgt waren, an der Landſpitze ſo dringend gebetten hatten, ſie auch mitzunehmen, daß die andern auf demſelben ihnen nicht wiederſtehen konnten, jedoch vergröſſerten ſie erſt die Maſchiene mit etlichen Bäumen.

Einige Tage darauf berichtete einer, daß er eine auserordentliche groſſe Schlange angetroffen, da er ſich aber nicht gewagt habe, ſie allein anzugreiffen, ſo rief er die übrigen zu Hülfe. Jeder bewafnete ſich mit einem Stock, und lief mit unglaublicher Freude an den Ort, wo ſie ſeyn ſollte. Unterwegs ſchlugen wir noch einen Leganes tod, der von einem Baume vor unſern Füßen herunter fiel; ſchon ſchäzten wir uns glücklich, wenigſtens etwas zu haben, womit wir unſre herben Baumblätter verſüſſen konnten. Die Schlange aber war fort, und wir fanden ſie alles Suchens ungeachtet nicht. Der Leganes ward hierauf vertheilt, allein die Portionen davon waren ſo klein, daß, wenn wir nicht eine Menge Baumblätter dazu gegeſſen hätten, wir dieſe Nacht gewiß nicht würden haben ſchlafen können. Seit dieſer Zeit blieben wir lange ohne etwas zu finden, und unſre

Schwach-

Schwachheit war auf einen hohen Grad gestiegen, als der Zimmermann seine Mütze voll Schnecken brachte. Diese kleinen Thiere hatten zwar weder Hörner noch Häuser, allein wir nennten sie Schnecken, weil wir ihnen keinen andern Namen zu geben wußten. Jedoch ohne uns im geringsten darum zu bekümmern, oder zu untersuchen, ob sie uns nützlich oder schädlich seyn würden, liessen sich die übrigen von ihm den Ort anzeigen, wo er sie gefunden, giengen hin, und es blieb auch nicht eine davon übrig. Als wir zurück kamen, warfen wir sie unterdessen an verschiedene Oerter, welche einen Augenblick darauf einen himmelblauen Schein von sich gaben; man vermuthete deswegen, daß diese Thiere giftig, und folglich uns schädlich wären. Allein einige aus der Gesellschaft schlossen anders, und meinten, eine Menge Thiere würden für giftig gehalten, die es gar nicht wären, z. E. die Schlangen, welche wir dennoch ohne üble Folgen verzehrt hatten. Ueberdies würden die giftigen Theile, wenn deren darinn wären, durch das Feuer verzehrt. Diese Meinung behielt die Oberhand, es wurde ein grosses Feuer gemacht, in deren Asche wir sie brateten, und mit hungrigen Magen assen. Man fand sie sehr gut, am Schlusse der Mahlzeit tranken wir halb salziges Wasser, und suchten nun die Ruhe. Eine odre zwey

Stun-

Stunden darauf wurde der Zimmermann zuerst krank, und fiel endlich in Ohnmacht. Als wir ihn in diesem Zustande sahen, glaubte jeder für Furcht, demselben auch nahe zu seyn; man unterhielt sich unterdessen von allen Arten Gegengiften, wovon wir nur je gehört hatten, allein alles dies war vergebens, weil wir nichts von dem, was wir brauchen konnten vorhanden war; wir mußten es also mit Gedult abwarten. Ungefehr nach einer halben Stunde gieng es uns eben so, und alle hatten die nemlichen Anzeigen; während zwey Stunden fühlten wir heftige Schmerzen in den Eingeweiden, und schweres Athemholen; wir litten so viel, daß keiner zu entkommen hofte. Jedoch nach einiger Zeit hörten die ganz heftigen Schmerzen auf, allein es blieb uns eine grosse Schwachheit zurück; kaum konnten wir wieder gehen, so suchten wir, vom Hunger getrieben, unsere einzige Zuflucht, die Baumblätter. Seitdem wir sie aßen, hatten wir bemerkt, daß sie stark abführten, und seit den unglücklichen Schnecken hatte noch kein einziger einige Verdauung bey sich gefühlt. Sie kam aber, mit solchen heftigen Leibschmerzen, daß ich mich nicht erinnere, je ähnliche empfunden zu haben. Es blieb uns nichts weiter übrig, als uns der Gnade der Vorsehung zu überlassen.

Da unser Elend täglich zunahm, so wie die

Kräfte

Kräfte abnahmen, so berathschlagten wir uns aufs neue über die Mittel, demselben zu entgehen. Alle kamen darinn überein, daß, wenn nicht eine Art von Fahrzeug gebaut würde, das uns aufs feste Land brächte, so würden wir hier alle unfehlbar verhungern müssen. Seitdem die Hofnung wegen der Rückkehr unsrer Kameraden aufgehört hatte, so war dies noch unsre einzige Aussicht; jedermann stimmte also dem Vorschlage bey. Allein die Schwierigkeiten, wieder einen Floß zu bauen, waren nicht gering; denn wir fanden nach einer genauen Untersuchung, daß es uns wirklich an den dazu nöthigen Kräften fehlte. Es wurde deswegen beschlossen, noch einige Zeit mit Gedult abzuwarten.

Nach einigen andern gethanen Vorschlägen sagte der Kapitain, daß bey der Nacht angezündete Feuer oft grossen Nutzen gehabt hätten; er meinte, wenn wir ein recht grosses am Strande machten, so würde man es auf zehn bis zwölf Meilen weit bey der Nacht sehen können. Man wählte hierzu einen Ort, der mit trocknen Bäumen umgeben war, diese warfen wir über einander und machten ein gewaltiges Feuer. Ganzer vier Tage und Nächte wurde es mit grossem Eifer unterhalten, allein nachdem ließen wir nach, oder vielmehr wir waren zu schwach, das schwere Holz herzuzuschleppen; der Kapitain, ein

grosser, starker, gesunder Mann, hörte unsre Klagen kaltblütig an; er maaß unsre Kräfte nach den seinigen, und verlangte deswegen, daß wir ihm bey dem Feuer helfen sollten, welches wir jedoch mit der größten Beschwerde für uns thaten. Er erzählte deswegen, um uns aufzumuntern, verschiedene Beyspiele, die dem unsrigen ähnlich, wo aber die Leute am Ende alle gerettet worden waren, und schloß allemal mit der Bemerkung, daß auch wir deswegen nicht müde werden müßten, dies Hülfsmittel zu versuchen. Dies wirkte noch einige Tage, während deren jeder mit größtem Eifer Holz herzuschafte; allein auf einmal verliessen uns die Kräfte völlig, und man ward es ganz überdrüßig, eine Arbeit länger fortzusetzen, deren Nutzen allgemein bezweifelt ward.

Nun hörte man nichts mehr als klagen und murren; die Muthlosigkeit war allgemein, und viele konnten ohne Beyhülfe nicht mehr gehen. Mein Freund war unter dieser Anzahl; er befand sich so schwach, daß er weder sprechen noch den Kopf aufrichten konnte. Die Freundschaft zwischen uns war so stark, daß ich jedes seiner Leiden doppelt fühlte, und zwar weil ich ihm nicht helfen konnte. Ich verließ ihn selten, und suchte ihn wenigstens zu trösten; zuweilen gestand er mir, daß er sich durch meine Vorstellungen wirklich ermuntert fühlte. Nach

einer

einer von diesen Unterhaltungen stand er mit einem Male ziemlich munter auf, sagte, er wolle auf die Jagd gehen, und hoffe gewiß, nicht vergebens. Er betrog sich auch nicht, denn er brachte eine Kröte von ungeheurer Grösse mit; diese kochten wir in einem Topfe, den wir von den Negern, von denen ich schon gesprochen habe, geborgt hatten. Als sie gut war, bat er mich zu Gaste, ich schlug es erst ab, denn ich erinnerte mich an das Uebel, das uns die Bohnen und Schnecken verursacht hatten; allein nach einigen Augenblicken machte mir sein Beyspiel Muth; wir giengen, holten Blätter und mit diesen assen wir das garstige Insekt. Die nächste Stunde vergieng unter einiger Unruhe, allein die Kröte that uns eben nicht mehr Schaden als die Schlangen; wir waren sehr froh, weil wir deren mehrere zu finden hosten.

Am andern Morgen setzte sich der Zimmermann vor, den Körper des Verstorbenen, der uns gleich im Anfange im Wahnwitz verlassen hatte, ausfündig zu machen. Nach vielem Suchen, fand er endlich einen seiner Schuhe auf einem Baume; er rief uns, die wir bey ihm waren, Muth zu, und glaubte sein Körper würde nicht mehr weit seyn. Auf eine Viertelstunde im Umkreise blieb kein Flecken undurchsucht, allein umsonst; diese fehlgeschlagene Hofnung

machte uns äuſſerſt niedergeſchlagen. Aus dieſer Stimmung, die uns nun ſelten verließ, erfolgte oft Verdruß und Streitigkeiten. Zu einer andern Zeit würden ſich die übrigen bemüht haben, ſie beyzulegen; allein in dieſer ſchrecklichen Lage wünſchte man, daß die Zänker ſich erhitzen und einander tod ſchlagen möchten, damit wir alsdann von ihren Körpern uns erhalten könnten. Allein die Vorſehung verhütete, daß es nicht ſo weit kam, und alle Zänkereyen endigten ſich blos mit Schimpfreden. Wir waren eben eines Tages ſehr aufmerkſam auf einen von dieſen Auftritten, als der Barbierer, der noch immer einer der munterſten unter uns war, kam, und ſagte, er habe eine andre Art Blätter entdeckt, die weit angenehmer ſey, als diejenigen, deren wir uns bisher bedient hatten. Sie waren ſchon recht gut roh, wenn man ſie aber zuſammen wikelte, und unter der Aſche backen ließ, waren ſie vollens vortreflich. Wir baten ihn deswegen, uns den Ort zu zeigen, wo man ſie treffen könne; dafür behüte mich der Himmel! rief er, da es nur einen einzigen Baum von der Art giebt, ſo würdet ihr alle zuſammen gleich zum erſtenmale auch nicht ein Blättgen übrig laſſen; und ich hätte alsdann auch nicht mehr als vorher. Da wir hofften, ihn ohne ſeine Hülfe ausfündig zu machen, ſo gaben wir uns wenig Mühe ihn zu bereden; allein

wir

wir betrogen uns, denn wir konnten den Baum nicht antreffen. Es blieb uns nichts übrig, als unſer altes Hülfsmittel, die Gedult. Indem ich und mein Freund noch hierüber ſprachen, näherten wir uns dem Ufer, und beſonders dem Orte, wo der Büffelochſe, welchen wir den erſten Tag bey unſerer Ankunft auf der Inſel gefunden hatten, lag. Der üble Geruch trieb uns im Anfange einige Schritte zurück, allein der Hunger war zu heftig; einer fragte den andern bald, warum er ſich entferne? Laß uns umkehren, ſprach ich zu meinem Freunde, und uns ſelbſt überwinden. Es war nicht Philoſophie, die mich zurück brachte, ſondern Hunger, ich glaubte, wenn ich das Aas näher betrachtete, doch noch etwas daran zu finden, ſelbigen zu ſtillen. Wir betrachteten ihn lange, endlich rief ich lachend: „glaubſt du, daß der Geſchmack eben ſo ſchlimm ſey als der Geruch? Beynahe denke ich, daß das Feuer das meiſte davon wegnehmen werde? Er glaubte erſt nicht, daß es mein Ernſt ſey, als er aber davon überzeugt wurde, ſagte er mir ſo viel, daß ich zur Verſtellung genöthigt ward, und that, als ob ich dieſen Gedanken aufgäbe. Wir giengen weg, und kamen, indem wir Unterhalt ſuchten, bis an die äuſſerſte Spitze der Inſel, ohne etwas zu finden, und tröſteten einander ſo gut wir konnten. Allein nachdem alle Gründe er-

schöpft waren, fühlten wir unser Elend deswegen nicht weniger. Die Nacht brach endlich ein, und wir giengen hungrig zu unsern Leuten zurück, davon einige noch beschäftigt waren, das grosse Feuer zu unterhalten, worauf sie noch ihre ganze Hofnung setzten; der Kapitain war zwar der Einzige, der die übrigen noch dazu antrieb; auch trug er allein so viel Holz, als vier andre nicht zu thun vermögend waren. Dieser Mann war so stark und fleischig, daß man ihm kaum den allgemeinen Mangel ansahe. Als das Feuer groß genug war, nahm jeder seine Abendmahlzeit von Baumblättern ein, und nach dem Gebet versuchte jeder, so gut er konnte, zu schlafen.

Am andern Morgen brachten zwey von der Gesellschaft einen kleinen Leganes, den sie schon halb tod gefunden hatten. Ohne sich darum zu bekümmern, ob seine Krankheit nicht vielleicht ansteckend, oder schädlich sey, gaben sie ihn dem Kapitain, denn es war dem allgemeinen Befehle gemäß, alles, was man finden würde, gemeinschaftlich zu theilen. Bis jetzt war er immer noch ziemlich genau beobachtet worden, allein bey dieser Gelegenheit fieng man an von der Strenge nachzulassen, und die Billigkeit ward diesmal nicht so genau beobachtet. Die beiden, welche das Thier gefangen hatten, sagten, es sey zu klein, um in so viele Theile getheilt zu werden, denn jeder

würde

würde höchstens ein Stück nicht grösser als eine Nuß bekommen. Dies wenige würde, anstatt den Hunger zu stillen, selbigen vielmehr reizen; deswegen sollte man nur fünf oder sechs Portionen daraus machen, und sie denen, die darzu vorgeschlagen werden sollten, geben. Unter diesen, die auf diese Art vorgezogen wurden, war einer, dem die auffallende Ungerechtigkeit mißfiel; es war der Chirurgus, und er theilte den übrigen, die nichts bekommen hatten, großmüthig das, was er hatte, mit. Diese letztern murreten erst nur laut, allein ihr Mißvergnügen brach bald völlig aus; sie machten dem Capitain sehr kränkende Vorwürfe besonders darüber, daß er, da er zuerst das Gesetz gemacht, auch der erste sey, der es übertrette. Um ihrer los zu werden, ließ er ihnen die Haut des Thieres reichen, die sie auch mit vielem Vergnügen annahmen, obgleich diejenige, die das Fleisch gegessen hatten, nicht damit zufrieden waren, denn sie rechneten auch auf diese. Als sie eben im Begriff waren selbige zu theilen, fielen die Hungrigsten darüber her, und bemächtigten sich ihrer mit Gewalt, dies verursachte ein Gefecht, welches sich damit endigte, daß diejenigen, die die größte Stücke erhalten hatten, in den Wald liefen, um sie dort zu verzehren. Jene aber, die leer ausgegangen waren, suchten nun überall herum, um etwas

Speise zu finden; es gelang ihnen endlich, das Uebergebliebene von den beyden Schlangen, die wir gleich im Anfange gegessen hatten, anzutreffen. Die Eingeweide dieser beiden Thiere, denn mehr hatten wir nicht übrig gelassen; waren ganz blau, verfault und stinkend in so einem Grade geworden, daß man sie nicht anders als mit Abscheu ansehen konnte. Dies schreckte anfänglich die Hungrigsten selbst ab, allein der Eckel dauerte nicht lange, und als man vollends sahe, daß einer ohne üble Folgen davon gegessen hatte, ohne weiter etwas daran zu thun, als sie eine kurze Zeit auf die Kohlen zu legen, so liefen wir, um zu sehen, ob er alles weggenommen hatte; eine Million Würmer bedeckte das, was noch da war; als wir sie verscheucht hatten, fanden wir, daß das Gerichte ganz blau wie Azur war. Einige riefen, dies sey ein unfehlbares Zeichen von Gift, und sie wollten lieber sterben als davon essen. Ein anderer rief dagegen, sie verstünden nichts davon, Gift habe keine eigenthümliche Farbe, wodurch man ihn von andern Dingen unterscheiden könnte. Dies sey eine Würkung der Luft und der Sonnenstrahlen; jedoch ohne weitere Gründe zu suchen, führte er nur folgende an. „Wie kann dies, wenn es tödlicher Gift ist, zugleich die Nahrung so vieler tausenden von Würmern seyn? Glaubt mir, fuhr er fort, laßt uns davon essen, und ich hafte für die Folgen. Mit

diesen

diesen Worten fiel er über diese heßliche Speise her. Der Hunger unterstützte seine Beredsamkeit so thätig, daß wir unmöglich die Gelegenheit verabsäumen konnten, ihn zu stillen. Wir theilten also diesen Haufen Unflath redlich, und trugen unsre Portionen an den Ort, wo wir schliefen. Einige von denen, die den meisten Abscheu bezeugt, als der erste den Versuch gemacht hatte, frugen, ob wir nichts mitgenommen hätten? und, ohne unsre Antwort zu erwarten, liefen sie nach dem Orte, wo es gelegen. Wir rösteten unterdessen unsern Antheil und fanden das Gerichte so vortreflich, daß diejenigen, die es erst verachteten, jetzt ihren Eckel sehr bereueten.

Unter diesen Leztern war auch einer, der eben ein Stückgen von der Haut des Leganes auf den Kohlen liegen hatte; er vergaß dies um an den erwähnten Ort zu laufen; kehrte aber, als er einige Schritte gegangen war, um, und bat einen andern, auf sein mageres Gerichte Acht zu haben; er kam kurz darauf mit leeren Händen zurück; allein während dieser Zeit hatte jener der Versuchung nicht widerstehen können, und den ihm anvertrauten Schatz verzehrt; sein Freund ward so wütend, daß er ihn würde umgebracht haben, wenn die übrigen ihn nicht abgehalten hätten. Nachdem dieser Streit geschlichtet war, gieng jeder um etwas aufzusuchen, womit man das Hinunterschlingen der Blätter einwenig er-

leichtern könnte, denn allein war es nicht mehr möglich. Ich gieng in einen Moraſt, wo ich auch ſo glücklich war, eine Menge kleiner Schnecken zu finden; ich füllte alle meine Taſchen, ſelbſt die Ermel meines Hemdes, damit an. Die übrige Geſellſchaft gieng ſogleich auch an den Ort hin, und holten alle, die noch da waren; allein dies war nur Nahrung für einen Tag. Ich theilte meinen Theil mit meinem Freunde; dieſe Schnecken auf Kohlen gebraten waren ein recht gutes Eſſen. Am andern Tage waren wir beyde ſo glücklich, deren an einem-andern Flecke zu treffen; da es ſchon ſpät war, ſteckten wir nur unſre Taſchen voll, und begaben uns auf den Rückweg, der zwar eigentlich nicht lang war, aber unſre Mattigkeit nöthigte uns ſehr langſam zu gehen; wir mußten daher zeitig aufbrechen, wenn wir die übrige Geſellſchaft vor Anbruch der Nacht erreichen wollten. Als wir ankamen, ſagte der Kapitain, was wir mit dieſem heßlichen Zeuge anfangen wollten? Werft es weg, ich will euch beſſre Nahrung ſchaffen. Er gab uns hierauf eine Menge kleiner Fiſche, wir wickelten ſie in Blätter, lieſſen ſie in der Aſche braten, und nie hatten wir ein ſo vortrefliches Gericht gegeſſen. Während der Mahlzeit erzählte er uns, auf welche Art er dazu gekommen war; er hatte nehmlich am Ufer des Meers einen kleinen Graben

gemacht, welcher durch Fluth angefüllet worden, und nachdem sie zurückgetretten, hatte er das Waſſer mit seinem Huthe ausgeschöpft, und diese Fische darinn gefunden. Die Hofnung, daß wir in Zukunft noch öfters unsern Hunger auf diese Art würden stillen können, erfüllte uns mit der lebhaftesten Freude. Wir versuchten es auch sogleich, allein vergebens, dann in zwanzig Gräben, die wir wenigstens machten, fiengen wir auch nicht einen einzigen Fisch. Diese fehlgeschlagene Hofnung machte uns wieder äusserst traurig, und mit Mühe konnten wir nur den Gedanken ertragen, wieder allein von Baumblättern, woran wir einen so grossen Eckel hatten, leben zu müssen.

Der Zufall führte mir und meinem Freunde eine Kröte in die Hände; ihr Anblick schon, so eckelhaft er uns zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde, freuete uns. Wir fiengen sie, giengen aber wirthschaftlicher damit um, als das erstemal, denn wir nahmen ihre Eingeweide nicht erst heraus, sondern legten sie ganz, wie sie war, auf die Kohlen, und assen sie mit unglaublichem Appetit. Allein das Gericht war zu klein, als daß es uns hätte sättigen können. Eine Viertelstunde darnach fühlten wir wieder den heftigsten Hunger, der mit nichts zu stillen war, als unserm gewöhnlichen Hülfsmittel,

den

den Baumblättern. Des Elends müde beschloß man, aufs neue einen Floß zu bauen, mit dem wir das feste Land erreichen könnten. Der Kapitain willigte nur schwer in diesen Entschluß ein; Er stellte uns alle Gefahren, denen wir uns aussetzten, vor, und in welchen aller Wahrscheinlichkeit nach unsre Kameraden schon umgekommen waren; da wir hingegen hier, wenn wir nur Gedult hätten, dennoch von einem Schiffe, welches vielleicht hier landete, befreyt werden könnten. So triftig diese Gründe auch schienen, so war dennoch das Gefühl unsers gegenwärtigen Unglücks so groß, daß sie keinen Eindruck auf uns machten, und der Kapitain mußte endlich halb gezwungen seine Einwilligung dazu geben. Wir hieben also trockne Bäume um, und machten, wie schon vorher geschehen war, aus der Rinde eine Art von Stricken, womit wir sie zusammen banden. Als ohngefehr drey oder vier Stunden mit dieser Arbeit zugebracht worden waren, merkten wir wohl, daß sie zu schwer für vier oder fünf ganz ausgemergelte Körper sey, denn die übrigen grieffen nicht mit an. Diese gaben vor, sie wären eben so abgemattet wie wir, und da sie schon diese nemlichen Dienste andern ohne Nutzen geleistet hätten, so sey ihnen nunmehr alles gleichgültig, sie bekümmerten sich um nichts mehr auf dieser Welt. Dem ohngeachtet liessen

wir

wir nicht nach, und je mehr wir fühlten, daß unsre Kräfte abnahmen, um destomehr eilten wir fertig zu werden. Dem ohngeachtet zweifle ich, daß es zu Stande gekommen wäre; wenn nicht endlich noch zwey von den jüngsten und stärksten sich zu uns geschlagen hätten. Die Fluth hinderte uns einige Stunden, fortzufahren; während derselben setzten wir uns um ein kleines Feuer, und rauchten getrocknete Blätter. Mir fiel bey dieser Gelegenheit ein, daß die Leganes sehr emsig um den todten Büffel her gewesen waren, und daß ich also dort deren vielleicht einige fangen könnte. Dieser Einfall, der mir wie eine Offenbarung vorkam, wurde auch sogleich ins Werk gesetzt, jedoch ich wartete lange umsonst. Ich überlegte unterdessen, daß wenn das Fleisch des Büffels noch ein so gutes Gericht für diese Thiere wäre, so könnte es ohnmöglich so schlecht seyn, als wir uns einbildeten. Kaum war der Gedanke in mir aufgestiegen, so setzte ich ihn ins Werk, schnitt mir ein grosses Stück ab, wo es am wenigsten verfault schien, und gieng zurück zur Gesellschaft. Als man meinen Vorrath sahe, frug mich jeder, woher ich ihn bekommen hätte? Ob dessen noch mehr da sey? Wie ich ihnen das sagte, schienen sie ein wenig betroffen, denn bis jetzt hatte noch keiner die Entschlossenheit gehabt; da sie aber sahen, daß ich es seines

ab-

abscheulichen Geruchs ungeachtet essen wollte, so liefen viele hin, sich auch davon zu holen. Ehe diese noch zurück kamen, wollte ich meine Portion, die ich auf die Kohlen gelegt hatte, mit einem Stocke aufheben, allein ich fand nichts mehr als eine klebrichte Materie, die zu nichts mehr nütze war.

Diese Erfahrung bewog mich, meinen Kameraden nachzulaufen und ihnen den Rath zu geben, nur das Magere von dem Aase abzuschneiden. Wir schnitten ungefehr vierzig Pfund herunter, und hiengen es an den Bäumen auf, damit es etwas von dem üblen Geruch verlieren sollte. Ein Stück brateten wir sogleich, und vertheilten es, der Geruch davon war so eckelhaft, daß viele glaubten, sie würden sich bloß von diesem schon übergeben müssen, jedoch assen sie es und fanden es erträglich. Da die ganze Gesellschaft nicht an dieser Mahlzeit hatte Antheil nehmen können, so nahmen wir etwas mit an den Versammlungsort, und versteckten das übrige sorgfältig. Als das, was wir mitgebracht hatten, dem Kapitain gezeigt und ihm gesagt wurde, es sey Büffelfleisch, gab er zur Antwort, ich habe es schon von weitem gerochen, gebt es wem ihr wollt, ich mag nichts davon. Ich näherte mich ihm, um ihm zu sagen, daß es doch eßbar sey, allein kaum öfnete ich den Mund, so versicherte er mir, daß

mein

mein Athem eben nicht beſſer rieche, daß ihm ſchon übel ſey; hiermit entfernte er ſich, und ſuchte einen andern Ruheplatz. Die andern waren etwas weniger Eckel, und baten, ihnen etwas von dieſem Braten mitzutheilen. Die kleinen Stücke die wir ihnen gaben, reitzte ihren Hunger ſo heftig, daß ſie wie beſeſſen ſchienen. Als die Hungrigſten das ihrige verzehrt hatten, wollten ſie von dem Antheile der andern haben; dieſe wollten nichts hergeben, hieraus entſtand ein Zank, der üble Folgen hätte haben können. Wir gaben den erſten, um ſie zu befriedigen, unſre Portionen, allein auch daran hatten ſie nicht genug, und ob es gleich Nacht war, wollten ſie dennoch hin, wo das Aas lag. Wir ſtellten ihnen vor, daß Krocodille und andre Raubthiere jetzt an dem Ufer herum giengen; dies machte Eindruck auf ſie, allein ſie ſchliefen wenig und beunruhigten uns die ganze Nacht. Einer von ihnen beſonders rief im Ausbruche ſeines Schmerzens aus, er ſey überzeugt, daß kein heftigerers Uebel auf Erden ſey, als ein ſolcher Heishunger; und dennoch hatte er auf drey Pfund Büffelfleiſch, und die Hälfte eines ziemlich groſſen Fiſches, welchen er ſchon angefreſſen am Ufer gefunden, gegeſſen. Dieſer letzte war wirklich ſo groß, daß er im Anfange glaubte ſich zwey Tage davon nähren zu können, allein kaum fieng er es an zu ſo-

ſen,

sen, so wards nur eine Mahlzeit, und er versicherte, daß er noch viermal so viel essen wollte. Mit anbruche des Tages giengen einige nach dem todten Büffel und wir nach unserm Flosse, um ihn vollends fertig zu machen.

So elend auch unsre Nahrung am vorigen Tage gewesen war, so hatte sie uns doch weit mehrere Kräfte als die blossen Baumblätter gegeben. Einige Stunden vor Einbruche der Nacht wurden wir fertig, und nun kehrten wir zu der Gesellschaft zurück, die alle sehr beschäftigt waren, ihre Portionen theils am Feuer zu braten theils auszulusten. Da der Kapitain hörte, daß das Boot fertig sey, stellte er uns nochmals die ganze Gefahr dieses Unternehmens vor, besonders da wir weder Anker noch Segel hatten. Man versicherte ihm aber, das gefährlichste für uns sey, auf dieser Insel vor Hunger zu sterben, welches ohnfehlbar erfolgen müßte, wenn das Aas völlig aufgezehrt seyn würde; den Strömen wollten wir uns blos mit unsern Kräften widersetzen, weil wir doch nichts anders dagegen hätten, und endlich hoften wir, Fahrzeugen aus Bengalen zu begegnen, die uns aufnähmen. Er wünschte uns, da er sahe, daß wir von unserm Vorsatze nicht abzubringen waren, eine glückliche Reise, und erlaubte noch einem jungen Menschen, der sehr gut portugiesisch verstand, mitzugehen.

gehen. Da diese Sprache in den Reichen von Bengalen und Aracan sehr gebräuchlich ist, so hoften wir grossen Nutzen von ihm zu haben. Einer von uns schlug hierauf vor, einen Anker zu machen, und sagte, es gehöre nichts weiter als vier Stücke krumm gewachsnes Holz dazu, die er mit der Rinde von jungen Bäumen so fest zusammen binden wollte, daß er einige Dienste davon hoffe. Dies mag seyn, gab ich ihm zur Antwort, aber womit willst du es beschweren, daß es zu Boden sinkt? Du weist, daß in der ganzen Insel auch nicht ein Stein ist. Hieran habe ich schon gedacht, gab er zur Antwort, wir wollen die Ermel von einigen Hemden mit Sand füllen, an dem Anker befestigen, und er wird uns gewiß nützlich seyn. Wir fanden dies wahrscheinlich und in weniger als zwey Stunden war es fertig. Allein nun fehlten uns die nöthigen Taue, jedoch zwey von unsern Leuten brachten so viel Epheu und Rinden von jungen Bäumen, daß wir bald ein Seil daraus verfertigten.

Am folgenden Tage giengen unsrer achte auf den Floß, nachdem wir von denen, die zurück geblieben, Abschied genommen und ihnen feyerlich versprochen hatten, gewiß zurückzukommen, wenn wir glücklich wären. Wir erreichten die Landspitze, die dem festen Lande gegen über liegt, bald. Hier begaben wir

uns noch einmal ans Land, assen uns erst satt, und nahmen noch einen reichlichen Vorrath an Blättern mit. Hierauf stiessen wir vom Ufer ab, und entfernten uns durch starkes Rudern bald weit von der Insel. Im Anfange versuchten wir, dem Strome immer zur Seite zu bleiben, allein als wir weiter kamen, war es unmöglich, seiner Stärke zu widerstehen. Zum Glücke war es still, dies gab uns Gelegenheit, unser Senkbley zu brauchen, welches aus einem Sandsäckgen bestand. Da wir nun merkten, daß der Strom uns zuwieder war, liessen wir den Anker fallen. Der Hunger überfiel uns wieder, und wir wurden einig zu essen, vorher aber machten wir aus, daß die Lebensmittel getheilt werden sollten. Man fieng damit an, daß man nur mässig aß, allein kaum wurde das Fleisch gekostet, so konnten sich einige nicht enthalten, ihren ganzen Antheil auf einmal zu verzehren: da sie nun nichts mehr als Blätter hatten um sich zu sättigen; so baten sie Gott von ganzem Herzen, daß das Ankerseil reisen möchte um wieder nach der Insel zu kommen. Ihr Gebet ward erhört, es entstand ein Sturm, das Tau riß, die Wellen nahmen unsre Blätter mit, und trieben uns an den Ort, wo wir abgefahren waren, zurück. Zwey der jüngsten wurden zurückgelassen, den Floß zu bewahren, da die andern unterdessen ans Land

tra-

traten. Zuerſt giengen wir zu dem Feuer, welches wir dort gelaſſen hatten, und fanden eine von den Negerweibern dabey, von denen ich ſchon weiter oben geſprochen habe. So bald ſie uns ſahe, fiel ſie uns zu Füſſen und zeigte ihren Körper, der ganz zerfezt und ſehr übel zugerichtet war, wobey ſie zu verſtehen gab, daß es von ihren Leuten geſchehen ſey. Sie war ohnedem ein bloſſes Gerippe von Haut und Knochen, und wir konnten bald ſehen, daß ſie noch elender war, als wir. Da wir ſie nicht verſtehen konnten, wieſen wir ihr durch Zeichen, ſich wieder mit uns an das Feuer zu ſetzen, um auszuruhen. Ungefehr eine Stunde drückte uns der Hunger ſo, daß wir nicht ſchlafen konnten; hierzu kamm noch ein ſonderbarer Umſtand. Einer aus der Geſellſchaft hatte noch ein Stückgen Fleiſch aus dem Sturme gerettet, verzehrte es jezt vor unſerm Angeſichte, und theilte, ſo ſehr man ihn darum bat, niemand etwas davon mit. Der Geruch deſſelben konnte nur ſo vom Hunger getriebene Menſchen reizen, und ſonſt gewiß keinen Sterblichen. Wir ſprangen alſo auf und ſuchten Blätter, allein auf welche Art wir es anfiengen, ſo konnten wir ſie dennoch nicht hinunterſchlingen. Das Büffelfleiſch, ſo ſchlecht es war, hatte uns ſchon verwöhnt. Unterdeſſen hungerte uns ſo ſehr, daß wir wirklich auſſer uns waren. Einigen ſchoſſen ſo wil-

de Blicke aus den Augen, daß es schien als ob sie mit irgend einem bösen Anschlage umgiengen. Andre liefen unaufhörlich hin und her, und schrien: sie litten wie Verdammte. Auf einmal rief einer von diesen letztern, er habe eine Offenbahrung gehabt, allein ehe ich sie euch erzehle, fuhr er fort, müßt ihr mir eingestehen, daß es eine ist. Nach einem ziemlich langen Eingange, woraus wir im Anfange nicht klug werden konnten, kam endlich heraus — — daß offenbar die Vorsehung das arme Negerweib zu keiner andern Absicht hieher geführt habe, als daß wir sie schlachten und essen sollten. Einer, Namens Dobbel, sahe sogleich die Richtigkeit der empfangenen Eingebung ein, gab dem Erleuchteten Beyfall, und erbot sich, indem er zugleich aufstund, die Stelle des Schlachters zu vertretten; nachdem wir die eckelhaftesten Dinge zur Erhaltung haben essen müssen, setzte er hinzu; wollen wir doch auch versuchen, da es ohnedem Wille Gottes ist, ob uns Menschenfleisch schädlich seyn wird. Ich stellte ihm hierauf vor, was mir in der Angst nur einfiel, und zuletzt, daß wir in zwey Stunden wieder zu dem Aas des Büffels würden hingehen können. Es sey nun, daß der letzte Grund Eindruck gemacht hatte, oder daß sie sich wirklich schämten; genug sie stellten sich, als ob sie an den Einfall gar nicht mehr dächten,

ten, und ſuchten einzuſchlaffen. So bald der Tag anbrach, erinnerten ſie mich an die Reiſe zum Büffel, und nöthigten mich, ihnen den Weg zu zeigen, den ich beſſer als ſie wußte. Die übrigen, die ſehr ſchwach waren, blieben zurück, und verſprachen unterdeſſen ein neues Ankerthau zu machen, damit wir, ſo bald wir das benöthigte Holz fänden, auch einen neuen ſtatt des verlohrnen Ankers verfertigen, und daran hängen könnten.

Kaum waren wir zwanzig Schritte gegangen, als Dobbel umkehrte und den Zurückbleibenden befahl, die Frau nicht aus den Augen zu laſſen, weil er entſchloſſen ſey, im Fall von dem Aaſe nichts mehr übrig wäre, ſie zu eſſen. Zum Glück fanden wir noch viel Fleiſch an dem Büffel, allein es war ſo verdorben, daß wir uns kaum nahen konnten; endlich aber ſchnitten wir dennoch einige Stücke ab, legten ſie auf die Kohlen und verzehrten ſie halb roh. Während daß wir aſſen, kamen zwey von unſern Leuten, die bey dem Kapitain geblieben waren; wir ſahen bald, daß auch ſie ausgiengen Lebensmittel zu ſuchen. Es mißfiel uns, weil wir glaubten ſie würden alles mitnehmen, auch war es würklich ihr Vorſatz, und die Folge zeigte bald, daß ſie nicht willens waren, uns das geringſte nur übrig zu laſſen. Nachdem wir ſie eine geraume Zeit beobachtet

hatten, giengen wir zu ihnen; da wir sahen, daß von dem Aase nichts als die Knochen noch übrig waren, kamen uns die Thränen in die Augen, und nun machten wir einander selbst Vorwürfe, daß wir so lange angestanden hatten, sie daran zu verhindern. Freylich ist es zu spät, sagte Dobbel, noch von dem Fleische zu bekommen, allein da noch etwas von der Haut übrig ist, so wollen wir uns dessen bemächtigen; zugleich bat er sie, sich nun mit dem, was sie schon hätten, zu begnügen, und uns wenigstens dies zu lassen. Wirklich rief einer von ihnen, die Herren sind so einfältig nicht, sie wollen uns zwar das ganz verdorbene, verfaulte Fleisch überlassen, allein die Haut, die immer noch das gesundeste und beste am ganzen Stücke ist, wollen sie für sich behalten. Glaubt ihr, daß wir für euch gearbeitet, daß wir für euch das Aas umgewendet haben, um euch die Mittel zu erleichtern, das Beste davon zu nehmen? Wir wünschen zwar sehr, daß es euch an nichts fehlen möge, allein wir sind uns selbst näher, und wenn es einmal beschlossen ist, daß wir hier verhungern müssen, so versichere ich euch, daß ich entschlossen bin der Letzte zu seyn, an den die Reihe kommt. Die Reden dieses Schwätzers machten unsern Galle, und besonders bey Dobbeln rege; dieser wollte ohne weitre Umstände zu Thätigkeiten schreiten,

jedoch gelang es mir ihn ruhig zu machen. Ich ſtellte hierauf unſern Gegnern vor, wie unbillig es ſey, uns, dir wir ganz zu ihrer Geſellſchaft gehörten, uns, die wir unſer Leben in Gefahr ſetzten um ſie zu retten, ſo zu behandeln. Allein meine Gründe wurden verachtet; Dobbel rief hierauf, laßt uns auch arbeiten ſo gut wie ſie, wir haben ihre Erlaubniß ſo nicht nöthig. Wir zogen hierauf unſre Meſſer, und bemächtigten uns bald der Haut. Die andern ſahen einander einige Zeit an, gleichſam um ſich Muth zu machen. Hierauf frugen ſie, ob es billig ſey, daß ſie für uns gearbeitet hätten, und hierbey hob der eine ein Beil, und der andre ſein Meſſer auf, als ob ſie auf uns losgehen wollten. Wir ſetzten uns in Verfaſſung uns zu vertheidigen. Nach einigen Reden wurden wir endlich einig, daß ſie das, was ſie ſchon hatten, behalten, wir aber das, was noch an dem Gerippe war, holen ſollten.

Nachdem wir endlich alles, was noch daran war, beynahe ohne Meſſer, ſo groß war ſchon die Fäulniß, herunter genommen hatten, wuſchen wir es verſchiedene Male im Waſſer, brateten einen Theil davon, und hoben das übrige für unſre Kammeraden auf. Hierauf wurden zwey von den unſrigen an den Kapitain geſchickt, ihn um das Beil zu bitten, welches wir zu Verfertigung eines Ankers ſehr

nöthig hatten. Er schickte uns dasselbe sogleich, und als wir unsre Arbeit vollendet, wurden viere von uns abgeschickt ihm dafür zu danken. Unterwegs sagte einer von den zweyen, die das Beil geholt hatten, er habe bey dem ersten Gange des Kapitain Wäsche an einen Baum aufgehängt gesehen, und eine grosse Begierde empfunden sich eines Hemdes zu bemächtigen, da er fast nackend sey, allein sie hätten es nicht gewagt, ohne erst unsre Meinung darüber zu wissen. Im Anfange wollten wir unsre Einwilligung nicht dazu geben, allein das dringende Bedürfniß nöthigte uns, die Augen zuzumachen; da aber dieser Diebstahl nur bey Nacht geschehen konnte, so erwarteten wir die Nacht, und glücklicher Weise schlief alles, als wir ankamen. Diejenigen, die die Wäsche geholt, sagten uns, daß an dem nemlichen Orte noch ein starker Vorrath von Büffelfleisch und Haut sey, und dies auch für uns höchst nothwendig wäre. Lange standen wir bey uns an, denn es war zu fürchten, daß, wenn sie erwachten und uns über der That ertapten, sie sich ihre grössere Anzahl und bessere Bewaffung zu Nutz machten. Der Hunger überwog alles, wir nahmen einen Theil ihrer Lebensmittel und entfernten uns so geschwind als möglich. Ich war noch nicht weit gegangen, so reuete mich die That; ich war im Begriff zurück zu gehen und mei-

nen Antheil wieder an seinen Ort zu legen, als mir Dobbel vorstellte, daß es nun zu spät sey, und ich, wenn sie erwachten, für die übrigen mit gestraft werden würde. Ich ließ mich leicht überzeugen, weil mich hungerte. Nachdem wir einige Stunden geschlafen hatten, begaben wir uns auf den Weg zu unsern Gefährten, die wir da wieder fanden, wo wir sie verlassen hatten. Drey von ihnen hatten, seitdem wir von ihnen weg waren, nichts gegessen, sie befanden sich so matt, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnten; der vierte, welcher noch etwas Büffelfleisch übrig hatte, war Unmensch genug, nicht allein in ihrer Gegenwart mit vielem Vergnügen zu essen, sondern ihnen auch ein Stückgen in der grösse einer Nuß zu versagen, um ihnen die herben Blätter verschlingen zu helfen. Wir überhäuften ihn mit den Vorwürfen, die er verdiente, und es fehlte wenig, wir hätten ihn bey Austheilung unsers Diebstahls eben so behandelt, wie er mit den Gefährten seines Elends umgegangen war; allein das Mitleid behielt die Oberhand.

Es schien uns nun nothwendig, wechselsweise zu wachen, und uns gegen die Ueberfälle derer, die wir bestohlen hatten, zu schützen, und wir schwuren einander bis auf den letzten Blutstropfen beyzustehen, im Fall wir angegriffen würden. Als wir uns nach der

Negerin erkundigten, erfuhren wir, daß sie sich so geschickt aus dem Staube gemacht, ohne daß es jemand gemerkt hätte. Wir wünschten ihre Zurückkunft sehr, denn wir waren nun alle einmüthig entschlossen sie zu schlachten und zu essen, so mager und abgezehrt sie auch war. Als es Nacht wurde, ward die Schildwache ausgesezt und die übrigen sieben legten sich schlafen. Ungefehr nach Verlauf von zwey Stunden sah die Schildwache einen Neger, der einen grossen Stock in der Hand hielt, sachte auf sich zukommen. Als er ihm nahe genug war, schlug ihn die Schildwache so auf den Kopf, daß er wie tod hinfiel; wir erwachten über dem Lerm, und setzten den übrigen, die noch bey ihm waren, nach, sie machten ein solches Geräusch, als ob ihrer wenigstens zwanzig gewesen, wie wohl wir bey der hellen Nacht sehen konnten, daß deren nur sieben oder achte waren. Nachdem wir sie einige Zeit verfolgt hatten, kehrten wir zurück und glaubten nun gewiß den Neger tod zu finden, allein er hatte sich wieder erholt und davon gemacht. Wir glaubten gewiß, daß die Frau, die bey uns gewesen war, es angestellt habe, weil bey unserm Weggehen nur viere von unsern Kameraden übrig geblieben, und diese also sehr leicht zu überwinden gewesen wären.

So bald der Tag anbrach, machten wir alles

zu unsrer Abfarth bereit, allein der Floß war nun so schwer geworden, daß er nicht mehr als sechs Personen tragen konnte. Zwey mußten also zurück bleiben, und das Loos traf die beiden jüngsten; wir versprachen ihnen, wenn wir auf dem festen Lande glücklich ankämen, sie sogleich mit einem Schiffe abzuholen. Wir setzten uns, um die Fluth zu erwarten, um ein kleines Feuer; ungefehr nach einer Stunde hörten wir ein Geschrey; ob wir gleich erschrocken waren, so antworteten wir dennoch darauf, nach einigen Augenblicken sahen wir die eben erwehnte beide jungen Leute, die wir zurück gelassen, ankommen. Sie waren völlig verwirrt und erzehlten uns mit Zittern, daß sie weder den Kapitain noch jemand von seinen Leuten angetroffen hätten; ob sie selbige gleich überall gesucht; sie vermutheten also, daß sie nicht mehr auf der Insel wären. Wir glaubten sie hintergiengen uns, weil wir ihre Abneigung hier zu bleiben kannten, allein sie versicherten es uns mit so viel Aufrichtigkeit, daß man ihnen endlich glaubte. Dies bewog uns, noch den folgenden Tag da zu bleiben, alles selbst zu sehen, und die Insel nicht eher zu verlassen, bis wir überzeugt wären, daß der Kapitain mit seiner Gesellschaft sich nicht mehr darauf befände. Gegen Mitternacht, als uns die Fluth vortheilhaft war, hoben wir den Anker

auf,

auf, und wollten an den Ort fahren, wo die trocknen Bäume stunden, deren wir einige nöthig hatten um unsern Floß gröſſer zu machen. Nachdem wir wohl eine halbe Stunde schon herum geschwommen waren, bemerkten wir, obgleich etwas zu spät, daß uns der Strom gegen einen grossen Baum, der schief im Wasser vor uns lag, und voll breiter starker Aeste war, trieb. So sehr wir uns auch bemühten ihn zu vermeiden, so war es dennoch unmöglich, er warf uns vielmehr mit solcher Heftigkeit darauf, daß einige von uns ins Wasser fielen, andre blieben noch an den Aesten hängen, und ich war der einzige, der sich noch auf dem Flosse erhielt. Der Stoß war so heftig, daß jeder glaubte die übrigen wären umgekommen; ich selbst hielt es für ganz gewiß, als Dobbel wieder hervor kam und die übrigen frug, ob sie noch am Leben wären? Nach und nach erholten sie sich und kamen wieder auf den Floß. Sie waren alle, ausser mir, entsetzlich naß, und die kalte Witterung machte es ihnen noch empfindlicher; wir suchten deswegen ans Ufer zu kommen und Feuer zu machen. Allein wir hatten noch eine andre Schwierigkeit zu übersteigen, denn bey dem Stosse hatten wir nicht allein unsern Anker verlohren, und einen Theil des Taues eingebüßt, sondern wir durften auch nicht hoffen, wegen des Stroms, der uns zuwider

war,

war, das Ufer zu erreichen. Da wir nicht viel Zeit zu verlieren hatten, ſo ergrieffen zwey von unſern Leuten das Ende des Taues, ſchwammen an das Ufer und zogen auf dieſe Art den Floß mit heran.

Es war Mitternacht, wir ſtarben beynahe für Hunger und Kälte und hatten weder Brod noch Feuer. Hierzu kam noch die Unbequemlichkeit, daß wir von dem Orte, wo wir uns jetzt befanden, bis zu dem, wo wir uns des Tags vorher gewärmt hatten, eine gute halbe Stunde zu gehen hatten, und dennoch mußten wir dies, wenn wir uns wärmen wollten; keiner von uns aber hatte Luſt einen ſo langen Weg zu machen. Dobbel, der immer noch den größten Muth unter uns allen gezeigt hatte, nahm noch die beiden jüngſten Männer mit und gieng an den Ort hin, um Feuer zu holen. Während ihrer Abweſenheit unterhielten wir uns von unſerm traurigen Schickſale nebſt der wenigen Wahrſcheinlichkeit, davon befreyt zu werden. Zuletzt fielen wir in ein tiefes Stillſchweigen, und ich glaube, wir hätten die Nacht nicht überlebt, wenn nicht kurz darauf unſere Gefährten zurück gekommen wären. Das Feuer, welches ſie mitbrachten, that uns doppelte Dienſte, denn es wärmte nicht allein unſre Kleider, ſondern es vertrieb auch die Finſterniß, die vermuthlich zu den traurigen Betrachtungen viel beygetragen

hatte,

hatte. Diese armen Leute erzehlten nunmehr, daß sie in der Finsterniß beynahe beständig auf Wurzeln und Dornen gegangen wären; sie hätten sich noch verirrt, und als sie das Feuer angetroffen, kaum uns wieder finden können; sie waren in Gräben, die voll Wasser waren, gefallen, das Feuer löschte hierdurch aus, und nöthigte sie also wieder zurück zu gehen und andre Brände zu holen; ihre Füsse waren vom gehen und ihre Köpfe vom Fallen ganz blutig. Wir tröfteten sie so gut wir konnten, und versuchten, nachdem wir am Feuer uns gewärmt hatten, zu schlafen. Am andern Morgen schickten wir zwey von unsern Kameraden nach dem Aufenthalte des Kapitains, und wir andern beschäftigten uns, einen andern Anker und ein Tau zu machen. Gegen Abend kamen die abgeschickten zurück und berichteten uns, daß der Kapitain mit seinen Leuten nicht mehr auf der Insel sey; sie hätten nichts weiter gefunden, als etwas von einem verfaulten Fische, ein Stückgen Büffelhaut, einen Topf und vier Stücken Knoblauch.

Aus diesen Anzeigen schlossen wir, daß sie wirklich fort wären, und schöpften nun einige Hofnung, daß sie sich unser auch erinnern würden. Ferner sagten unsre beiden Abgesandten, daß sie unterwegs ein Grab angetrofen, und der Eine von ihnen habe, zwar, wie er vorgab, nur aus Neugierde ge-

geöffnet, allein die Erzählung seiner Gefährten bewieß, daß er eine grosse Versuchung gehabt hatte, den todten Körper zu einem Mittel seiner Nahrung zu machen. Sein Freund hatte alle mögliche Gründe anführen müssen, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Wir kochten in dem Topfe die Ueberreste des verfaulten Fisches, und eine Menge klein gehackte Blätter. Nach dem Essen überlegten wir, ob es nun nicht besser sey in der Insel zu bleiben, weil doch wahrscheinlich der Kapitain uns würde abholen lassen. Allein diejenigen, die für die Abfarth stimmten, warfen ein, daß dies nicht allein immer noch ungewiß sey, sondern daß wir auch in dieser Hofnung noch unsern übrigen Vorrath aufzehrten, und endlich dennoch mit weit weniger Kräften uns der Gefahr würden aussetzen müssen. Man wurde zuletzt einig, es der Entscheidung des Aeltesten unter uns zu überlassen, und dieser stimmte für die Abfarth, weil wir noch Kräfte hätten den Floß zu regieren. Den Rest des Tages wendeten wir noch an, den Floß zu vergrössern, und am andern Morgen begaben wir uns, nachdem wir von der Büffelhaut gefrühstückt, und einen grossen Vorrath an Blättern gesammelt, auf dasselbe. Wir hatten aus einem Hemde ein kleines Segel gemacht; ein frischer Wind kam uns zu Hülfe, und in einer halben Stunde ka-

men wir glücklich durch die Stürmung. Der Wind legte sich, und nun ergriffen wir die Ruder. Wir kamen aber nicht weit, ohne die Nothwendigkeit, essen zu müssen, zu fühlen; deswegen warfen wir den Anker aus, und dieser faßte den Grund so gut, als ob er von Eisen gewesen. Als wir ihn wieder aufgehoben hatten, verlohren wir die Insel bald aus dem Gesichte.

Am andern Morgen sahen wir die beiden Inseln, von denen uns der Kapitain gesagt hatte, und seinem Unterricht gemäß giengen wir so weit, daß wir auch diese aus den Augen verlohren. Nach Verlauf von sechs oder sieben Stunden, entdeckten wir endlich das feste Land, welches aber noch weit entfert war; zugleich aber ward uns auch der Strom zuwider. Wir liessen sogleich den Anker fallen, waren aber in der äussersten Furcht, daß das Seil reissen möchte, denn hierauf beruhete nun unsre ganze Hofnung. In dieser Zeit schlug einer von den hungrigsten vor, die gewöhnliche Portion zu vermehren, da wir das Land im Gesicht hatten; obgleich die übrigen eben so viel vom Hunger litten, so waren sie dennoch weise genug es nicht zu erlauben, weil ein einziger Windstoß hinreichend war, uns wieder davon zu entfernen. Am andern Morgen war uns der Wind günstig, und wir näherten uns dem Lande

sehr,

sehr, jedoch konnten wir das Ufer noch nicht erreichen. Wir mußten den Anker noch einmal fallen lassen, und noch eine Nacht, unter grosser Furcht wegen des reisenden Stroms, zubringen. Den folgenden Tag waren wir endlich so glücklich ans Land zu tretten. Den Floß liessen wir vor Anker, im Fall wir ihn noch nöthig hätten. Nachdem wir einige Zeit gegangen waren, fanden wir zwey Wege, den einen an dem Ufer hin, den andern längst dem Flusse Söndiep; wir erwählten den letzten. Der Hunger, die Kälte und das ausgestandene Elend hatten uns so abgemattet, daß wir kaum dreyßig Schritte gehen konnten, ohne auszuruhen. Wir giengen wohl drey Stunden ohne irgend etwas zu begegnen, welches uns hätte einige Beruhigung geben können; allein endlich sahen wir Bäume, deren Aeste vor kurzer Zeit verschnitten worden waren. Nicht weit davon sahen wir ein Boot, und giengen darauf zu; die Leute kamen uns, so bald sie uns gewahr wurden, entgegen. Sechs von ihnen stiegen ans Land, jeder ein Messer in der Hand; wir erschracken über diesen Anblick, und zeigten ihnen, als sie nahe genug waren, unsre abgezehrten Arme, und einen Ueberrest von der Haut des Büffels. So wenig dessen auch war, so war es dennoch hinreichend die Luft zu vergiften; diese Leute wiechen etliche

Schritte aus Entsetzen zurück, hielten sich die Nasen zu, und droheten uns mit ihren Messern. Wir zeigten ihnen noch die Blätter, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß dies unsre Nahrung gewesen. Sie schienen uns zu verstehen, schlugen vor Verwunderung an die Brust, und hoben ihre Augen gen Himmel. Wir zeigten ihnen, daß sie uns in ihr Dorf führen sollten, hierzu waren sie auch willig, forderten aber Geld dafür; ich konnte mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit über die wenige Menschenliebe meine Betrachtungen anzustellen, die auch bey einer so traurigen Gelegenheit sich deutlich zeigte. Nach vielem hin und her handeln wurden sie endlich einig, uns für drey Thaler mitzunehmen. Als wir in der Barke waren, forderten wir Speise; sie antworteten, sie können ohne Geld uns nichts geben; sie bekamen noch einen Thaler, und dafür gab der Aelteste unter ihnen ungefehr eine Hand voll Reis und eine Pisangfrucht in der Grösse eines Fingers. Da wir alle mit Begierde die Hände darnach ausstreckten, mochte er Unruhe befürchten, und theilte es deswegen in acht gleiche Theile. Wir fanden diese Nahrung und besonders den Pisang, der ziemlich wohlschmeckend ist, in Vergleichung mit dem Unflathe, womit wir uns seit einem Monate hatten erhalten müssen, unaussprechlich gut und wohlschmeckend. Als

die

die Indianer merkten, daß wir noch Geld hatten, ſo machten ſie ſich die Entdeckung zu Nutze, und hörten auf zu rudern, wobey ſie uns durch Zeichen zu verſtehen gaben, daß wir ihnen nicht genug gegeben hätten, und wenn wir weiter wollten, ſo müßten ſie noch mehr haben. Man gab ihnen einen Thaler, und hierauf bewegten ſie ihre Ruder ungefehr zehn oder zwölfmal, hörten dann wieder auf; ſie erhielten noch einen, machten es wieder ſo, und ſo gieng es immer fort. Es begegneten uns noch zwey Barken, die den nemlichen Weg mit uns fortſetzten. Wir ſahen aus ihren Geberden, daß ſie von uns ſprachen. Sie ſtiegen hierauf ans Land, um ſich, wie wir glaubten, zu berathſchlagen, was ſie mit uns anfangen ſollten. Sie zählten das empfangene Geld und betrachteten uns auf eine Art, die wir eben nicht vortheilhaft auslegten. Nachdem wir wohl auf eine Stunde in der Barke gewartet hatten, ſtiegen einige von uns aus, um ſie zu bitten, ihnen friſches Waſſer zu zeigen. Als dies die Indianer gewahr wurden, faßte einer von ihnen ſie bey den Armen, und nöthigte ſie wieder einzuſteigen. Dies unhöfliche Betragen machte uns ſehr angſt. Unterdeſſen plagte uns der Hunger ſo heftig, daß wir wünſchten, wenn ſie ſich einmal vorgenommen hätten, uns umzubringen, daß ſie es bald thun möchten, weil wir den Tod für ge-

ringer hielten, als die unerträgliche Pein des Hungers. Nach drey Stunden war endlich die Unterredung geendigt, die andern beiden Barken trennten sich von uns, und unsre Schiffer gaben uns für einen Thaler einen Topf voll süsses Wasser. Wir trunken alle mit grosser Begierde davon, weil wir seit einem Monate nichts als salziges Wasser getrunken hatten, der Hunger drückte uns auch nicht mehr so heftig, seitdem wir dem Magen mit diesem etwas ausgefüllt hatten.

Unsre Führer gaben uns zu verstehen, daß zwanzig unsrer Kameraden schon im nächsten Dorfe wären; für diese gute Nachricht gaben wir noch einen Thaler. Von diesem Augenblicke an eilten sie, uns zu ihnen zu bringen; als wir im Dorfe ankamen, giengen zwey von unsern Fischern mit uns zum Gouverneur. Er empfieng uns sehr höflich, und ließ uns sogleich zu den Gefehrten unsers Unglücks bringen, die uns mit tummelnder Freude empfiengen. Ich will hier zugleich die Art erzählen, wie diese, die schon fünf Tage hier waren, von der Insel befreyet wurden. Als sie bey ihrem Erwachen den Diebstahl bemerkten, den wir an ihnen begangen hatten, so waren sie äusserst betrübt darüber, denn sie glaubten nun durch den Verlust ihrer Lebensmittel dem verhungern sehr nahe zu seyn. Gegen Abend giengen

zwey

zwey von ihnen Unterhalt zu suchen an die Spitze der Insel, und hier fanden sie Fischer; sie machten ihnen Zeichen an das Land zu kommen, die jene verstunden. Als sie ankamen, riefen sie unsern Leuten zu, ihre Messer oder irgend eine Art von Gewehr, welches sie bey sich hätten, wegzuwerfen; diese thaten es, und führten sie gleich zum Kapitain, der sich mit den Indianern um eine gewisse Summe vergliech, wofür sie ihnen nicht allein Lebensmittel überliessen, sondern auch herüber auf das feste Land brachten. So waren auch diejenigen von unsern Kameraden, die schon vor uns mit einem Flosse abgefahren waren, hier angekommen, sie hatten ebenfalls in der hohen See Fischer angetroffen, durch deren Hülfe sie hieher gelangten.

Da wir hier mit Lebensmitteln im Ueberflusse versehen wurden, so würden, der Wahrscheinlichkeit nach, viele von uns sich tod gegessen haben, denn unser Heishunger war unaussprechlich, — wir waren nicht zu sättigen; jedoch der Kapitain rieth uns, im Anfange am meisten von dem Pisang und Honig zu geniessen, hingegen uns an die schweren und nahrhaften Speisen nur nach und nach zu gewöhnen. Dieser Vorsicht hatten wir es vermuthlich zu verdanken, daß keiner von uns weiter üble Folgen spürte.

Nachdem wir einige Zeit ausgeruht, und un-

ſre Kräfte wieder geſammelt hatten, ſchickte der Gouverneur einige von uns, die Wegweiſer erhielten, an die nächſte Faktorey der Compagnie, durch deren Vermittlung wir endlich abgeholt wurden.

W — rf.

XII.

Acht Engländer überwintern in Grönland.

Wir geben hier eine kurze Erzehlung von acht Engländern, die im Jahre 1630 in Grönland überwintert haben, und aus dem Chronikel 1748 gezogen iſt. Man hatte in gemeldtem Jahre drey Schiffe nach Grönland geſandt. Da nun auf einem derſelben, wenige Tage vor der Rückfarth, ein groſſer Mangel an Lebensmitteln verſpüret wurde, lies der Kapitain acht Mann mit einem Boote ans Land gehen, um einiges Wildpret zu tödten, gab ihnen aber den Befehl, dem Schiffe nach dem grünen Hafen zu folgen, der, in Betrachtung des Ortes ihrer Landung, etwas nach Süden zu, gelegen war. Da ſie nun 14 oder 15 Rennthiere getödtet hatten, beſchloſſen ſie, den Tag darauf ihren Schiffen zu folgen, da aber eine groſſe Menge Eis nach der Küſte zutrieb, war das Schiff genöthiget, ſo

weit

weit in die See Anker zu werfen, daß bey ihrer Ankunft in dem grünen Hafen kein Schiff mehr zu erblicken war. Weil aber das Schiff innerhalb drey Tagen von Grönland abſegeln ſollte, ſo hielten ſie es für das Rathſamſte ſich nach Bellſund, den gewöhnlichen Sammelplatz der Grönlandsfahrer, zu begeben, welcher von dem grünen Hafen ungefehr ſechzehn franzöſiſche Meilen Südwerts gelegen iſt. Da ſie nun ſehr bekümmert waren, daß nicht etwa das Schiff, ehe ſie dahin gelangen konnten, eben da unter Seegel gienge, ſo warfen Sie, um das Boot zu erleichtern und dadurch ihre Farth zu beſchleunigen, das Wild über Bord. Weil aber keiner von ihnen die Küſte genau kannte, ſo verfehlten ſie den Hafen, und hatten ihn ſchon ohngefehr zehen franzöſiſche Meilen hinter ſich, als ſie ihren Irrthum inne wurden, und rückwärts gegen Norden zu kehrten. Nichts deſtoweniger beharrete einer von ihrer Geſellſchaft darauf, daß Bellſund weiter gegen Süden liegen müßte, und deshalben richteten ſie ihre Farth von neuem nach Süden, bis ſie endlich zum zweyten male überzeugt waren, ſich nordwärts wandten, und auch endlich in dem verlangten Hafen anlandeten. Sie hatten aber mit ihrem Hin- und Wiederfahren ſo viel Zeit verlohren, daß unterdeſſen die Schiffe wirklich nach England unter Segel abgegangen waren. So bald ſie dieſes

merkten, sahe einer den andern mit Bestürzung über das Elend an, worein sie waren so plötzlich versetzt worden, indem sie weder mit Kleidung, Lebensmitteln, Brennzeuge, noch mit einer Wohnung versehen waren, sich vor der grimmigen Kälte zu verbergen, die sie jetzt unter einer so rauhen Himmelsgegend ausstehen sollten. Ihre Bestürzung war kaum ein wenig vorüber, so fiengen sie an auf geschickte Mittel zu sinnen, sich den annähernden Winter hindurch in einem Lande, welches unter dem 12 Grade unter dem Pole liegt, am Leben zu erhalten, zumal da sie die erste, die sich daselbst diese schreckliche Jahreszeit hindurch aufgehalten hatten. Die Geschichte wird uns auch wohl kein Beyspiel von einer Gesellschaft von Leuten aufweisen können, die in einem so zweifelnden Zustande mehr Muth und Standhaftigkeit haben blicken lassen, oder klügere Anstalten zu ihrer Erhaltung gemacht haben, als eben diese.

Das erste, was sie einhellig beschlossen, war, nach dem grünen Hafen zu reisen, wo sie auch in 12 Stunden anlangten, und nachdem sie beynahe 20 Rennthiere und 4 Bären erlegt hatten, brachten sie dieselbe nach Bellsund. Hier fanden sie zum Glücke eine grosse Hütte, welche man für die Böttcher errichtet hatte, während der Zeit des Fischfangs darinn zu arbeiten.

Die

Die Hütte war 80 Schuhe lang, 50 breit, mit Ziegeln gedeckt, und von den Seiten gut mit Brettern beschlagen. Innerhalb derselben baueten sie noch eine Wohnung, welche in der Länge 20, in der Breite 16 und in der Höhe 10 Schuhe hatte, machten sie auch so dicht und warm, als es möglich war. Sie versorgten sich mit Holz, welches sie zwischen den Balken und dem Dache der grössern Hütte aufsetzten; weil sie aber den Ueberschlag über ihre Lebensmittel nur obenhin gemacht hatten, so merkten sie, daß es kaum halb zureichen würde, sich den ganzen Winter hindurch zu erhalten. Sie wurden also einig, täglich mit einer Mahlzeit vorlieb zu nehmen, setzten übrigens ihr Vertrauen auf Gott, und riefen denselben um Kraft und Gedult an, ihre Trübsal zu überwinden. Mit dem Anfange des Oktobers war die Nacht so lang, und das Wetter sehr kalt geworden, und die See völlig zugefroren. Weil sie keine Geschäfte wie bisher hatten; so fiengen sie mehr als sonsten, über ihren elenden Zustand Betrachtungen anzustellen; aber ihr öfteres und brünstiges Gebett verschafte ihnen grosse Linderung. Nunmehr beschlossen sie auch, nach einer genauern Besichtigung ihres Vorraths, nur drey Mahlzeiten jede Woche von Wildpret und Bärenfleisch zu halten, und viermal mit Kuchen vorlieb zu nehmen, obgleich dieses eine sehr

eckelhafte Speise ist, indem sie aus nichts als aus den überbliebenen Stücken des Wallfischfettes bestand, welches man sonst, wenn es des Thrans wegen abgesotten worden, wegzuwerfen pflegte. Und damit sie mit ihrem Brennzeuge auskommen könnten, so hielten sie es für rathsam, mehr Essen auf einmal anzurichten und in Fässern aufzubehalten.

Den 12ten Oktober verließ sie die Sonne; doch hatten sie das Mondenlicht beständig, wie auch einen kleinen Schimmer des Tageslichtes auf einige Stunden, welches bis zum ersten December immer nach und nach abnahm. Von dieser Zeit bis zu dem 20sten konnten sie nicht das geringste vom Tageslicht gewahr werden. Was ihr Licht innerhalb der Hütte betrift, so hatten sie, da sie einige Bleche auf einem Kühlfasse gefunden hatten, drey Lampen verfertiget, die sie mit Oele versahen, welches zum Glücke in des Böttichers Bude zurück geblieben war. Statt eines Dachtes bedienten sie sich der aufgewickelten Taue. Mit dem neuen Jahr fieng ihr Tag oder vielmehr die Dämmerung an zuzunehmen, und der Frost nahm auch so stark zu, daß sie auf der Haut solche Blattern bekamen, als wenn sie sich gebrannt hätten. Wenn sie Eisen angrieffen, so blieb es ihnen entsetzlich stark an den Händen kleben. Den dritten Februar wurden sie wiederum von den glänzenden Sonnenstrahlen, wel-

welche die Spitzen der mit Schnee bedeckten Berge beschienen, erfreut, und dieses verschafte ihnen nach einer so langen und fürchterlichen Nacht, den angenehmsten Aufzug, der jemals von Menschen war gesehen worden. Ihre Freude wurde dadurch vergrössert, daß die Bären wieder zum Vorschein kamen, wovon sie auch einen bey der Thüre ihrer Wohnung erlegten, die Kälte war aber noch so heftig, daß sie sich nicht so lange daselbst verweilen konnten, um ihm das Fell abzuziehen, sondern sie mußten ihn in ihr Gemach schleppen, und da zerschneiden. Sie assen hievon zwanzig Tage, und nachher erlegten sie noch verschiedene andere Bären, unter welchen einer sechs Schuhe hoch war. Da sie nun einen Ueberfluß an Speise hatten, und alle Tage zwo bis drey starke Mahlzeiten verzehrten, so sahen sie, daß ihre Kräfte bald wiederum zunahmen. Gegen die Mitte des Märzmonats waren die Tage schon merklich verlängert worden, und die Vögel, welche bey der Annäherung des Winters nach Süden zu geflogen waren, fiengen wiederum an in grosser Menge sich in Grönland einzufinden. Auch die Füchse, welche den ganzen Winter hindurch sich in ihren Höhlen verkrochen hatten, liessen sich draussen sehen, und unsere Landesleute fiengen ohngefehr fünfzig derselben, und fanden, daß sie gebraten recht gut zu essen waren. Im May-

monat, da das Wetter warm zu werden anfieng, und die Zeit heran rükte, da die Schiffe daselbst anzulangen pflegten, giengen einige von ihnen alle Tage auf den Gipfel eines Berges, zu sehen: ob man nicht ein Seegel entdecken könnte? Allein den 25ten dieses Monats, da eben keiner von ihnen herausgegangen war, hörte einer unter ihnen in dem äussern Theile der Hütte, daß jemand das Zelt begrüssete, den er für einen Matrosen hielte, der auf ein eben aus England angekommenes Schiff gehören müßte. Kaum hatte dieser Mann seinen Gefährten hievon Nachricht ertheilet, so liefen sie alle heraus, ihre Landesleute zu bewillkommen, und empfiengen sie mit einer unbeschreiblichen Freude. Sie wurden auch von ihnen nicht nur freundlich empfangen, sondern erhielten auch bey ihrer Rückkehr nach England ein ansehnliches Geschenk, und die Großmuth der Kaufleute ließ ihnen an nichts einen Mangel leiden.

XIII.

Hans Egede.

In Norwegen im Stift Drontheim lebte ein Pfarrer mit Namen Hans Egede, welcher aus der Geschichte wußte, daß sich vor Zeiten aus Norwegen

wegen und Island viele Familien in Grönland niedergelassen, das Christenthum dahin gebracht und Kirchen dort erbauet hätten. Er war begierig zu wissen, wie es jetzt in diesem Lande aussehe. Einer seiner Bekannten in Bergen, den er um Nachricht gebetten hatte, schrieb ihm, daß sich das Eis um den Theil des Landes, den vor diesem die Norwegen bewohnt haben sollten, so zusammen gehäuft hätte, daß man nicht mehr dahin kommen könnte. Auf der andern Seite von Grönland aber hätte man nichts als wilde und ungesittete Menschen angetroffen, welche an Sprachen, Sitten und Religion von den Dänen und Norwegen ganz verschieden wären.

Dem redlichen Manne jammerte der traurige Zustand dieses Volkes, und er wünschte, daß dasselbe zur Kenntniß des Christenthums gebracht werde. Er schrieb deswegen an die Bischöffe zu Drontheim und Bergen, und bat sie, dafür zu sorgen, daß die armen Grönländer auch einmal zur Erkenntniß Gottes und zur Religion gebildet würden. Ja er erbot sich, seine Pfarrey niederzulegen, und selbst dahin zu ziehen, um zu zeigen, daß es ihm Ernst wäre.

Beyde Bischöffe rühmten seine Rechtschaffenheit und seinen Eifer für die Ausbreitung des Christenthums, und brachten die Sache wirklich nach Kopenhagen an die königliche Regierung. Der gros-

se thörichte Haufe spottete über sein Vorhaben; auch seine Freunde und Verwandten nannten es Thorheit, und riethen ihm davon ab.

Er aber blieb standhaft, und kehrte sich weder an den Spott der Unverständigen, noch an das Einreden seiner Freunde. Es glückte ihm auch, seine Ehegattin zu bewegen, daß sie mit ihm nach Grönland zu ziehen sich entschloß, und nun war von seiner Seite weiter kein Hinderniß mehr im Weg. Allein die Regierung zu Kopenhagen wollte nicht in seinen Vorschlag willigen, weil sie von einem Handel nach diesem entlegenen und rauhem Lande keine grosse Vortheile voraussah. Es gieng dem guten Egede wie dem Christoph Kolumbus, welchen die meisten meiner Leser aus Herrn Kampe's Entdeckung von Amerika kennen werden. Wie oft mußte dieser grosse Mann sich verspotten — wie oft als einen thörichten Menschen abweisen lassen, wenn er sein Vorhaben, eine neue Welt zu suchen, entdeckte und dazu um Beystand und Unterstützung bat!

Egede blieb, gleich dem Kolumbus, bey allen Schwierigkeiten standhaft, und nahm sich vor, wenn ihn auch die Regierung gänzlich verlassen sollte, die wohlhabendsten und rechtschaffensten unter seinen Bekannten in Bergen um ihren Beystand anzuflehen. Er stellte ihnen vor, daß, wenn sie auch von einem

Han-

Handel auf Grönland für sich selbst nicht den geringsten Vortheil, sondern vielmehr Verlust hätten; so sollten sie sich es doch nicht verdrüssen lassen, einen kleinen Theil des Vermögens, welches ihnen Gott gegeben hätte, dazu anzuwenden, daß die armen Grönländer, die doch auch ihre Brüder wären, zur Erkenntniß Gottes geführet würden. — Er hielt so lange mit Bitten an, bis endlich einige versprachen, eine gewisse Summe herzugeben. Er ließ darauf einen jeden unterzeichnen, wie viel er geben wollte, und unterschrieb sich selbst mit 300 Thalern, welches sein ganzes Vermögen war.

Beyspiele wirken insgemein mehr, als alle Vorstellungen und Gründe. — Die Sache ward bekannt, und ehe noch Egede es vermuthete, war eine Summe von 10000 Thalern zusammengeschossen. So bald Geld da war, war alles übrige leicht. Man kaufte ein Schiff, bemannte solches, und brachte die nothwendigsten Lebensmittel nebst alle dem, was zur Erbauung eines Hauses erfordert wird, auf dasselbe. Es wurden auch noch zwei andere Schiffe zugerichtet, worunter das eine zum Wallfischfang bestimmt war. — Die Gesellschaft gab dem Egede die Aufsicht über die Handelsanstalten; der König aber, dem dieses Mannes Eifer und Thätigkeit wohl gefiel, machte ihn zum Missionar, oder Bekehrer der heidnischen

Grön-

Grönländer, mit einer Besoldung von 300 Thalern.

Nun hatte dann Egede erreicht, wofür er Ruhe und Amt aufgegeben und schon zehen Jahre lang gearbeitet hatte. Voll Freude gieng er mit seiner Frau und vier Kindern im May 1721 zu Schiff.

Nach einer Farth von zwey Monaten näherten sie sich der Küste von Grönland; allein je näher sie kamen, desto beschwerlicher wurde die Farth. Das Eis kam ihnen in grossen ungeheuren Stücken, welche man Treibeis nennt, entgegen; die Schiffe wurden davon eingeschlossen, und stunden manchmal mitten im Eise still. — Hierdurch wurde die Mannschaft verdrüslich und niedergeschlagen; sie wollten schon einigemal wieder umkehren. Egede aber sprach ihnen, als ein zweiter Kolumbus, immer wieder neuen Muth zu: er stellte ihnen vor, wie schimpflich es für sie alle wäre, wenn sie unverrichteter Sache wieder zurück kämen, da man sich in ihrem Vaterland von ihrem Muth und von ihrer Standhaftigkeit so grosse Hofnung gemacht hätte. Ja er legte selbst Hand an, und so brachte er es endlich dahin, daß man sich durch alle Hindernisse hindurch arbeitete, und in demjenigen Meerbusen, welchen man Baalsrevier nennt, landete.

Ehe ich weiter erzähle, halte ich für nöthig,

meinen Lesern von dem Lande, auf welches wir unsern guten Hans Egede gebracht haben, und von seinen Einwohnern, eine kurze Beschreibung zu geben.

Grönland (ob es eine Insel sey, oder nicht, ist noch unbekannt) liegt sehr weit gegen Norden, und es ist noch zweifelhaft, ob man es zu Europa, oder zu Amerika rechnen solle. Die Kälte ist sehr groß; die Ufer sind mit ungeheuren Eisschollen oder Eisbergen besetzt, welche auch zum Theil weit in der See umherschwimmen: diese haben bald das Ansehen einer Kirche mit einem Glockenthurme, bald eines Schlosses mit hohen Mauren, Thürmen und Zimmern, bald eines Schiffes mit Masten und Segeln. Dieses Eis ist sehr hart, hell und durchsichtig, und sein Glanz kann, wie der Nordschein, viele Meilen weit in der Luft gesehen werden. — Zuweilen trift man schwimmende Eisfelder an, die wohl hundert Meilen lang und zwanzig bis vierzig Meilen breit sind; wodurch die Schiffarth in den Nordmeeren sehr beschwerlich und gefährlich wird.

Die Kälte ist im Winter so entsetzlich, daß die Steine springen, und die See wie ein Ofen rauchr. zuweilen kann man kaum aus dem Hause gehen, ohne Gesicht und Hände zu erfrieren. Alsdann gerathen die Grönländer gemeiniglich in Hungersnoth, weil

sie ihrer Nahrung nicht nachgehen können, und müssen wohl mehrere Tage nach einander fasten — Der Sommer ist sehr kurz: der Boden thauet nur im Brachmonat recht auf, und doch bloß auf der Oberfläche. Es schneit bis gegen Johannistag und fängt schon im August wieder an. Im Sommer haben die Grönländer lange Zeit gar keine Nacht, und im Winter eben so lang keinen Tag: indessen geben die Sterne, der Mond und das Nordlicht, welches sich dort immer sehen läßt, einen so hellen Schein, daß man auch in der Nacht Bücher lesen kann.

Die Grönländer, welche ohne Zweifel von den Nordamerikanern, ihren Nachbarn, abstammen, sind ein rohes und ungebildetes Volk. Ich will das Sonderbarste in ihrer Lebensart und in ihren Sitten kürzlich berühren.

Sie haben ihre Winterhäuser und ihre Sommerhäuser. Die Winterhäuser sind zwei Klaftern breit, vier bis zwölf Klaftern lang, und eine Klafter hoch. Die Mauer machen sie von grossen Steinen mit Erden und Rasen dazwischen. Das Dach ist von Balken; dazwischen thun sie kleines Holz, Heidekraut u. d. gl., darauf legen sie Rasen und Erde. Der Eingang ist so niedrig, daß man auf allen Vieren hinein kriechen mus. Die Hütte ist inwendig an

den

den Wänden mit alten Fellen behangen, auch wohl das Dach damit bedeckt, um die Kälte abzuhalten. — Eine solche Wohnung ist unter mehrere, zuweilen unter zehen Familien getheilt: die Abtheilungen machen sie durch ausgespannte Fellen. Jede Familie hat ihre Feuerstelle, welche in einem mit Steinen bedeckten Klotz besteht: hierauf steht eine steinerne Lampe, in welche man statt des Dachtes, etwas Moos in den Thran leget, und dieses brennt so hell, daß das Hauß davon nicht nur erleuchtet; sondern auch erwärmet wird. Ueber der Lampe hängt ein steinerner Kessel, worin alle Speisen gekocht werden. Da so viele Feuerstellen, als Familien da sind, und auf einen oft mehr als eine Lampe Tag und Nacht brennt; so sind ihre Häuser ohne Ofen und Kamin, ganz warm, aber nie zu heis, wie unsere Stuben: weil sie aber nie frische Luft einlassen und ziemlich unreinlich leben; so ist darin ein sehr unangenehmer Geruch. Ihr Lager in der Nacht, und ihr Sitz des Tags, ist eine Art von Pritsche. — Im Herbst müssen die Weiber diese Winterwohnungen ausbessern oder bauen. Nach Michaelis ziehen sie ein, und im Frühjahr beziehen sie mit grossen Freuden ihre Sommerwohnungen. Diese bestehen aus Stangen und einer darum hängenden doppelten Decke von Fellen. Jede Familie hat ihr eigenes Sommerzelt, wor-

in Lager und Feuerstelle wie in den Winterhäusern sind.

Weil Grönland, theils wegen des felsigten Bodens, theils wegen der strengen Kälte, sehr unfruchtbar ist: so leben die Einwohner hauptsächlich von der Jagd und Fischerei. Der gemeinste Fisch ist der Augmarset, ein viertel Elle lang, wovon sie, zu gewissen Jahrszeiten, mit Sieben ganze Boote voll schöpfen: diese trocknen sie hierauf auf den kahlen Klippen in der Luft, und essen sie im Winter wie das tägliche Brod. — Auch der Fang der Seehunde ist ihnen von grosser Wichtigkeit: denn diese dienen ihnen nicht nur zur Speise, sondern von ihren Fellen machen sie sich auch Kleider, überziehen damit ihre Wohnungen und ihre Boote.

Mit ihren Speisen, die sie zwar kochen, gehen sie sehr unreinlich um. Wenn sie Ueberfluß haben; so ist des Schmausens kein Ende: wenn aber alles aufgezehrt ist, müssen sie sich auch gefallen lassen mehrere Tage zu hungern. Ihre Gastereien stellen sie hauptsächlich auf ihre Feste an. Das vornehmste dieser Feste ist das Sonnenfest, welches sie um die Zeit feyern, wenn die Sonne im Winter wieder zu ihnen zurück kehrt und die Tage bey uns länger zu werden anfangen: denn in Grönland ist es um diese Zeit immer Nacht. — An diesem Sonnenfeste schmausen

sie

ſie aufs beſte, bis ſie berſten möchten: dann heben ſie die Tafel auf, um nach dem Schall der Trommel zu tanzen. Dieſe Trommel wird mit einem Stöckchen geſchlagen, und bey jedem Schlage, den der Trommelſchläger thut, macht er einen poſſirlichen Sprung mit Bewegung des Kopfs und des ganzen Leibes, ohne von der Stelle zu gehen. Er begleitet ſeine Muſik mit einem Geſang vom Seehundefang, von den rühmlichen Thaten des Volkes, und von der Zurückkehr der Sonne. Die Verſammlung beantwortet den Geſang mit Springen und Freudengeſchrey. — Das Spiel dauret ſo die ganze Nacht hindurch: den folgenden Tag ſchläft man bis auf den Abend; dann fängt man das Feſt mit einem Abendſchmaus wieder an, und ſetzt es ſo viele Tage fort, als man Vorrath zum Schmauſen hat.

Ihre Sprache gehet faſt ganz aus der Kehle, und iſt ſehr ſchwer. — Sie hatten bey der Ankunft der Europäer gar keinen Begriff vom Schreiben, ſo daß ſie erſchracken, da ſie das Papier reden hörten: denn ſo nannten ſie es, wenn ſie geſchrieben leſen hörten. — Ihre Rechenkunſt iſt ſehr elend: denn ſie zählen nur bis auf zwanzig, weil ein Menſch zuſammen 20 Finger und Zehen hat. Wenn ſie hundert ausdrücken wollen; ſo ſagen ſie, fünf Menſchen, weil ſie wiſſen, daß die Zahl der Finger und der Ze-

hen an fünf Menschen zusammen hundert ausmacht. — Ihr Geschlechtsregister verstehen sie am besten. Sie können eine lange Reihe ihrer Vorfahren mit der größten Fertigkeit herzählen. Diese Wissenschaft ist ihnen sehr nützlich: denn wenn ein Armer beweisen kann, daß er der Anverwandte eines reichen Mannes sey; so hat er keine Noth, weil sich bey den Grönländern niemand seiner armen Anverwandten schämet; und hierin übertreffen sie unzählich viele Europäer. — Sie glauben, die Erde sey unbeweglich: ihre Hacken aber seyen vor Alter so abgenutzt, daß sie oft zerbrechen, und die Erdkugel würde schon lang im Stücke gegangen seyn, wenn die Angekoken (so nennen sie ihre Heiligen und Propheten) den Schaden nicht bald wieder ausbesserten: denn diese Betrüger bringen zuweilen dem Volke Stücke altes Holz, und geben vor, das seyen Trümmer der grossen Weltmaschiene. — Alle himmlische Körper sind nach ihrer Meinung Grönländer, die an den Himmel versetzt worden. — Vom Gewitter haben sie eine gar alberne Meinung: wenn es donnert, so glauben sie nehmlich, es zanken und schlagen sich zwei alte Weiber, die in der Luft in einem kleinen Hause wohnen, um eine Seehundshaut. Während des Streites, sagen sie, falle das Hauß ein; die Lampen werden zerbrochen, und das Feuer fliege in die

Luft.

Luft. Dies seyen die Ursachen des Donners und des Blitzes. — Und dergleichen thörichte Frazen glauben sie in Menge.

Sie haben nur wenige und sehr erbärmliche Religionsbegriffe. Doch glauben sie die Unsterblichkeit und ein Paradies, welches ihrer Meinung nach auf dem Grunde des Meeres ist. Hier herrscht ein ewiger Sommer; Rennthiere, Wasserhühner und Fische sind in größtem Ueberfluß da, und Seehunde fallen lebendig in die Kessel, welche allezeit kochen. — Doch giebt es auch Weisere unter ihnen, welche über diese alberne Meinung lachen, und bekennen, daß sie zwar nicht wissen, wo das Paradies sey, doch seyen sie versichert, daß sie an einem Orte des Friedens und der Glückseligkeit wohnen werden.

Hans Egede und seine Gefährten fiengen gleich nach ihrer Ankunft in Grönland an, ein Haus von Brettern, Steinen und Erde zu ihrer Winterwohnung zu bauen. So lang der Bau währte, hatte er noch keine Zeit, etwas mit den Grönländern vorzunehmen. Er bemühete sich bloß, sie an sich zulocken, und that sehr freundlich gegen sie.

So bald aber das Gebäude fertig war; zog er unter ihnen fleissig umher, um sich mit ihnen bekannt zu machen. Da er merkte, daß sie seine Kinder wohl leiden konnten; nahm er öfters seine beiden Söhne

mit sich. Er hielt sich sogar des Nachts in ihren garstigen Hütten unter ihnen auf, um ihre Sprache und ihre Sitten kennen zu lernen. Er fand sie eben so wild und ungesittet, als er sie hatte beschreiben hören: deswegen wünschte er nichts mehr, als sie Recht und Wahrheit zu lehren. Aber er konnte nicht mit ihnen reden, weil er ihre Sprache nicht verstund.

Indessen gab er es ihnen durch Zeichen und Gebehrden zu erkennen, wenn er etwas unrechtes und unanständiges an ihnen bemerkte, und zwar immer mit liebreicher Freundlichkeit. Die Grönländer faßten demnach bald Achtung und Liebe zu ihm, und gaben zu verstehen, daß sie gern etwas gutes von ihm lernen möchten. Um also einigermasen ihr Verlangen zu erfüllen, ließ er durch seinen ältesten Sohn, der zeichnen konnte, gewisse biblische Geschichten abzeichnen; diese wieß er ihnen, und erklärte sie ihnen durch Zeichen mit der Hand, so gut er konnte, bis er endlich durch Aufmerksamkeit und längern Umgang so viel von ihrer Sprache lernte, daß er ihnen seine Gedanken mündlich zu verstehen geben konnte.

So legte Egede in Grönland den Grund zur christlichen Religion. Dabey reisete er im Land herum, lernte dessen Beschaffenheit kennen, suchte die bequemsten Plätze zur Anlegung neuer Kolonien aus, und machte die besten Meerbusen für die Fischerei aus-

ausfindig. — Auf dieſe Art brachte er zwey Jahre zu, ohne iemanden zum Gehülfen oder Beyſtand zu haben. Das Schiffsvolk, welches mit ihm aus Norwegen gekommen war, ſah müſſig zu, und er war zufrieden, wenn ſie nur ruhig waren, und ihm keine Vorwürfe machten, wenn ſie nicht alle Bequemlichkeiten und allen Ueberfluß hatten, ſo ſie ſich wünſchten.

Nach dieſen zwey Jahren ſchickte der König dem guten Egede einige Geiſtlichen zu Gehülfen: auch kamen von Jahr zu Jahr neue Unterſtützungen für die Anſtalt. Seine Mitarbeiter führte er zu gleichem Eifer für das Beſte des armen Volkes an. Die Grönländer wurden immer aufmerkſamer, hörten ihm immer lieber zu; viele nahmen das Chriſtenthum an und lieſſen ſich nebſt ihren Kindern taufen. Ja er hatte ſogar die Freude, daß Leute oben vom Lande herunter kamen, ihn zu beſuchen, und ihn baten, zu ihnen hinauf zu kommen, und auch ihnen etwas von Gott dem Schöpfer zu ſagen.

Als dieſer menſchenfreundliche Mann ſchon über zehen Jahre unter ihnen gelebt und gearbeitet hatte, kamen die Pocken zum erſtenmal unter ſie. Ein grönländiſcher Knabe, der aus Kopenhagen wieder zurückkam, brachte dieſes ſchreckliche Uebel mit. Die Grönländer, welche vorher dieſe Krankheit

noch nie gekannt hatten, wußten kein Mittel dagegen. Von zweyhundert Familien, die um die Dänische Kolonie herum wohnten, blieben kaum dreissig übrig.

In diesem Elende kamen viele zu den Dänen, und fleheten um Wohnung und Hülfe. Sonderlich wendeten sie sich mit ihren Bitten an Hans Egede, zu dem sie das meiste Zutrauen hatten. Er nahm sie auf, und beherbergte sie in seinem eigenen Zimmer, so viel ihrer darin Raum hatten. Er und seine Frau pflegten ihrer Tag und Nacht, gaben ihnen Arzney, ermunterten und tröfteten sie in ihrem Elende. Viele starben an seiner Seite; ja er mußte oft in der Nacht aufstehen, und selbst die Todten hinausschleppen. Dies erkannten sie mit grosser Dankbarkeit; und Egede richtete durch seine menschenfreundliche Wohlthätigkeit gewiß mehr bey ihnen aus, als die grausamen Spanier mit ihrer Härte in Amerika gewinnen konnten. Unter den Kranken, welche in seinen Armen starben, war ein alter Grönländer, der zuvor auf Egede's Reden nicht geachtet und oft seinen Spott damit getrieben hatte. Aber jetzt, da er so viel wohlthätiges Mitleid bey dem rechtschaffenen Geistlichen fand, ward er gerührt, und lernte ihn, so wie die Religion, die er predigte, schätzen. „Du hast, sagte er sterbend zu ihm, an uns gethan,

was

was unsere eigene Landsleute nicht würden gethan haben. Du hast uns väterlich gepfleget; du hast unsere Todten begraben, daß sie nicht von den Raben und wilden Thieren gefressen würden. Du hast uns gelehrt, wie wir seelig werden können, so daß wir mit Freuden sterben, weil wir ein besseres Leben nach dem Tode erwarten dürfen." — Dieses war gewiß die beste Lobrede auf diesen rechtschaffenen, unermüdeten Arbeiter im Guten!

Sowohl den Grönländern, als auch seinen Dänischen und Norwegischen Gefährten, war er alles. Sollten neue Gebäude aufgeführet, sollten Versuche mit Fischerey oder andern nützlichen Unternehmungen gemacht werden; so war er als Rathgeber und Anführer zugegen. Wenn Reisen durch das Land vorgenommen wurden, um dasselbe zu untersuchen, so war er gemeiniglich die Hauptperson; und ihn achteten die Grönländer höher, als jemanden — er konnte mehr bey ihnen ausrichten, als einer von seinen Landsleuten.

Einmal geschah es, daß einige Dänen in einer Gegend landeten, wo man zuvor noch nie gewesen war. Die Grönländer liefen am Ufer mit Bogen und Pfeilen zusammen, um sie zu verjagen. So bald aber Egede sich zeigte und seinen Namen nannte, (denn dieser war im ganzen Lande weit und breit bekannt);

kannt); so nahmen sie sie mit Freuden auf, luden sie in ihre Hütten, und waren bereitwillig, sowohl ihm als seinen Gefährten zu Wegweisern zu dienen.

Gerade aber, als alles im besten Gang war, starb der alte König Friedrich IV., und sein Nachfolger Christian VI. schickte sogleich Schiffe nach Grönland, um das ganze Unternehmen aufzuheben, und die ganze Kolonie zurück zu bringen. Doch ließ er bekannt machen, wer Lust hätte da zu bleiben, dem sollte es frey stehen: welche zurück blieben, sollten auch noch auf ein Jahr Lebensmittel erhalten, mehr aber dürften sie hernach nicht hoffen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese unerwartete Veränderung für Egeden ein Donnerschlag gewesen sey. Zehen Jahre hatte er gearbeitet, um nach Grönland zu kommen; zehen andere Jahre hatte er daselbst zugebracht und keine Mühe und Beschwerlichkeit gescheuet, um Menschen zu bilden, die nun, wenn er sie verlassen müßte, wieder in Unwissenheit und Verwilderung zurück sinken würden. Jetzt, da der Handel erst recht anfieng, Leben, und die Religion Beyfall zu erhalten, jetzt da die größten Schwierigkeiten überstanden waren, sollten auf einmal alle seine süsse Hofnungen vereitelt werden. — Zwar gab ihm das noch einigen Trost, daß es doch jedem noch erlaubt war, dort zu bleiben: aber vergebens

ſuchte er, einige zu überreden; ſie eilten alle aufzubrechen, und das rauhe, wilde Land zu verlaſſen.

Indeſſen konnten die Schiffe nicht alles auf einmal fortbringen. Egede bat, man möchte ihn nebſt zehen Mann da laſſen, um über die zurück gebliebenen Sachen die Aufſicht zu haben, bis auch ſie das folgende Jahr abgeholet werden könnten. Dieſes ward ihm erlaubt. Er ſah die übrigen abfahren, ohne ſeinen Entſchluß zu bereuen! er war vielmehr froh, daß er nun wenigſtens noch ein Jahr bey ſeinen lieben Grönländern leben könnte. Alles übrige ſtellte er der Vorſicht anheim. Doch nahm er ſich vor, wenn ihn auch alle verlaſſen ſollten, mit den Seinigen allein da zu bleiben: lieber wollte er ſich den härteſten Mühſeligkeiten ausſetzen, als alles, was er bisher gethan hatte, umſonſt gethan haben.

Doch zum Glück kam es ſo weit nicht. Denn da der Winter verfloſſen war, welchen der gute Egede groſſentheils ganz vergnügt in den armſeligen Wohnungen der Grönländer zugebracht hatte, die ihn nun noch mehr liebten, da ſie ſahen, daß er um ihrentwillen zurückgeblieben war; ſo kam im folgenden Sommer ein neues Schiff mit Leuten und Lebensmitteln an. Der König hatte nehmlich ſeine Gedanken geändert, und beſchloſſen, daß Handel und Miſſion fortgeſetzt werden ſollte. Un-

Unaussprechlich war Egede's Freude über diese Nachricht. Er arbeitete nun mit neuem Eifer, und seine Mühe war nicht vergeblich. Eine ansehnliche Anzahl von Grönländern wurde durch ihn nicht nur zum Christenthum, sondern auch zu einer menschlichern, gesittetern Lebensart gebracht. Seine Hofnung, daß die Folgen seiner menschenfreundlichen Bemühungen erst noch in der Zukunft recht sichtbar werden würden, blieb nicht unerfüllt: denn seit dem hat sich die christliche Religion in diesem wilden Lande immer mehr ausgebreitet, und auch der Handel ist bis jetzt ununterbrochen dahin fortgesetzt worden.

Der alte Egede blieb so lang, bis sein ältester Sohn, Paul Egede, den er Studirenshalber nach Kopenhagen gesandt hatte, wieder zurück gekommen war. Nun suchte er seine Entlassung, und übergab sein angefangenes Werk in die Hände dieses Sohnes; nicht als ob er selbst dessen überdrüssig gewesen, sondern weil er alt und schwach war, und die Beschwerlichkeiten, die er so viele Jahre hindurch erlitten hatte, nicht länger aushalten konnte. — Kurz vor seinem Abzug starb seine Gattin, ein Weib von einer heldenmüthigen Seele, welche mit freudiger Bereitwilligkeit ihrem Manne gefolgt war, und alle Mühseligkeiten und Gefahren mit ihm getheilt hatte.

Er begab sich nunmehr nach Kopenhagen,

wo

wo ihm ein Gnadengehalt von 500 Thalern beygelegt wurde. Hier unterrichtete er bis an seinen Tod junge Geistlichen, welche nach Grönland bestimmt waren, in der Sprache des Landes. Er starb endlich 1758 mit dem Troste, den Grund zu der Aufklärung und dem Glück einer ganzen Nation gelegt zu haben, die ohne ihn vielleicht noch viele Jahrhunderte in Blindheit und Wildheit geblieben wäre. — Sein ältester Sohn folgte ihm in seinem Geschäfte zu Kopenhagen; sein zweiter Sohn aber lebt noch jetzt in Grönland und zeigt sich durch Eifer und Thätigkeit zum Besten des Landes, seines Vaters würdig. —

XIV.

Merkwürdige Seereise des Jakob Hemskerk.

Im Jahr 1566 rüsteten die Holländer 2 Schiffe aus, welche versuchen sollten, ob man gegen Norden um Europa und Asien herum einen Weg nach China und Ostindien ausfindig machen könne, weil dieser viel näher seyn würde als der gewöhnliche Weg um Afrika herum. Der Oberbefehlshaber dieser Schiffe war Jakob Hemskerk. Unter ihm dienten als Obersteuermänner auf dem einen Schiffe

Wil-

Wilhelm Barenz, und auf dem andern Johann Cornelius Ripp. Sie fuhren im Anfang des Maymonats von Amsterdam ab, und hatten so guten Wind, daß sie in 4 Tagen über 100 deutsche Meilen weit segelten. Den ersten Junius waren sie schon gegen Island über jenseit des Polarzirkels, das ist, in der Gegend, wo es im Sommer in den längsten Tagen gar nicht Nacht, und im Winter eine Zeit lang nicht Tag wird. Also jetzt gieng unsern Reisenden die Sonne gar nicht unter. Aber dem ohngeachtet war es hier herzlich kalt; denn obgleich die Sonne einige Wochen oder Monate beständig scheint, so hat sie doch wenig erwärmende Kraft, weil sie sehr niedrig steht, und selbst im Mittag kaum so hoch kommt, wie bey uns in den kürzesten Wintertagen. Es ist daher sich auch nicht zu verwundern, wenn man hört, daß unsre Reisende sich mitten unter grossen Eisschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedeckten. Sie schifften einige Tage durch lauter Eisschollen hin, welche immer gröſſer und dicker wurden, je weiter sie gegen Norden kamen.

Am 9ten Junius sahen sie Land, welchem sie sich näherten; sie fanden aber, daß es eine unbewohnte kleine Insel sey, welche in ihren Landkarten nicht stund, weil sie bis dahin unbekannt gewesen war.

Den

Den folgenden Tag sahen sie den ersten weissen Bären. Diese Thiere sind 12 Fuß lang, und also viel stärker und raubgieriger, als die gewöhnliche Bären. Sie halten sich nur in den kalten nördlichen Gegenden auf, können schwimmen und sich unter das Wasser tauchen, wie die Enten und auf dem Eise herum gehen, das der Wind in der See umher treibt. Sie leben von Fischen und andern Thieren, und auch von Menschen, wenn sie ihrer habhaft werden können. — Ein solcher Bär kam nun auf das Schiff zugeschwommen, um die darauf befindliche Menschen anzugreiffen; aber die muthigen Schiffleute ersparten ihm die Mühe, ganz herbey zu schwimmen, sondern es sprangen einige von ihnen in die Schaluppe (d. i. ein kleines Schiffchen, das sie neben dem grossen mit sich führten) fuhren dem Bären entgegen, und hieben ihm den Kopf ab. Das Fett desselben brauchten sie anstatt des Oels in ihren Lampen, und das Fleisch assen sie; denn ob es gleich nicht gar schmackhaft seyn soll, so war es doch jetzt das beste frische Fleisch, das sie haben konnten. Von dieser Begebenheit ward nachher die Insel die Bäreninsel genennt.

Die Seefahrer setzten ihre Reise durch viele umher treibende Eisschollen weiter fort, immer mehr nach Norden zu, und kamen den 21sten Junius an die Insel Spizbergen. Dieses Land ist das nörd-

lichste, das man bisher entdeckt hat, und daher eins der ödesten und kältesten in der Welt. So weit man von der See hinein kann, folgt ein spitziger Berg auf den andern, welche theils aus Eis und Schnee, und theils aus Sand und Steinen bestehen. Ein beständiger Winter regiert in diesem Lande, und der Himmel ist fast beständig trüb. In Winterszeiten ist daselbst etliche Monate lang eine anhaltende Nacht, welche durch Nordlichter erhellet wird. Kein Baum, kein Strauch wächst hier, sondern nur wenige Kräuter, daher auch keine Menschen, sondern nur Vögel, Bären, Rennthiere und weisse und blaue Füchse dieses Land bewohnen.

Unsre Reisende fanden hier nichts, weswegen sie sich lang an diesem Lande hätten aufhalten sollen. Deswegen beschlossen sie ihre Reise weiter fortzusetzen, um, wo möglich, ihre Absicht zu erreichen, in der sie die Reise unternommen hatten, nemlich das nördliche Europa und Asien zu umschiffen, um nach Ostindien zu kommen. Allein die beide Steuermänner konnten nun nicht einig werden, welchen Weg sie nehmen sollten. Cornelius Rip behauptete, sie müßten noch weiter gegen Norden steuren, aber Barenz glaubte, sie müßten vielmehr Süd-Ostwärts segeln, weil sie schon zu weit gegen Norden, gekommen wären. Da sie sich nicht vereinigen konnten,

ward

ward beschlossen, jeder solle fahren, wohin er wolle; und so fuhr nun Cornelius mit seinem Schiffe gegen Norden, und Barenz mit dem Oberbefehlshaber Heemskerk gegen Süden, und nachher gegen Osten, und also trennten sie sich gänzlich. Wie es dem Cornelius Rip ergangen, werden wir zuletzt hören; wir wollen vor jetzo das Schiff des Barenz verfolgen. Dieses trennte sich am ersten Julius von dem andern, und darauf fiel bis zum 17ten nichts merkwürdiges vor, da sie endlich an ein Land kamen, welches die Insel Nova Zembla war. Man wollte nun um die nördliche Seite der Insel herumfahren und darnach die Reise weiter gegen Osten fortsetzen; allein es befand sich in dieser Gegend so vieles Treibeis auf der See, durch welches das Schiff sich durcharbeiten mußte, daß es nur sehr langsam fort gieng, und oft ganz still halten mußte.

Einst kamen sie an eine kleine Insel, die neben Nova Zembla liegt, und die Kreuzinsel heißt. Sie hat diesen Namen von 2 Kreutzen, welche darauf stehen, die vermuthlich von Wallfischfängern darauf gestellt worden sind. Der Schiffer Heemskerk stieg mit einigen Matrosen darauf ab, um die Kreutze zu besehen. Plötzlich wurden sie zween Bären gewahr, die auf sie zu liefen, und nichts guts im Sinne zu haben schienen. Die Matrosen wollten nach

dem Schiffe laufen; aber der Schiffer drohte, dem erſten, welcher laufen würde, den Degen in den Leib zu ſtoſſen. Denn wenn wir laufen, ſagte er, ſo werden die Bären uns einzeln einholen, und dann kommen gewiß etliche von uns ums Leben; aber wenn wir alle beyſammen bleiben, ſo können wir ein ſo lautes Geſchrei machen, daß die Bären nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Es geſchah ſo, wie er ſagte, und ſie kamen alle glücklich an das Schiff. Ein Beweiß, was es nütze, das Herz an der rechten Stelle zu haben. Furchtſamkeit ſtürzt öfter in Gefahr als Muth; und ſelbſt unſre Feinde unter Menſchen und Thieren ſchaden uns weit weniger, wenn ſie ſehen, daß wir Muth haben. — Wir werden aber, wenn wir weiter leſen, noch mehrere Beyſpiele finden, wie unſre braven Holländer ſich durch ihren Muth und Unerſchrockenheit aus den größten Gefahren retteten.

Sie ſegelten weiter an der Küſte hinauf, und mußten ſich unaufhörlich zwiſchen groſſen Eisfeldern durcharbeiten. Wann ſie nicht weiter kommen konnten, befeſtigten ſie das Schiff an einer Eisbank, und lagen ſo lang daran ſtill, bis der Wind ihnen wieder eine Oefnung machte, ſo daß ſie wieder zwiſchen dem Eiſe durchpaſſiren konnten. Wie groß ſolche Eisbänke ſind, iſt daraus abzunehmen: Man maß

einmal

einmal eine derſelben, die eben keine der größten war, und ſie war — 52 Klaftern dick. Denn 36 Klaftern tief lag ſie im Waſſer, und 16 Klaftern ragte ſie darüber hervor. Man behauptet, daß es Eisberge giebt, welche 100 Klaftern aus dem Waſſer hervor ſtehen. Man denke einmal, 100 Klaftern! So hoch iſt kein Thurn, den wir je geſehen haben.

Am 10ten Auguſt brach das Eis, und ſie ſegelten weiter, aber beſtändig zwiſchen ungeheuren Eisſchollen, welche oft ſo heftig an das Schiff ſtieſſen, daß man glaubte, es würde zertrümmern. Sie mußten alſo viele Vorſicht brauchen; und dabei beſtändig auch gegen die Bären auf ihrer Hut ſeyn, von welchen ſie öfters beſucht wurden. Dann kam es allemal zu einem Gefecht, darinn aber die Menſchen alle den Sieg behielten. So ſchifften ſie unter unausſprechlich vielen Mühſeligkeiten um die nördliche Seite der Inſel herum.

Nun wollten ſie Oſtwärts in die offene See fahren. Allein ſie fanden daſelbſt ſo vielen Widerſtand vom Eis, daß ſie es etlichemal vergeblich verſuchten, und allemal wieder nach der Küſte zurükkehren muſten. Nun gaben ſie das Projekt, einen neuen Weg nach China zu finden, völlig auf, und ihr höchſter Wunſch war nur der, daß ſie von der Inſel auf das feſte Land von Aſien kommen könnten. Sie verſuchten

suchten daher, an der östlichen Küste von Nova Zembla südwärts zu steuern. Aber ihr Schiff gerieth bald so sehr in die Eisschollen, welche es endlich ganz in die Höhe hoben, und rings umher einschlossen, daß kein Ausgang mehr zu finden war. Und nun entstund noch gar ein Sturm, welcher die Eisschollen mit solcher Heftigkeit an das Schiff schlug, daß es alle Augenblicke in Gefahr war zu zertrümmern, und das Steuerruder zerbrach in Stücken. Der Wind heulte, das mit Eis überzogene Thauwerk des Schiffs klapperte; das Schiff selbst krachte in allen seinen Fugen; das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsezlichsten Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten, und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Leser, der du vielleicht bey kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens die Gedult verlierst, wirf einen Blick auf diese Scene. Von Kälte erstarrt, in der bängsten Erwartung versuchten unsre brave Holländer noch alle Mittel, sich und das Schiff zu retten, und liessen den Muth nicht sinken. Lerne an ihrem Beyspiel, die kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens zu ertragen, damit du auch grössere Gefahren deines Lebens, die dir noch bevorstehen, eben so muthig und standhaft tragen könnest.

Da man sahe, daß das Schiff nicht wieder

aus dem Eise zu bringen war, und die Eisberge es am dritten September sogar umwarfen, daß es an vielen Orten Schaden und Oefnungen bekam, so pakte man die nöthigsten Lebensmittel, nemlich Zwieback und Wein, nebst Pulver, Blei, Flinten und dergleichen aus, und brachte sie über das Eis auf das Land, wo man ein Zelt von einem Segeltuch machte, und die Sachen in Verwahrung brachte. Desgleichen zog man die Schaluppe und das kleine Boot über das Eis auf das Land, damit man sich darinn noch retten könnte, wenn das grosse Schiff untergehen sollte. Einige Matrosen, die 2 Meilen weit ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie süses Wasser und Treibholz gefunden hätten, das ist, solche Bäume, welche das Wasser von dem festen Land abreist, und an die Insel treibt. Hierüber waren sie nun sehr froh; denn in Nova Zembla wachsen keine Bäume, und das Holz war ihnen doch wegen der grossen Kälte so nöthig.

Die Holländer beschlossen nun, den Winter auf dieser traurigen Insel zuzubringen, und zu erwarten, ob sie etwa den künftigen Sommer ihr Schiff wieder vom Eis losmachen könnten. Sie fiengen daher an, sich eine Hütte aufzubauen, um sich gegen die Kälte und wilden Thiere zu schützen. Allein

diese Arbeit gieng wegen der grossen Kälte und dem tiefen Schnee so langsam von Statten, daß sie vier Wochen Zeit dazu brauchten. Bisher hatten sie noch immer in dem Schiffe gewohnt, aber da nun am 12ten October die Hütte beynah fertig war, zogen die meisten aus dem Schiff in die Hütte, und brachten noch die nöthigsten Dinge aus dem Schiff dahin z. B. Betten, und noch einige Lebensmittel. Dabei befanden sich auch einige Tonnen Bier. Aber indem sie dieselben von dem Schiff nach der Hütte brachten, fror das Bier so stark, daß die Fässer zerplatzten, ob sie gleich mit eisernen Reifen belegt waren. Man hob die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ob sie gleich alle Kraft verlohren, wann man sie am Feuer aufthauete.

Den 24sten October begaben sich auch die übrigen Schiffsleute in die Hütte, und einer, der krank war, ward auf einem Schlitten hingefahren.

Den 4ten November blieb ihnen die Sonne ganz aus, und die lange Nacht gieng an, deren Ende die armen Holländer kaum zu erleben hoften. Nur durch Hülfe einer Sanduhr konnten sie wissen, welcher Tag sey, und wie vielmahl vier und zwanzig Stunden vom 4ten November an verstrichen wären. In dieser langen Nacht kamen ihnen die Nordlichter zu statten, welche so viel leuchteten, als es ihnen zu

ihren Arbeiten nöthig war, wann sie z. B. Holz holten, oder etwas von dem Schiffe nach der Hütte transportirten. Doch nahmen zum Glück jezt die Bären von diesem Lande Abschied, weil sie wärend der langen Nacht sich lieber in südliche Gegenden machen.

Am sechsten November stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand, sich zu erwärmen. Das gröstmögliche Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande zu hindern, daß sogar der spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekanntlich ungemein hitzig ist, zu Eisklumpen fror. Das Feuer schien damals seine Hitze verlohren zu haben, denn auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon erwärmt. Hielt man die Füsse daran, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wenn die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Still und hofnungslos lag die Gesellschaft um das Feuer her; einer warf dem andern matte und mitleidsvolle Blikke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Den folgenden Tag holte man Steinkohlen

vom Schiff, weil diese bessere Hitze geben, als das Holz. Sie machten den Abend damit ein so grosses Feuer, daß die Hütte wirklich ganz warm ward. Sehr vergnügt darüber legten sie sich zu Bette, nachdem sie vorher den Rauchfang verstopft hatten, damit die Wärme nicht sobald verfliegen möchte. Aber auf einmal ward ihnen allen schwindlicht und unmächtig von dem eingeschlossenen Kohlendampf; und wann nicht einer noch geschwind aufgestanden und die Thüre aufgemacht hätte, so würden sie alle erstickt seyn.

Zur Vermeidung der Weitläuftigkeit sey es mir vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren, zusammen zu ziehen, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine genaue Eintheilung der Lebensmittel vornahm; daß man eine Fuchsfalle verfertigte, darinn man manchen schönen weisen Fuchs lebendig fieng, sich an dem Fleische desselben labte, und von den Fellen Mützen und andere Kleidungsstücke verfertigte; daß die Hütte oft ganz verschneit war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen; daß ihnen, sogar in der erwärmten Hütte die Schuhe an den Füssen so hart, wie Horn gefroren, daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten;

daß

daß sie daher eine Fußbekleidung von Fellen machten, die sie über 3 bis 4 Paar Strümpfe anlegten, um die Füsse nur einigermassen warm zu erhalten; und daß sie, sogar in ihren Betten sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten und einander zureichten.

So gieng ihnen das Jahr zu Ende, und das folgende 1597ste brach unter gleichem Elende an. Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermaligen Verminderung der täglichen Portionen schreiten, ohngeachtet der Appetit durch die fortdaurende grimmige Kälte täglich wuchs. Doch liessen sie den Muth nicht sinken, welcher durch die Hofnung der Errettung nach überstandenem Winter unterstützt ward.

Den 6ten Jenner erinnerten sie sich, daß denselben Tag das Dreykönigsfest einfiel, und da sie den Tag über viel beschwerliche Arbeiten gethan hatten, so wünschten sie sich den Abend einmal zu erquicken, und der Schiffer gab ihnen dazu 2 Pfund Mehl und etwas Oel, daraus sie sich eine Art von Pfannkuchen machten, der ihnen herrlich schmeckte. Bey diesem Pfannkuchen, der ohne Butter und Eyer gebacken war, waren sie so vergnügt, als manche Fürsten bey ihren kostbarsten Mahlzeiten nicht sind. Ein Beweiß, wie wenig die Natur bedarf, um einen unver-

dorbenen, durch Schwelgerey noch nicht verwöhnten Menſchen, zufrieden und vergnügt zu machen! Sie wurden dieſen Abend ſo luſtig, daß ſie, nach damaliger Sitte am Dreykönigsfeſt einen König unter ſich wählten. Das Loos fiel auf den Conſtabler, welcher alſo dieſen Abend König von Nova Zembla war.

Den 24ſten Jänner kam zu ihrer unausſprechlichen Freude die Sonne wieder zum Vorſchein, und nun wurden die Tage immer länger. Aber zu gleicher Zeit ſtellten ſich auch die Bären wieder ein. — Um dieſe Zeit hatten ſie auch das Leid zu erfahren, daß einer ihrer Gefährten krank war und ſtarb. Sie begruben ihn mit vielem Leidweſen in den Schnee.

Einſt, da ſie des Abends nach überſtandner Tagesarbeit ſchon der Ruhe auf ihrem Lager pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte ſeine Gegenwart und Abſicht durch ein gräßliches Brummen an. Alle ſprangen auf, ergrieffen Schießgewehr, und drückten auf den Bären ab; aber keine einzige Flinte gieng los, weil das Pulver naß worden war. Das Ungeheuer kam indes bis an die Thür, und wollte ſie erbrechen; allein man hielt von inwendig die Thüre zu, daß er ſeine Abſicht nicht erreichte. Nach vielen vergeblichen Verſuchen marſchirte er ab, kam aber bald darauf, als wenn er ſich eines beſſern beſonnen hätte, zurück, ſtieg auf das Dach der

Hütte

Hütte, und fieng so schrecklich an, zu brummen, daß allen die Haare zu Berge stunden. Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an ihn einzureissen, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehn. Allein auch diesmal wachte die Vorsehung über das Leben der armen Hüttenbewohner, und der Bär mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Die strenge Kälte dauerte fort, bis zum 15ten April. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worin sie es verlassen hatten. Der Schiffer beschloß, noch bis zu Ende des May's zu warten, und zu sehen, ob bis dahin das Eis sich öfnen würde, so daß man das Schiff losmachen könnte. Allein das Ende des May's erschien, und das Schiff stack noch immer so fest im Eise, wie vorher. Es war also keine Hofnung zu seiner Rettung da. Der Schiffer gab daher Befehl, die Schaluppe und das Boot unter dem Schnee heraus zu graben, und zur Rückreise zurecht zu machen. Die Ausrüstung und Ausbesserung der Fahrzeuge kostete indessen viele Zeit und Mühe; denn die Matrosen waren von Mangel und Kälte sehr geschwächt, und mußten also alle ihre Kräfte anstrengen, um die Arbeit zu vollenden. Auch hatten sie dabey manchen harten Kampf mit

Bä-

Bären auszuhalten, doch behielten sie immer den Sieg. Wie die Fahrzeuge fertig waren, zog man sie über das Eis an den Ort, wo das Schiff war. Hierauf räumte man die Hütte, und brachte alle nöthige Sachen ebenfalls in das Schiff, um sie von da nachher weiter über das Eis bis an das offne Wasser zu transportiren, und daselbst in die Fahrzeuge zu packen.

Am 11ten Junius stand ihnen ein neues Unglück bevor, und zwar das größte, welches ihnen jetzt begegnen konnte. Alle Lebensmittel, und was sonst zu ihrer Reise unentbehrlich war, war jetzt in dem Schiff, und die beyden Fahrzeuge, worin sie abzureisen gedachten, lagen darneben. Auf einmal erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis zerbrechen, und das Schiff mit allem, was darin war, in den Abgrund sinken würde. Und geschah dies, so war kein Mittel zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. — Aber auch dieses Ungewitter zog glücklich vorüber.

Nun mußten sie sich auch noch mit Aexten und Hacken einen Weg von dem Schiff bis an das offne Wasser bahnen, um die kleinen Fahrzeuge hinüber ziehen zu können; und da das Eis sehr uneben war, so war dies keine leichte Arbeit. Aber dennoch giengen sie frisch daran, und kamen glücklich damit zu Stande.

Jetzt

Jetzt brachte man die Fahrzeuge an das Waſſer, und dann führte man die Sachen, die zur Ladung beſtimmt waren, auf Schlitten dahin. Die ganze Ladung beſtand aus 6 Ballen feiner Tücher, einer Kiſte voll leinen Zeug, zwey Ballen Sammt, zwey kleinen Kiſten voll Geld, zwey Tonnen mit Tackelwerk und Wäſche des Schiffsvolks, dreyzehen Tonnen Zwieback, einer Tonne Käſe, einer kleinen Tonne Speck, zwey Tonnen Oel, ſechs Tonnen Wein, zwey Tonnen Weineſſig, und den Kleidern des Schiffsvolks. Dieſe viele Sachen hatten nur ſo eben Raum in den Fahrzeugen.

Am 14ten Junius 1597 ſchifften ſie ſich ein, und ſtachen in die See. Zwey von ihnen, nemlich Barenz, und ein Matroſe Namens Andriß waren krank; daher legte man in jedes Fahrzeug einen von ihnen, damit die Schiffleute eines jeden Schiffs einen Theil der Mühe und Verpflegung auf ſich hätten.

Aber nun ſtellt euch vor, lieben Leſer, welche Reiſe ſie unternahmen. So lang die Welt ſteht, war wohl noch keine ſolche gethan worden. Denn ſie unternahmen in zwey elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von 200 deutſchen Meilen unter einem Himmelsſtriche, welcher mitten im Sommer unſerm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald feſt

ſtan-

ſtanden, bald vom Sturmwinde losgeriſſen und gegen einander geworfen wurden. Und das mit ſo ausgemergelten Körpern, mit Kräften, die von überſtandenen Mühſeligkeiten ſchon ſo ſehr geſchwächt waren! In der That, man muß erſtaunen, wenn man ſich die Gröſſe dieſer gefahrvollen und unbeſchreiblich mühſeligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange denkt!

Sie wollten wieder um die nördliche Seite der Inſel herum fahren, und ſteuerten alſo bey ihrer Abfahrt nach Norden. Allein ſie waren noch nicht gar weit gekommen, als ſie ſchon von Eisbänken dergeſtalt eingeſchloſſen wurden, daß ſie nicht weiter kommen konnten. Sie mußten ſich alſo am Eis vor Anker legen, und ſtill liegen, bis das Eis vom Wind weggetrieben ward, und ihnen Platz machte, weiter zu fahren.

Endlich erreichten ſie die nördliche Spitze der Inſel oder das Eiskap. Hier mußten ſie wieder wegen dem vielen Eiſe ſtill liegen. Aber den folgenden Tag kam das Eis in ſolcher Menge und mit einer ſolchen Gewalt herbey geſchwommen, daß man ihm nicht mehr ausweichen konnte; daher ſtieß es ſo heftig an die Schiffe, daß man alle Augenblicke befürchten mußte, ſie würden untergehen. Auch den beherzteſten Matroſen entfiel jetzt der Muth, und ſie

ſien-

fiengen ſchon an, von einander Abſchied zu nehmen, weil ſie ihren Tod für unvermeidlich hielten. Sie bemühten ſich zwar noch, die Schiffe an das feſte Eis am Land zu bringen; aber ſie fanden es unmöglich, ſich durch die andern Eisſchollen durchzuarbeiten. Aber ſeht, meine Leſer, wie ein einziger entſchloſſener und muthiger Mann oft der Schutzengel vieler andern Menſchen werden kann! van Veer, einer aus der Geſellſchaft, ſprang mit dem Ende eines Seils aus dem Schiffe, hüpfte, wie ein Froſch von einer ſchwimmenden Eisſcholle auf die andere, und ſo erreichte er endlich glücklich das feſte Eis. Nun zog er das Seil an, und die Fahrzeuge folgten dem Zuge, und gelangten auf dieſe Weiſe gleichfalls an das Eis.

Nun trug man zuerſt die Kranken in Tüchern auf das Eis, und legte ihnen Sachen unter, um darauf zu ruhen. Hierauf luden ſie auch die übrigen Sachen aus auf das Eis, und zuletzt zogen ſie die Fahrzeuge ſelbſt hinauf, um ſie auszubeſſern.

Während daß ſie hier waren, ſtarb der brave Steuermann Barenz, und der Matroſe Andriß nicht lang darnach.

Den 21ſten Junius entſtand ein heftiger Sturmwind, welcher das Eis wegtrieb und das Waſſer offen machte. Sogleich packten ſie alles in die Fahrzeuge und fuhren weiter.

Den 25sten mußten sie abermals an einem Eisfelde still liegen, und es entstund ein so heftiger Sturm, daß das Eis, an welchem die Fahrzeuge befestigt waren, zerbrach, und die Stücke aus einander getrieben wurden. Die Fahrzeuge wurden auf das hohe Meer getrieben, wo sie gewiß bald durch den Sturm würden zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht die Matrosen alle ihre Kräfte angewendet hätten, wieder an die Kiste zu kommen.

Sie fuhren nun weiter fort bis den 28sten Junius, da sie wieder unter viele schwimmende Eisschollen geriethen, und daher sich an das feste Eis machten. Hier stiegen sie aus, und zogen die Fahrzeuge selbst auf das Eis. Nun machten sie ein Zelt von Segeltuch, und legten sich zur Ruhe, nachdem sie einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten; denn um Mitternacht kamen drey grosse weisse Bären, aber die Wache bemerkte sie sogleich, und gab den schlafenden Gefährten durch ein lautes Geschrey ein Zeichen. Alle sprangen auf, und tödteten einen von den Bären, die andern zwey ergrieffen die Flucht. Aber den andern Tag kamen sie wieder, und einer ergrieff den getödteten Bären mit dem Rachen, und schleppte ihn fort; und wie sie etwas entfernt waren, fiengen sie an, an dem Todten zu fressen. Allein die Schiffs-

leute

leute ſchoſſen nach ihnen, und ſie verlieſſen ihren Fras, nachdem ſie ihn ſchon halb aufgezehrt hatten. Vier Männer mußten die übrige Hälfte in das Zelt ſchleppen, und ein einziger Bär hatte vorher den ganzen Körper getragen. Das iſt eine Probe von der Stärke der Bären.

Die Nacht vom erſten bis zum zweyten Julius war eine der gefährlichſten und mühſeligſten unter allen, die ſie bis jetzt erlebt hatten. Abends gegen neun Uhr ſtieſſen die Eisſchollen bey einem ſtarken Weſtwinde mit ſolcher Heftigkeit gegen das feſte Eis, daß derjenige Theil deſſelben, worauf die Fahrzeuge und das Schiffsvolk waren, ſich abſonderte und fortſchwamm. Das größte Unglück hierbey war zuvörderſt, daß alle Ballen und Fäſſer auf dem Eiſe lagen, und daß die meiſten derſelben beym Auseinandergehn des Eiſes ins Waſſer fielen. Aber das war noch nicht alles. Diejenige Seite des losgeriſſenen groſſen Eisſtücks, auf der die Fahrzeuge ſtanden, war dem Meere zugekehrt, von wannen neue Eisſchollen unabläſſig heran getrieben wurden, die ſich brachen, und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge ſammt den dabey befindlichen Menſchen zu zertrümmern, oder zu überſchütten drohten. Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichſter Geſchwindigkeit auf die andere Seite der Eisbank, die dem Lande zu-

gekehrt war, fortzuziehen ſuchen. Allein das Eis brach ihnen dabey mehr als einmal unter den Füſſen. Das Boot, nebſt den damit beſchäftigten Leuten wurde fortgeriſſen. Der Maſt deſſelben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde von dem Drange des Eiſes ſo beſchädiget, daß es lek ward. Die Leute mußten ſich von einer ſchwimmenden Eisbank auf die andere zu retten und das halbzertrümmerte Boot hinter ſich her zu ziehen ſuchen.

Zu noch gröſſerem Unglück lag ein Kranker darinn, den die braven Kameraden nicht im Stiche laſſen wollten, ohngeachtet jeder mit der Rettung ſeines eignen Lebens genug zu thun hatte. Mit ſichtbarer Lebensgefahr wagten ſie ſich zu ihm, luden ihn auf, und ſprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis ſie endlich glücklich nach der Schalupe kamen. Wer erkennet nicht hieraus, was unverdorbenes Gefühl der Menſchlichkeit vermag! Indes der reiche und ſelbſtſüchtige Wollüſtling mit hartem Herzen ſich kaum entſchlieſſen kann, dem ausgehungerten Bruder einige Brocken von ſeinem Ueberfluſſe zuzuwerfen, oder ſeine Blöſe mit einem abgelegten Kleidungsſtücke zu decken, ſetzten arme, von Hunger, Kälte und Elend entkräftete Matroſen ihr alles — ihr Leben aufs Spiel, um einen kranken Kameraden zu retten, der ihnen nur zur Laſt war, und

von

von dem zu vermuthen ſtand, daß ers doch nicht lange mehr machen würde! Das heißt menſchlich ſeyn! Das mußte ein Schauſpiel abgeben, bey dem ſelbſt Engel hätten Freudenthränen weinen mögen! Die Vorſehung ſegnete dieſe ſchöne That. Es gelang ihnen wieder aller Erwarten und Hoffen, nicht nur ſich ſelbſt und ihren Kranken, ſondern auch die Fahrzeuge zu retten, und ſie wiederum auf feſtes Eis zu ziehn. Auch von den verloren gegangenen Ballen und Fäſſern wurde eins und das andere gerettet; der Sturmwind legte ſich, und wie es immer zu gehen pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenſchein.

Indes nun die Hälfte der Mannſchaft mit Ausbeſſerung der beſchädigten Fahrzeuge beſchaftigt war, giengen die übrigen über das Eis nach dem Lande, um Holz und beſonders einen Baum zu ſuchen, der die Stelle des zerbrochenen Maſts erſetzen könnte. Sie waren ſo glücklich, beides zu finden: denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden ſogar ordentlich behautes Holz und Keile zum Spalten, woraus ſie ſchlieſſen konnten, daß Menſchen hier geweſen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bey dieſer Bemerkung; und wie eilten ſie mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen! Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu wiſſen, daß vielleicht vor einigen Jahren

ein ruſſiſcher Wallfiſchfänger hier vor Anker gelegen habe: aber die bloſſe Vorſtellung, an einem Orte zu ſeyn, wo ſchon Menſchen geweſen waren, machte ihnen Freude. So gewiß iſt es, daß Gott die Menſchen unter einander durch unſichtbare heilige Bande der Natur verbunden hat, die da machen, daß ſie ſich nach menſchlicher Geſellſchaft ſehnen, und daß einer dem andern werth iſt, auch wenn ſie keinen Nutzen von einander haben!

Am fünften Julius ſtarb der kranke Matroſe, deſſen die übrigen ſich ſo menſchenfreundlich angenommen hatten.

Erſt am neunten gieng das Eis auseinander. Alſobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man gieng von neuem unter Segel. Aber ich beſorge, daß ich meinen Leſern Langeweile machen würde, wenn ich fortfahren wollte jede neue Wiederwärtigkeit, mit welcher die armen Leute zu kämpfen hatten, eben ſo umſtändlich, wie bisher, zu erzählen. Im Grunde waren es immer ohngefehr die nemlichen Auftritte, die nemlichen Mühſeligkeiten und Gefahren, die ich nun ſchon oft genug beſchrieben habe. Bald wurden ſie von Eisſchollen gedrängt; bald mußten ſie die Fahrzeuge über groſſe Eisbänke wegziehen, um ſie an einer andern Stelle wieder in offenes Waſſer zu laſſen; bald hatten ſie Streit mit Bären,

bald

bald wurden ſie von Wallroſſen verfolgt, die ſie mit ihren langen Zähnen aufzuſpieſſen droheten. — —

Da wir ſie in dieſen Gefahren ſchon mehrmals geſehen haben, ſo können wir dies alles füglich übergehen. Alſo nur mit einem Wort: am 9ten Julius fuhren ſie von dem Eiſe ab, wo ſie den kranken Matroſen durch den Tod verlohren hatten, und erſt am dritten Auguſt kamen ſie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühſeligkeiten an das ſüdliche Ende von Nova Zembla. Sie waren alle äuſſerſt entkräftet, alle vom Scorbut * ergriffen, der ſie, noch ehe ſie das feſte Land erreichen konnten, gänzlich aufzureiben drohte. Aber es iſt ein eben ſo wahres als tröſtendes Sprüchwort: Wenn die Noth am größten iſt, ſo iſt Gottes Hülfe am nächſten. Das erfuhren ſie auch hier. Denn da ſie zum letztenmal ans Land giengen, fanden ſie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß deſſelben, beſonders wenn es ungekocht gegeſſen wird, den Scorbut heile. Sie fielen alſo darüber her, und fiengen an, aus vollen Händen davon zu eſſen. Die Wirkung übertraf alles, was ſie je davon gehört hatten;

* Scorbut iſt eine Krankheit, welche der Grätze ähnlich iſt, aber weit gefährlicher. Sie greift alle diejenigen gewöhnlich an, welche in die kalten Gegenden nach dem Nordpol zu reiſen.

sie war schnell und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los gewesen, daß sie kein Zwieback mehr genieſſen konnten — denn der Scorbut greift vornemlich das Zahnfleisch an — jetzt konnten sie wieder kauen und essen, was ihnen beliebte, oder besser, was sie hatten. Und das war nicht viel; denn ihre Vorräthe waren gröſtentheils verzehrt.

Nun fuhren sie bey der Strasse Weigaz vorbey, welches eine Meerenge zwischen Nova Zembla und dem festen Lande ist; und am 5ten August erreichten sie glücklich die Küste von Rußland.

Diese Küste war aber unbewohnt, und so wüst und leer von allen Gewächsen, daß man gar keine Lebensmitteln da fand. Einige fanden einen todten Seehund, der schon in Fäulniß übergegangen war; vom Hunger getrieben wollten sie ihn essen, aber ihre Gefährten lieſſen es nicht zu, weil sie durch eine so unnatürliche Speise leicht hätten ihr Leben einbüſſen können. Weil die Gegend hier so wüst war, mochten sie auch die Reise nicht zu Lande weiter fortsetzen, sondern begaben sich wieder in die Fahrzeuge, um nach Kola, einem russischen Hafen, wo sie holländische Schiffe anzutreffen hofften, zu segeln. Den 12ten August begegnete ihnen eine russische Barke (d. i. ein kleines Schiff); bey diesen Russen erkundigte sich Heemskerk um den Weg, den sie nach

Kola

Kola nehmen müßten, und kaufte ihnen 200 Stück Fiſche und etliche Kuchen ab, an welchen ſich die verhungerten Holländer recht herzlich labten.

Am 13ten hatten ſie das Unglück, daß die beiden Fahrzeuge durch einen groſſen Sturm von einander getrennt wurden; und nach dem Sturm machte ein dicker Nebel es unmöglich, ſich wieder zu finden. Heemskerk, welcher in dem Boote war, hielt ſich immer nah an der Küſte. So ſegelten ſie 4 Tage fort unter traurigen Beſorgniſſen über das Schickſal ihrer Kameraden. Endlich begegnete ihnen wieder ein ruſſiſches Schiffchen, und die Ruſſen gaben ihnen durch Geberden zu verſtehen, daß ihnen die Schaluppe auch ſchon begegnet ſey. Man fuhr daher wacker zu, um ſie einzuhohlen.

Am 18ten gelangten ſie an das weiſſe Meer. Hier ſtund ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor, denn ſie mußten queer über das weiſſe Meer bey 40 Meilen weit nach der Küſte von Lappland ſegeln, und das bey ſtarkem Wind und hohen Wellen.

Aber auch dieſe Gefahr überſtunden ſie glücklich, und nach einer Fahrt von 30 Stunden gelangten ſie an die Küſte von Lappland. Hier fanden ſie einige Hütten, die von ruſſiſchen Fiſchern bewohn waren. Nachdem ſie bey dieſen ein Gericht Fiſche und eine Mehlſuppe eingenommen hatten, die ihnen herrlich ſchmeckten, giengen ſie etwas weiter ins Land um Löf-

felkraut einzusammeln. Und hier hatten sie die unaussprechliche Freude, ihre Gefährten wieder zu finden, die indes in der Schaluppe auch hier angekommen waren. Das war ein Frohlocken! Ein Händedrücken! Ein Glückwünschen! Doch das mögen sich gefühlvolle Leser selbst ausmahlen. Ich begnüge mich nur noch hinzuzusetzen, daß man diesen frohen Tag des Wiedersehens mit einer festlichen Mahlzeit feierte, die, ohngeachtet sie nur aus Fischen und Brod bestand, ihnen allen köstlicher schmeckte, als unser einem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Sie schifften weiter, und trafen gegen Abend russische Fischer an, die ihnen zu verstehen gaben, daß zu Kola holländische Schiffe wären. Sie wollten ihre Reise beschleunigen, aber ein starker Wind nöthigte sie, ans Land zu fahren. Von hier schickten sie einen Matrosen in Begleitung eines Lappländers nach Kola, um den Holländern daselbst Nachricht von ihnen zu bringen. Etliche Tage hernach kam der Befehlshaber des zu Kola befindlichen holländischen Schiffes mit dem abgeschickten Matrosen in einem Boot herangefahren, und siehe! — der Befehlshaber war der nemliche Johann Cornelius Rip, der sich voriges Jahr mit seinem Schiff bey Spizbergen von ihnen getrennt hatte. Mit lautem Jauchzen empfieng man ihn; denn man betrachtete

sich

ſich von beiden Seiten als Todte, die wieder auferſtanden wären. Aber deſto gröſſer war auch die Freude des unverhofften Wiederſehens.

Cornelius hatte eine Tonne Roſtocker Bier, nebſt Wein, Brandtenwein, Zwieback, Fleiſch, Speck, Lachs, Zucker und andere Erſchriſchungen mitgebracht, die unſere Freunde nun ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr gekoſtet hatten. Man ſchmauſete alſo einmal wieder königlich, gieng darauf erquickt und neu geſtärkt wieder unter Segel, und langte 2 Tage darauf glücklich bey Cornelius Schiffe an, das eine halbe Meile unter Kola vor Anker lag. Und hier gab es nun wieder ein neues Feſt, da das beiderſeitige Schiffsvolk ſich wieder ſahe, ſich erkannte, und ſich wechſelsweiſe ſeine ausgeſtandene Abentheuer erzählte.

Meine Leſer wünſchen hier vielleicht noch zu erfahren, was für Schickſale Cornelius mit ſeiner Mannſchaft unterdeſſen gehabt habe: allein es thut mir leid, daß ich dieſen Wunſch nicht erfüllen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nachdem man ſich lange genug gefreut und mit ſeinen Schickſalen unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola. Hier brachte man die beiden Fahrzeuge auf die Börſe, wo ſie als ein Andenken ihrer langen und wunderbaren Reiſe ſtehen blei-

ben ſollten, und wo ſie bis auf den heutigen Tag noch ſtehen.

Den 15ten September giengen ſie bey Cornelius Rip zu Schiffe, um die Rückreiſe nach Holland anzutretten. Man richtete unmittelbar darauf die Anker; und ſie langten, ohne daß ſich weiter etwas Merkwürdiges ereignet hätte, den erſten November 1597 zu Amſterdam in eben der Kleidung und mit eben den Mützen von weiſſen Fuchsfellen an, welche ſie auf Nova Zembla getragen hatten. Ihr Anblick erregte Verwunderung, und die Erzählung ihrer Schickſale allgemeines Erſtaunen.

XV.

Wanderungen und Reiſen eines Schornſteinfegers. *)

Unter die merkwürdige Menſchen in Schleſien gehört der den 11 Febr. des 1789 Jahrs in Liegnitz verſtorbene Schornſteinfegergeſelle Johann Ehrenfried Weishaupt. Er ward in Liegnitz im Jahr 1757 gebohren, wo ſelbſt ſein Vater noch lebt, und ein Fiſcher iſt. Als er daſelbſt ſeine Lehrjahre ausgeſtanden, begab er ſich im Jahr 1775 auf die Wan-

der-

*) Schleſiſche Provinzialblätter 1789. Febr.

derschaft. Nach Durchwanderung mancher Länder kam er nach Rotterdam. Da wurde er, nebst noch mehrern Handwerkspurschen von einem Seelenverkäufer auf ein Fahrzeug gelockt nach Mittelburg geführt, eingesperrt und nach angstoollen 14 Tagen als Soldat auf ein Schiff das nach Ostindien bestimmt war, gebracht. Ein entsetzlicher Sturm brachte sie von ihrem Wege ab. Sie geriethen nach einem harten Gefechte in die Gewalt zweyer Seeräuber von Tunis. In Tunis wurde er und seine übrige Unglücksgefährten öffentlich feilgebothen. Sie wurden, wie es bey uns mit dem Vieh gewöhnlich ist, untersucht, ob sie gesund wären. Sie wurden gepeitscht, damit sie springen mußten, um zu sehen, ob sie auch sonst gesund wären. Der gute Weishaupt verlohr über einer Menge solcher grausamen Behandlungen auf eine Zeitlang sein Besinnen. Doch dieses Unglück rettete ihn, wie er nachher erfuhr, von der ihm seiner Jugend und guten Gestalt wegen zugedachten Castration. Diejenigen seiner Unglücksgefährten, die gleich ihm nicht in Tunis verkauft wurden, wurden zu Schiffe und dann nach Cairo gebracht. Dort kaufte ihn nebst noch 5 andern ein Jude. Von Cairo wurden sie zu Lande durch die arabischen Wüsteneien nach Palästina gebracht, wo alle 6 ein reicher türkischer Landmann kaufte, der in der Gegend von

Cana

Cana in Galiläa wohnte. Dort bestand ihre ganze Kleidung in einem kleinen Schurze um die Lenden und einer blechernen Mütze. Sie bekamen Fesseln um Hand und Fuß, und einen eisernen Ring um den Hals. Immer zwey und zwey waren an eine eiserne Stange geschmiedet, die ohngefehr 25 Pfund wog, Ihr Gebiether hatte 100 Sklaven und 2 Sklavinnen, die ihnen das Essen zubereiteten. Das bestand aus Wurzeln, abgefallenen Citronen, Pomeranzen und Aprikosen, auch oft nur aus den Schalen dieser Früchte, die ihnen gestampft in einem Troge vorgeschüttet wurden, dieses mußten sie mit den Händen herauslangen. Bisweilen erhielten sie Fleisch oder Gedärme von Kühen, Schaafen und Ziegen, auch wohl Reis, der aber von Würmern wimmelte. Zur Tränke wurden sie an den Fluß geführt, wo sie sich niederlegen und trinken mußten. Einen hölzernen Löffel hat unser Weishaupt zum ewigen Andenken von daher mitgebracht, den er erhielt, als er einst einen Schaden an der Hand hatte. Der Sklaven Arbeit bestand meistens darinn, daß 12 einen Pflug ziehen mußten, den ein Renegat regierte. Sie bekamen dazu eine Kette übers Knie und ein PferdeSillen. Ein Türke gieng neben her und peitschte unbarmherzig zu. Der Acker wurde in die Runde gepflüget, daher sie nie stehen und umwenden durften.

Auch

Auch zu den natürlichen Verrichtungen wurde ihnen keine Frist gelaſſen, darinn ward Reis türkiſcher Waizen und Taback gepflanzt. Auſſer der Felbarbeit mußten 16 vor einen Wagen geſpannt, beſonders Steine führen. Des Abends wurden ſie in einem Stalle an eine lange Kette geſchloſſen, die ſo eingerichtet war, daß ſie alle entweder ſtehen oder liegen mußten. Stroh hatten ſie nicht zur Lagerſtätte, durften es auch des giftigen Ungeziefers wegen nicht haben. Sie lagen auf der bloſſen Erde. Freytags, der Muhammethaner Sabbath war Ruhetag. Die Sklaven wurden, ſo bald ſie gefährlich krank wurden, todgeſchlagen und aufs Feld hingeworfen. Sie erhielten blos Viehnamen von ihren Treibern. Weishaupt hieß Keran, d. i. Rappe. Vornehme Herren hatten Sklaven zur Parade, nackend in ihren Vorhöfen an Ketten liegen. Unſer unglückliche Landsmann klagt, daß die Härte der Türken gegen die Sklaven in dem Grade zunehme, als ihnen die Chriſten fürchterlich würden. Im zehenten Jahre ſeines Elends wurden ſämtliche Sklaven zu ungewöhnlicher Zeit von dem Felde gerufen. Sie fanden ihren Herrn in Geſellſchaft eines Kaufmannes, der ſie ſämmtlich um ihre Namen und Vatterland frug. Bey dem Namen Liegnitz, wurde der Fremde ſehr gerührt. Ich bin auch, ſagte er, in Liegnitz und

auf

auf der Ritter Academie gewesen. Er kaufte ihn, nebst noch 5 Deutschen loß, nahm sie mit sich, kleidete sie und gab sich ihnen nachher zu erkennen, daß er der Maltheser Ritter von Persien sey. Von Jerusalem giengen sie mit ihm nach Alexandrien, dann nach Maltha. Von da addressierte er sie in einem Schiffe nach Amsterdam, wo sie von neuem gekleidet, verpfleget und gehellet wurden. Nur daß Weishaupt noch eine Wunde von den Fesseln behielt. In Amsterdam wurde noch jedem auf Ordre des großmüthigen Ritters 22 Gulden Reisegeld ausgezahlt, und sie so voll von Lob und Dankens gegen Gott und ihren Wohlthäter, jeder in sein Vaterland entlassen. Ohnerachtet des harten Winters, eilte Weishaupt was er konnte, nach Hause, kam den 25sten Jänner 1789 glücklich in Liegnitz an, — fand noch seinen Vater, viele gute Freunde und Wohlthäter, verfertigte seine Lebensbeschreibung, erkrankte plötzlich unter derselben Drucke, starb den 11ten Febr. und wurde den 15ten begraben. Lieber Leser! weine hier dem Schicksale deines armen Landsmanns eine Thräne des Mitleids! Bewundre die Wege der Vorsehung, allein frage nicht unbescheiden, sondern bete an, und sage: Unerforschlich sind deine Wege!

(Klose.)

XVI.

Schreiben Peter Neltons, eines Engländers, betreffend einen in der Südsee im August 1783 erlittenen Schiffbruch. *)

— — — „ Ich bin unglücklicher Weise einer von den 50 gewesen, die den 10ten August 1783 auf den wilden Küsten der Südsee einen ausserordentlichen Schiffbruch litten. Das Schiff, worauf ich mich befand, war das indische Paketboot, die Antelope genannt, und unser Kapitain hieß Wilson. Es war Mitternacht, als unser Schiff, durch einen sehr heftigen Wind getrieben, auf eine Reihe Felsen geworfen wurde. Wir waren 5 Seemeilen von dem Lande entfernt, das man Paline nennt. Unsre gefährliche Lage setzte uns in die Nothwendigkeit, unser Leben in Böten der ungestümen See anzuvertrauen, die entsetzliche Wellen ans Ufer warf, und wo wir überdem Wilde erwarten mußten. Es gefiel indessen Gott, daß wir den folgenden Abend glücklich landeten, mit Verlust bloß eines einzigen Mannes. Wir befanden uns auf einer kleinen unbewohnten Insel, die in einer geringen

*) Literatur und Völkerk. 1787.

gen Entfernung von dem festen bewohnten Lande lag. Drey Tage lang versteckten wir uns in einer Höhle, endlich aber entdeckten uns die Eingebohrnen, und hatten die Absicht, uns zu Sklaven zu machen. Dieses hatten sie auch mit einigen unglücklichen Malayen gethan, die zu einem Seeräuberschiff gehörten, das 10 Monat vor uns auch auf diese Felsen gescheitert war; allein da sie unsre Gewehre sahen, und von den Malayen ihren Gebrauch und grosse Würkung erfuhren, so fürchteten sie sich, uns anzugreiffen. Den 5ten Tag brachte der König ungefehr 2000 bewafnete Männer ins Feld. Den größten Theil derselben versteckte er im hindern Theil der Insel, und näherte sich bloß mit 700 unbewafneten Leuten. Sie betrachteten uns einige Stunden lang mit grosser Verwunderung (denn sie hatten nie zuvor weisse Menschen gesehen) endlich gieng der König zu seinen Bewafneten zurück, und blieb die Nacht daselbst, ließ aber viele von seinen Begleitern in unsrer Nachbarschaft bleiben, die uns die ganze Nacht mit ihren Kriegsgesängen beunruhigten. Den folgenden Morgen kam der König wieder, allein mit bewafneten Kriegern, um uns anzugreiffen. Er näherte sich uns, und machte eine Stunde lang halt, entfernte sich aber in der größten Geschwindigkeit wieder, um sein Kanoe zu erreichen. Mittlerweile sahen wir viele durch die

Wäl-

Wälder auf uns zukommen. Wir erwarteten nun alle Augenblicke das Kriegsgeschrey, das bey ihnen ein Zeichen des Angriffs ist. Jeder Engländer hielt sein Gewehr bereit, und die bey uns befindlichen Chineser ihre Säbel und Picken, nach ihrem Kriegsgebrauch. Dieses setzte sie in Furcht. Der König, der wieder zu ihnen gekommen war, hielt eine lange Rede an seine Leute, nach deren Endigung er zum Kapitain Wilson schickte, um ihn zu fragen, ob wir Freunde oder Feinde wären? er antwortete: Freunde. Darauf sagte man: wenn dieses ist, so müßt ihr uns helfen, unsre Feinde zu bekriegen, die nicht zahlreicher als wir sind; wo nicht, so bekriegen wir euch.

Wir wußten wohl, daß wir ganz in des Königs Gewalt waren, und ohne seine Erlaubniß nicht einmal Wasser haben konnten: es hieng von ihm ab, die Insel zu blokieren, und uns so zur Uebergabe zu zwingen, daher wir uns nicht lange bedachten, ihm zu melden, daß wir bereit wären, mit seinen Feinden zu streiten. Darauf fochten wir mit, in 4 erschrecklichen Schlachten, in welchen eine grosse Anzahl von Menschen umkamen. Unser König gewann sie glücklicher Weise alle, und ehe wir die Insel verliessen, war das ganze Land seiner Herrschaft unterworfen. Ihre Kriege sind sehr blutig; sie

fochten mit Pfeilen und Speeren, die grauſame Würkung thun; ſie nähern ſich Schaarenweiſe, und geben kein Quartier. Von den Feinden wurden verſchiedene zu Gefangenen gemacht, und auf eine erbärmliche Weiſe hingerichtet. Ich will davon 2 Beyſpiele anführen; dem einen hieb man ſeinen Arm mit einem Beil ab, und ſchlug ihn mit dieſem Arm ſo lange auf den Kopf, bis er ſtarb, ſodann ſchlepte man ihn das ganze Ufer herunter, um den andern ihr Schickſal zu zeigen. Der andre war ein Mann von vornehmen Geſchlecht, den man in ihrer Sprache einen Roupack nennt; als ein Zeichen ſeiner Würde trug er einen weißpolirten Knochen um ſeine Hand befeſtigt. Dieſes ſuchte man von ihm zu reiſſen, er wiederſtand aber aus allen Kräften; ſie hieben ihm darauf die Hand ab, und nahmen ihm den Knochen ab, der dem Thäter zu Theil wurde, der denn auch dadurch ſogleich den Rang des Gefangenen erhielt. Sie durchſtachen ſeinen Körper und hieben ihm den Kopf ab, der, auf ein Bambusrohr geſteckt, vor der königlichen Wohnung hingepflanzt wurde. Schon nach dem erſten Siege, bekamen wir vom Könige Erlaubniß, mit den Inſtrumenten, die wir gerettet hatten, ein Schiff zu bauen, um uns nach China, unſern ehemaligen Beſtimmungsort zu bringen; wir mußten aber verſprechen, ohngeachtet dieſes Bau-

es ihm im Kriege beyzustehen, wenn er es verlangen würde.

Dreyzehn Wochen nach unserm Unglück, war unser Schiff fertig gebaut. Wir segelten ab, und kamen durch die Hülfe der Vorsehung glücklich nach Macao einem portugiesischen Etablisement nahe bey China, und zwar durch eine sehr schleunige Schiffahrt von 18 Tagen. Hier verkauften wir das Schiff durch einen öffentlichen Ausruf für 700 Piaster, welches Geld unter uns vertheilt wurde. Bald nachher kam das Ostindische Schiff, der Walpole genannt, auch da an, und führte uns nach China. Auf unsrer Farth nach Macao mußten wir aus Mangel an Lebensmittel viel leiden; ein wenig Reis in Wasser gekocht war unsre tägliche Nahrung in einem so nahe an der Linie gelegenen Clima. Wäre die Unternehmung des Schiffbaues nicht geglückt, so hätten wir auf der Insel bleiben müssen, denn unsre Instrumente waren unbrauchbar geworden, und unsre Provision aufgezehrt.

Der grosse Entwurf, unter unsern Umständen ein Schiff zu bauen, und so viel Menschen zweckmässig zu gebrauchen, macht unserm Kapitain Ehre, der ein sinnreicher und würdiger Mann ist. Unsre Unterredungen mit dem Könige geschahen durch unsern Dollmetscher, der in malayischer Sprache mit des Königs malayischen Sklaven redete. Der König

wünschte sehr, englische Gebräuche in seinem Lande einzuführen, und hat daher einen von seiner Familie mit uns geschickt, der nun mit dem Ostindischen Schiff, The Morse genannt, in England angekommen ist. August 1784. Er hält sich in des Kapitains Haus in Rotherhithe auf. Ein Engländer ist zurückgeblieben als Geissel; bis dieser indische Prinz wieder kommt." — — —

XVII.

Seereise eines jungen Helden S. W. Prenties Fähnrich in englischen Diensten. *)

Den 17 November 1780 schiffte ich mich mit den Depeschen vom General Haldimand, obersten Befehlshaber in Kanada, an den General Clinton, auf einer kleinen Brigantine ein, die von Quebec nach Neu-York gehen sollte. Eine eben dahin bestimmte Goelette, welche die Duplikate meiner Depeschen hatte, war unsere Gefährtin. Nachdem wir den Lorenz-Fluß herab bis in den Hafen, St. Patricius-Höhle genannt, auf der Insel Orleans, geschifft waren, wurden wir durch einen widrigen Wind sechs Tage lang in diesem Hafen aufgehalten. Wir fühl-

* Nach der Französischen Ausgabe von Hr. Berquin erzählt und übersetzt. Straßb. 1786.

fühlten schon die Vorboten des Winters; und es legte sich bald an beyden Ufern des Flusses starkes Eis an, so streng war die Kälte. Möchte sie doch etliche Tage länger gedauert haben! denn durch gänzliche Hemmung unserer Farth hätte sie uns die Wiederwärtigkeiten erspart, deren Geschichte sich gleich mit unserer Seereise anfängt.

Ehe wir in die Mündung des Flusses kamen, bemerkten wir schon einen kleinen Leck an der Brigantine. Kaum waren wir in den Meerbusen eingelaufen, so ward er grösser; und obgleich die beyden Pumpen immer giengen, so hatten wir doch zwey Fuß Wasser im Raume. Andererseits hatte die Strenge der Kälte zugenommen; und das Eis legte sich um das Schiff herum, so daß wir befürchteten gänzlich von ihm eingeschlossen zu werden. Wir hatten nur neunzehn Personen an Bord, sechs Passagier, die andern waren untaugliche Matrosen. Der Kapitain, von dem wir in einem so ängstlichen Zustande hätten Hülfe erwarten sollen, dachte nicht auf die Rettung des Fahrzeuges, sondern vertrieb sich die Zeit mit Saufen in seiner Stube, ohne sich unsere Sicherheit nahe zu nehmen.

Da der Wind fortstürmte, und das Wasser im Raume bis auf vier Fuß gestiegen war, so wurde die Schiffsmannschaft durch Kälte und Müdigkeit

muthlos. Alle Matrosen faßten einstimmig den Entschluß, nicht mehr zu arbeiten; verliessen die Pumpen, unbekümmert um ihr Schikſal, und wollten lieber, wie sie sagten, mit dem Schiffe zu Grunde gehen, als sich durch unnütze Arbeit in einer hofnungslosen Lage entkräften. Ihre Strapatzen waren auch seit etlichen Tagen übermässig und ohne abwechselnde Erholung gewesen. Die Unthätigkeit des Kapitains schlug sie vollends nieder. Doch durch vieles Zureden und Versprechen, und durch Wein, den ich zu ihrer Erwärmung sehr gelegen austheilen lies, gelang mir es ihren Unmuth zu besiegen. Durch Aussetzung der Arbeit hatte das Wasser im Raume um einen Fuß zugenommen: allein ermannt durch das erhitzende Getränke, das ich ihnen alle halbe Stunde geben ließ, hielten sie die Arbeit so standhaft aus, daß das Wasser gar bald bis auf drey Fuß vermindert wurde.

Wir hatten den dritten December. Der Wind schien sich von Tage zu Tage eher mehr zu erheben, als sich zu legen. Die Risse im Schiffe wurden immer grösser, indeß daß die Eisbänke an seinen Seiten immer schwerer wurden und seinen Lauf hinderten. Die Eisrinde, welche es einzuschliessen drohte, mußte man immer zerstossen. Die uns folgende Goelette befand sich, anstatt uns behülflich seyn zu können,

nen, in einem noch jämmerlichern Zuſtande, indem ſie, durch Unwiſſenheit des Steuermannes, auf die Felſen vor der Inſel Coudres aufgefahren war. Ein dicker Schnee, der damals fiel, benahm ſie unſerm Geſichte ganz. Eine Kanone, die wir alle halbe Stunde wechſelsweis abſchoſſen, war unſere ganze Korreſpondenz. Zu unſerm Leidweſen hörten wir ſie dieſes Zeichen gar bald nicht mehr erwiedern. Sie gieng mit ſechszehn Mann unter, ohne daß es uns einmal möglich war ihr Unglück zu vernehmen, um ſie zu bergen zu ſuchen.

Der Jammer den uns ein ſo trauriges Schickſal einflößte, traf uns gar bald ſelbſt, weil wir eine neue Gefahr beſorgten. Das Meer war ſehr angeſchwollen, der Schnee lag ſehr hoch, die Kälte war unerträglich, und die ganze Mannſchaft muthloß. In dieſer Verfaſſung ſchrie der Hochbootsmann, daß wir von der Magdaleneninſel, — ein Chaos von Felſen, deren einige über das Meer hervorragen, und andere unter ſeiner Fläche Spitzen verbergen, die ſchon vieler Schiffe Untergang geweſen ſind — nicht mehr weit ſeyn könnten. In weniger als zwey Stunden hörten wir das ſtarke Getöſe der Wellen die ſich an dieſen Felſen brachen; und kurz darauf entdeckten wir die Hauptinſel, der todte Mann genannt, der wir mit unſäglicher Mühe auswichen. Die Ahn-

dung der Gefahr ſetzte uns unter einer Menge von Klippen, welchen eben ſo glücklich zu entkommen nur wenig Anſchein vorhanden war, um ſo mehr zu, weil der noch einmal ſo dicke Schnee uns kaum verſtattete von dem einen Ende des Schiffs bis zum andern zu ſehen. Schwerlich würde man die Beſtürzung und das Grauſen ſchildern können, das uns auf dem ganzen Striche dieſer Farth beherrſchte. Da wir aber durch waren, ſchien ein Hofnungsſtrahl in das Herz der Matroſen; ſie hatten das Zutrauen, daß ſich die Vorſehung ihrer annehme, indem ſie die Gefahr bedachten der ſie entgangen waren: alſo arbeiteten ſie mit neuem Muthe.

Die Nacht über ward das Meer ungeſtümer; und den Tag darauf morgens um fünf Uhr fiel eine mächtige Welle auf unſer Schiff, ſtieß unſere Schieslöcher auf, und füllte die Koye mit Waſſer an. Da die Gewalt der Wellen den Hinterſteven ausgehoben hatte, ſo ſuchten wir die Oefnungen mit Schnitten von Rindfleiſch zu ſtopfen; allein dies ſchwache Mittel that keine Wirkung; das Waſſer fuhr fort ſchneller auf uns einzudringen als jemals. Die beſtürzte Mannſchaft hatte das Pumpen ein Weilchen ausgeſetzt; und da ſie wieder anfangen wollte, waren die Pumpen ſo feſt eingefroren, daß es fernerhin unmöglich war zu pumpen.

Von

Von der Zeit an verlohren wir die Hofnung das Schiff lange zu erhalten, und wünschten nur, daß es nicht eher sinken möchte, als bis wir in der Nähe der Insel St. Jean oder einer andern in dem Golf wären, um mit Hülfe unsrer Schaluppe zu landen. Wir überliessen uns also der Führung des Windes, und wagten keine Wendung, aus Besorgniß, wir möchten dem Schiffe Gewalt thun. Die neue Last Wasser, die es von Minute zu Minute schöpfte, hemmte seinen Gang, und die Wellen, welche es durchschnitt, wurden heftiger, erhoben sich ungestümm und warfen sich auf das Verdeck. Die Koye, in die wir geflüchtet waren, gab uns nur einen schwachen Schuz gegen das Sausen des Windes, und sicherte es nur zur Noth vor der Gewalt der gefrornen Wellen. Jeden Augenblick befürchteten wir unser Steuerruder zu verlieren und unsern Mast umgerissen zu sehen. Die Wasserhüner und wilden Enten, die wir um uns herum flattern hörten, zeigten uns freylich an, daß die Küste nicht ferne seyn könnte; allein ihre Näherung war selbst eine neue Ursache zum Schrecken. Wie sollten wir den blinden Klippen entweichen, mit der sie umgeben seyn konnte, da wir, um ihnen zu entgehen, keine Wendung machen, und sie durch das Webe des Schnees, in das wir eingehüllt waren, nicht einmal wahrnehmen konnten? So war seit etlichen Stunden unsere jammernswürdige Verfassung, als der Him-

mel

mel sich auf einmal aufklärte, und wir endlich in einer Entfernung von drey Stunden Land entdeckten.

Das Gefühl der Freude, die bey seinem ersten Anblicke in uns drang, ward durch eine deutlichere Wahrnehmung entsetzlicher Felsen, die längst der Küste, gleichsam um uns von derselben abzuprellen, kerzengrade empor stiegen, sehr gemäßigt. Es stürzten noch starke Wellen in das Schiff, durch die es gesunken seyn würde, wenn seine Fracht nicht so leicht gewesen wäre. Bey jedem neuen Stoße fürchteten wir es bersten zu sehen. Unsere Schaluppe war zu Fassung der ganzen Mannschaft zu klein, und das Meer zu tobend, um ihm ein so schwaches Fahrzeug anzuvertrauen. Wir waren vor diesem Lande gleichsam nur darum angekommen, damit es ein Zeuge unsers Untergangs würde. Dennoch kamen wir ihm immer näher. Wir waren nur noch eine Meile von ihm entfernt, als wir um diese drohenden Felsen herum eine Sandbank mit Entzücken wahrnahmen, auf die wir zusteuerten; und da das Fahrwasser nicht auf einmal merklich untief wurde, so kamen wir ihr auf fünfzig bis sechszig Ruthen nahe, ehe es strandete.

Das Schicksal unsers Lebens mußte in einigen Minuten entschieden seyn. Endlich lief das Schiff auf den Sand mit einer starken Erschütterung.

Beym ersten Stoße stürzte der große Mast um, aber ohne Schaden; und das Steuerruder wurde mit einer solchen Gewalt abgesprengt, daß der Helmstock einen Matrosen tödtete.

Die tobenden Wellen, welche das Schiff auf allen Seiten bestürmten, zerstörten das Hintertheil. Also hatten wir in der Koye keinen Schutz mehr, sondern mußten auf das Verdeck gehen, und uns an die Mastwände fest halten, um nicht ins Meer geworfen zu werden. Nach einer Weile kam das Schiff etwas in die Höhe, aber der Keil war gebrochen und der Rumpf im Begriff zu bersten. Unsere einzige Hoffnung beruhte also auf der Schaluppe, die ich mit unsäglicher Mühe ins Meer werfen ließ, weil sie innwendig und auswendig stark mit Eis behangen war, welches abgemacht werden mußte. Die meisten Leute hatten sich im Weine betrunken, um die Angst zu vertreiben, die sie befallen hatte; denen, die nüchtern geblieben waren, gab ich ein Glas Brandtwein zu trinken, und fragte sie, ob sie sich mit mir in die Schaluppe setzen und aufs Land fahren wollten. Das Meer war so stürmisch, daß unser schwaches Fahrzeug, dem Anscheine nach, sich unmöglich nur einen Augenblick darinn halten konnte, ohne verschlungen zu werden. Nur der Hochbootsmann, zwey Matrosen und ein junger Passagier entschloßen sich, es zu wagen. Vom

Vom erſten gefährlichen Augenblicke an hatte ich meine Depeſchen in ein Tuch gethan, und es um den Leib gebunden. Ohne mich damals um meine übrigen Habſeligkeiten zu bekümmern, ergrief ich eine Axt und eine Säge, und ſprang ins Boot; der Hochbootsmann und mein Bedienter, der bedächtiger als ich aus meinem Koffer einen Beutel mit hundert und achtzig Guineen rettete, folgten mir. Der Paſſagier ſprang zu kurz und ſtürzte ins Meer; und faſt wären unſere von Kälte erſtarrten Hände nicht im Stande geweſen, ihm die geringſte Hülfe zu leiſten. Da die beyden Matroſen eingeſtiegen waren, ſo baten die, welche ſich am hartnäckigſten geweigert hatten das nämliche Glück zu verſuchen, uns flehentlich, ſie einzunehmen; da aber die Laſt ſo vieler Perſonen und der Tumult ihrer Bewegungen mich das Umwerfen fürchten lieſſen, ſo gab ich Befehl, vom Schiffe abzuſtoſſen. Es währte nicht lange, ſo billigte ich die Unterdrückung des erbarmenden Gefühls, das ihnen ſelbſt nachtheilig geweſen ſeyn würde. Ob wir zwar nur etwa fünfzig Ruthen vom Lande entfernt waren, ſo wurden wir doch auf der halben Fahrt von einer mächtigen Welle begrüßt, die den Nachen zur Hälfte anfüllte, und ihn unfehlbar umgeworfen haben würde, wenn er ſchwerer beladen geweſen wäre. Eine zweyte Welle warf uns heftig an das Ufer.

Die

Die Freude, uns endlich auſſer den Gefahren zu befinden, die uns ſo lange in grauſamen Aengſten gehalten hatten, ließ uns einen Augenblick vergeſſen, daß wir der einen Todesart nur entronnen wären, um wahrſcheinlich eine andere noch ſchrecklichere und peinlichere zu leiden.

Indem wir einander, in unſern erſten Entzückungen umarmten, um uns zu unſerer Rettung Glück zu wünſchen, ſo konnten wir uns des Mitleidens, wegen der Noth unſerer Kameraden, die wir auf dem Schiffe gelaſſen, und deren Angſtgeſchrey mitten unter dem Geheule der Wellen zu vernehmen war, nicht enthalten. Ihnen keinerley Hülfe leiſten zu können, verdoppelte die Betrübniß in welche uns dies Gefühl verſenkte. Unſer von den grimmigen Wellen auf den Sand geworfener Nachen zeigte die Unmöglichkeit über ihre Gewalt zu ſiegen und an das Schiff zurück zu fahren, hinlänglich.

Die Nacht brach ein, und wir waren nicht lange auf dieſem Eisſtrande geweſen, ſo fiel uns ein, daß uns die Kälte tödten würde. Wir mußten durch den Schnee waten bis in ein kleines Gehölz, etwan zweyhundert Ruthen vom Ufer, das uns für dem ſchneidenden Nordweſt ſchützte. Allein es fehlte uns zu Erwärmung unſerer durchfrornen Glieder, Feuer, und wir konnten keines machen. Die Zunder-

büchſe,

büchse, die wir aus Vorsicht in die Schaluppe genommen hatten, war durch die letzte Welle naß geworden. Blos die Bewegung, durch die wir unser Blut in Umlauf erhielten, konnte uns für dem Frost schützen. Da ich die Beschaffenheit dieser rauhen Gegenden besser kannte als meine Gefährten, so rieth ich ihnen, zu Abweisung des Schlafs, eine starke Bewegung an. Allein der junge Passagier, dessen durchnäßten Kleider auf seinem Leibe zu Eis gefroren waren, konnte sich der Schlafsust nicht erwehren, die eine solche ausserordentliche Kälte, wie er litte, verursacht. Vergebens brauchte ich bald Zureden, bald Gewalt, um ihn auf den Beinen zu erhalten. Ich mußte ihn seiner Schlafsust überlassen. Nachdem ich eine halbe Stunde gegangen und von einer eben so grossen Schlafsust angefallen wurde, daß ich, sie zu befriedigen, alle Augenblicke mich niederlassen wollte, kam ich auf die Stelle zurück, wo der junge Mensch sich niedergelegt hatte. Ich fühlte sein Gesicht an, und da ich ihn ganz kalt fand, ließ ich ihn vom Hochbootsmann auch anfühlen. Wir glaubten beyde, daß er todt wäre. Er antwortete uns mit schwacher Stimme, er wäre es nicht, fühlte aber die Herannahung seines Endes; bäte mich, falls ich ihn überlebte, seinem Vater nach Neu-York zu schreiben, und ihm sein Unglück zu melden. Nach

Ver-

Verlauf von zehn Minuten sahen wir ihn ohne Leiden, oder wenigstens ohne heftige Zuckungen, verlöschen. Ich habe diesen Vorfall deswegen erzählt, um die Wirkung einer heftigen Kälte auf den menschlichen Körper während des Schlafs zu zeigen, und darzuthun, daß dieser Tod nicht immer mit einem so schmerzhaften Gefühl begleitet ist, als man gewöhnlich glaubt.

Dieser schreckende Vorfall war nicht vermögend die andern zu Bekämpfung der Neigung, die sie zum Schlafe hatten, zu zwingen. Drey von ihnen legten sich, trotz meiner Vermahnungen, nieder. Da ich die Unmöglichkeit sahe, sie stehend zu erhalten, so hieb ich mir zwey Aeste ab, wovon ich einen dem Hochbootsmann gab, und unsere ganze Beschäftigung für die übrige Nacht war unsern Kameraden das Schlafen zu wehren, dadurch daß wir ihnen einen Schlag gaben, so bald sie die Augen zumachten. Diese Handthierung war uns selbst nicht undienlich, und bewahrte die andern zugleich für der fast gewissen Gefahr zu sterben.

Endlich erschien das anbrechende Tageslicht, das wir so sehnlich erwarteten. Ich lief mit dem Hochbootsmann an das Ufer, um einige Spuren vom Schiffe zu entdecken, ob uns gleich kaum ein Schimmer der Hofnung übrig blieb. Wie wun-

derten und freuten wir uns, da wir sahen, daß es ungeachtet des Sturms, der es dem Ansehen nach die Nacht über in tausend Stück hätte zertrümmern müssen, sich erhalten hatte! Meine erste Sorge war drauf zu denken, wie ich die übrige Mannschaft ans Land bringen könnte. Das Schiff war, seitdem wir es verlassen hatten, von den Wellen der Küste weit näher geworfen worden, und der Abstand mußte zur Zeit der Ebbe noch geringer seyn. Da sie eingetretten war, schrie ich den Schiffleuten zu, sie sollten ein Tau an ihren Bord fest machen, und auf demselben einer nach dem andern herüber rutschen. Sie nahmen den Vorschlag an. Aufmerksam auf die Bewegung des Meeres, und die Zeit zum Rutschen wohl abpassend, gerade wann die Welle rückwärts schoß, kamen sie alle ohne Gefahr bis auf den Zimmermann, vom Schiffe. Dieser fand es nicht für gut, sich auf solche Weise in Gefahr zu sezen, oder vielleicht war er aller Bewegung unfähig, weil er die Nacht über mit seiner Flasche zu frey gewesen war. Das allgemeine Wohl hieng an eines jeden einzelnen Wohl insonderheit: und ich freute mich doppelt, daß ich so viele meiner Unglücksgefährten um mich sahe, die ich wenige Stunden zuvor von den Wogen des Meeres verschlungen glaubte.

Der Kapitain hatte, ehe er vom Schiffe gieng, alle zum Feuermachen nöthige Materialien eingesteckt. Die Mannschaft setzte sich darauf in Bewegung nach dem Walde zu; etliche hieben Holz um, andere lasen dürre auf der Erde liegende Aeste zusammen. In kurzem verursachte uns ein helles Feuer, das aus einem grossen Holzhaufen emporstieg, ein tausendfaches Freudengeschrey. Wenn man die strenge Kälte bedenkt, die wir so lange ausgestanden hatten, so konnte keine Freude derjenigen gleichen, die wir über ein gutes Feuer haben mußten. Jeder suchte ihm am nächsten zu seyn, um seine erstarrten Glieder zu beleben. Allein die Folge dieses Genusses war für die meisten ein sehr grausamer Schmerz, sobald die Hitze der Flamme in die von der Kälte angegriffenen Theile ihres Körpers drang. Der Hochbootsmann und ich waren die einzigen, die, wegen der die Nacht über uns gemachten Bewegung, davon verschont blieben. Alle die andern hatte sie, entweder auf dem Schiffe, oder auf dem Lande, stärker oder schwächer angegriffen. Es wäre zu schaudernd die Zukungen zu beschreiben, welche die heftige Pein diesen Unglücklichen abnöthigte.

Bey Haltung der Musterung über unsere Leute vermißte ich einen Passagier, Namens Kapitain Green. Ich vernahm, daß er auf dem Schiffe

eingeschlafen und erfroren wäre. Unsere Bekümmerniß wegen des auf dem Schiffe gebliebenen Zimmermanns regte sich von neuem. Das Meer wüthete und tobte noch immer; und also konnte man ihm die Schaluppe unmöglich zu seiner Rettung abschicken. Wir mußten die Wiederkunft der Ebbe abwarten; und endlich brachten wir ihn durch Zureden dahin, daß er auf die nämliche Weise wie die andern ans Land kam, welches ihm äusserst schwer fiel, da er sehr matt, und fast alle Glieder seines Leibes starr waren.

Die Nacht kam, und wir brachten sie etwas besser als die vorige zu. Allein wir mußten, ungeachtet der Vorsorge, die wir für die Unterhaltung einer grossen Feuerglut beständig trugen, dennoch von dem scharfen Winde, dem wir ohne Schutz ausgesetzt waren, viel ausstehen. Die dichtstehenden Bäume konnten uns kaum vor dem Schnee schützen, der gleichsam stromweise auf unser Feuer herab fiel, um es auszulöschen. Indem er auf der Feuerseite unsere Kleider durchnäßte, legte sich auf dem Rücken eine dicke Schicht an, die wir beständig abschütteln mußten, ehe sie zu Eis wurde. Das ätzende Hungergefühl, — ein neues uns seither noch unbekanntes Elend, meldete sich in Verbindung mit der Kälte, welche auszuhalten uns so viel Noth machte.

Zwey Tage waren verflossen, in denen jeder Augenblick die grausame Erinnerung an unsere vergangene Drangsale mit dem Schrecken einer noch grausenderen Zukunft verband. Endlich erneuerten Wind und Wasser die sich vereiniget hatten, uns den Zugang zum Schiffe zu verbieten, ihre verbundene Macht es zu zertrümmern. Das Krachen bey seinem Zerplatzen gab uns die Nachricht davon. Wir liefen an das Ufer, und sahen schon einen Theil der Ladung schwimmen, welche die Gewalt der Wellen seinen geborsteten Seiten entführte. Zum Glück schwemmte die Fluth einen Theil der Trümmer auf den Strand. Mit langen Stangen und den Ruderstöcken unsers Nachens versehen, giengen wir längst dem Strande hin, und fischten das nützlichste auf, das wir erreichen konnten. Auf solche Art bargen wir etliche Fäßgen gepöckelten Rindfleisches, und einen beträchtlichen Vorrath von Zwibeln, die der Kapitain zum Verkauf mitgenommen hatte. Wir machten auch Jagd auf die vom Schiffe sich lösenden Blanken, die uns zum Bau einer Hütte dienen konnten. Wir lasen viele zusammen, schleppten sie ins Gehölz, und brauchten sie zu unserm Behuf. Dieß war kein leichtes Vornehmen. Wenige von uns waren vermögend dort zu arbeiten. Jedoch da das Glück des Tages unsern Muth belebte, und die

aufgefangenen Lebensmittel unsere Kräfte ermannten, so war das Werk mit dem sinkenden Tage stark vorwärts gegangen. Durch das Licht unsers Feuers waren wir im Stande es in der Finsterniß fortzusetzen, und gegen zehen Uhr Nachts hatten wir eine zwanzig Fuß lange und zehen Fuß breite Hütte, die mit Hülfe der Bäume, die sie um und um stützten, der Gewalt des Windes zu trotzen, feste genug, aber nicht dichte genug war, um uns für der Kälte gänzlich zu schützen.

Den morgenden und übermorgenden Tag wandten wir an, unser Gebäude zu vervollkommnen, oder während der Fluth das aufzufischen, was sie uns vom Schiffe heranschwemmte, oder ein Verzeichniß unserer Lebensmittel aufzusetzen, um den Gebrauch derselben unter uns nach einem gehörigen Maaße zu vertheilen. Zwieback zu bergen war uns nicht möglich gewesen; es hatte sich im Wasser des Meeres ganz aufgelößt. Es wurde beschlossen, daß jeder Mann, krank oder gesund, sich täglich mit einem Viertelpfunde Rindfleisch und vier Zwibeln, so lange sie währen würden, begnügen müßte. Diese kärgliche Mundportion, kaum hinlänglich um dem Hungerstode zu entgehen, war alles was man sich erlauben konnte, da man nicht wußte, wie lange man auf dieser wüsten Küste würde zubringen müssen.

Den

Den eilften December — der sechste Tag unsers Schiffbruchs, legte sich der Sturm, und verstattete uns mit unserer Schaluppe in See zu stechen, und das etwan noch übrige aus unserm Schiffe zu holen. Ein grosser Theil des Tages ward mit Aufhackung des dicken Eises zugebracht, welches über dem Verdeck lag, und die Lucken sperrte. Den Tag darauf gelang es uns, ein Faß von hundert und zwanzig Pfunden gepöckelten Rindfleisches, zwey Kisten mit Zwibeln, drey Kisten mit Canadischem Balsam, eine Kiste mit Erdäpfeln, eine Flasche Oel, das den Wunden der Matrosen sehr zu statten kam, noch eine Axt, einen grossen eisernen Topf, zwey Kochkessel, und etwan zwölf Pfund Lichter heraus zu bekommen. Diese herrliche Verstärkung setzte uns den folgenden Tag in den Stand, noch vier Zwibel zu unserer täglichen Portion hinzuzuthun.

Den vierzehnten giengen wir nochmals an Bord, um die Segel zu suchen, mit denen wir unsere Hütte bedeckten und sie dem Schnee unzugängig machten. Am nemlichen Tage fiengen die Wunden derer, die vom Froste am meisten gelitten, und die Reibung mit Schnee unterlassen hatten, zu eytern an. Ihre Beine, Hände, und alle andere beschädigten Theile lößten sich mit unausstehlichen Schmerzen von ihrer Haut ab. Dem Zimmermann, der

zuletzt ans Land gekommen war, giengen seine Füsse meist ganz ab, und in der Nacht des vierzehnten Decembers fieng er an zu phantasiren. In diesem Zustande verblieb er bis den folgenden Tag, da ihn der Tod von seiner jämmerlichen Existenz erlößte. Drey Tage darauf starb unser Unterhochbootsmann auf die nämliche Art, nachdem er etliche Stunden vor seinem Scheiden phantasirt hatte; das nämliche begegnete den Tag darauf einem Matrosen. Wir deckten ihre Leichname mit Schnee und Aesten zu, weil wir weder Hacke noch Grabscheit zu Verfertigung eines Lochs hatten; hätten wir sie auch gehabt, so war die Erde zu hart und zu tief gefroren, um unsern Werkzeugen nachzugeben.

Diese Einbuße, wodurch unsere Gesellschaft bis auf vierzehn Personen schmolz, verursachte uns, sowohl ihrent- als unsertwegen keine sonderliche Betrübniß. Bey Betrachtung unsers jammernswürdigen Zustandes schien uns der Tod eher eine Wohlthat als ein Unglück; und wenn uns das Naturgefühl auf die Liebe zum Leben führte, so mußte jeder seine Kameraden für Feinde ansehen, die vom Hunger bewafnet ihm seine Nahrung rauben würden. In der That wir würden, wenn nicht etliche der Natur ihren Tribut abgetragen hätten, gar bald in der gräßlichen Nothwendigkeit gewesen seyn, für

Hunger

Hunger umzukommen, oder einer den andern zu würgen und einander zu fressen. Ohne noch in diese schaudernde Verlegenheit versetzt zu seyn, war unsere Verfassung so kläglich, daß irgend ein neuer Unfall sie fast unmöglich abscheulicher machen konnte. Eine fortwährende gefühlte strenge Kälte, ein nagender Hunger, der Schmerz der Frostwunden vom Feuer verschlimmert, das Klagen der Leidenden, die Unordnung und Unsauberkeit, wodurch uns für uns selbst so sehr, als andern ekelte, alle Bilder der Verzweiflung um uns zusammen gehäuft, einen langsamen und schmählichen Tod vor dem Gesichte, in einer öden Gegend, fern von den Tröstungen der Blutsverwandten und Freunde; dieß ist das schwache Gemälde der Drangsale, die unser Herz zu jeder Minute der langen Tage und der ewigen Nächte empfand.

Der Hochbootsmann und ich waren oft ausgegangen, um nachzusehen, ob wir einige Spuren von Bewohnung der Gegend entdeken könnten. Unsere Streifereyen konnten sich nicht weit erstrecken, und waren nie glücklich gewesen. Eines Tages nahmen wir uns vor tiefer ins Land, und den Ufern eines gefrornen Flusses nachzugehen. Es zeigten sich unsern Augen von Zeit zu Zeit Spuren von Elendthieren und andern, und wir bedauerten herz-

lich, daß wir kein Gewehr und Pulver hatten, um Jagd auf sie zu machen. Eine schwache Hofnung tröstete uns ein Weilchen. Indem wir etlichen Bäumen, die alle auf der nämlichen Seite angehauen waren, nachgiengen, kamen wir auf eine Stelle, wo seit kurzem Indianer gewesen seyn mußten, weil ihr Wigwam oder Hütte noch da war, und die dazu gebrauchte Baumrinde noch ganz frisch aussah. Eine Elendshaut, die dicht darneben auf das Ende einer Stange gespießt war, bestättigte unsere Muthmaßung. Wir durchliefen in voller Eil alle benachbarte Gegenden; aber leider, ohne Nutzen. Dennoch blieb uns der frohe Gedanke, daß der Ort von Leuten bewohnt oder bereiset worden wäre, und daß sie wohl bald wieder kommen könnten. Von diesem Gedanken eingenommen, hieb ich eine lange Stange ab, und, nachdem ich sie am Ufer des Flußes eingeschlagen hatte, befestigte ich ein Stück Birkenrinde an sie, der ich die Gestalt einer Hand gab, deren ausgestreckter Zeigefinger auf unsere Hütte wies. Ich fand auch für gut, die Elendshaut mitzunehmen, damit die Wilden bey ihrer Wiederkunft merkten, daß Menschen an diesem Orte gewesen wären, seitdem sie ihn verlassen hätten, und mit Hülfe unsers Zeichens den Weg finden könnten, den sie gegangen wären. Die herannahende Nacht nöthigte

uns

uns den Weg nach unserer Wohnung zu nehmen; und wir eilten, um unsern Kameraden so erfreuliche Nachrichten desto eher zu bringen. So schwach die Hofnungen waren, die man vernünftiger Weise auf diese Entdeckung setzen durfte, so sah ich doch, daß ihnen meine Meldung ein belebender Trost war. So sehr macht ein wohlthätiger Trieb der Natur die Unglücklichen geneigt alles anzunehmen, was das Gefühl ihrer Noth lindern kann!

Es verflossen etliche Tage, in welchen wir zu jedem Augenblicke die Indianer vor unserer Hütte erwarteten. Allmählich wurden diese angenehmen Vorstellungen schwach, und verschwanden endlich gar. Etliche unserer Patienten, unter andern der Kapitain, hatten angefangen in der Zwischenzeit ihre Kräfte wieder zu bekommen, und unser Proviant nahm zusehends ab. Ich that den Vorschlag, die Wohnung mit allen denen zu räumen, die im Stande seyn würden, auf der Schaluppe zu arbeiten, um längst der Küste auf Entdekungen auszulaufen. Dieser Vorschlag erhielt allgemeinen Beyfall; allein da man auf die Mittel seiner Ausführung kam, zeigte sich eine neue Schwierigkeit; nämlich die Ausbesserung des Nachens, der vom Meere mit solcher Gewalt auf den Sand geworfen worden war, daß sich alle Fugen auseinander gegeben hatten. Wergs genug

nug hatten wir zwar zu Verſtopfung der Klinſen; aber zum Unglück kein Theer zu ihrer Theerung. Und womit ſollte man es erſetzen? Es fiel uns kein Mittel ein; endlich kam ich drauf, daß der geborgene Canadiſche Balſam zu dieſem Behuf dienen könnte. Der Verſuch war leicht. Ich goß etliche Flaſchen in unſern eiſernen Topf, und ſetzte ihn an ein ſtarkes Feuer; und durch öfteres Abnehmen, um ihn kalt werden zu laſſen, brachte ich ihn bald zu einer gewiſſen Dichtheit. Während dem hatten meine Kameraden die Schaluppe umgelegt, und den Sand und das Eis rein abgemacht. Ich ließ alle Riße mit Werg ausſtopfen, überſtrich ſie mit meinem Kalfeter und hatte die Freude zu ſehen, daß er die erwartete Wirkung vortreflich that.

Dieſer erſte günſtige Erfolg machte uns noch gröſſere Luſt zu Fortſetzung unſerer Anſtalten. Ein Stück Leinwand, das an eine Stange gemacht war, die man ſo eingerichtet hatte, daß ſie nach Belieben aufgerichtet und niedergelaſſen werden konnte, gäb ein Segelwerk ab, das bey einem ebenen und guten Winde zu Erleichterung der Arbeit unſerer Ruderer ſtark genug war. Unter den Schifsleuten waren wenige ſo weit hergeſtellt, daß ſie die Strapaßen aushalten konnten, die wir bey dieſer Expedition vorausſehen mußten. Zu ihrer Ausführung wählte

man mich nebſt dem Kapitain, dem Hochbootsmann, zweyen Matroſen und meinem Bedienten. Der Reſt der Lebensmittel ward nach der Anzahl der Perſonen in vierzehn gleiche Theile getheilt, ohne daß uns wegen der groſſen Strapatzen, denen wir uns der gemeinen Sache wegen unterzogen, eine gröſſere Portion als denen zugeſprochen werden durfte, die ruhig in der Hütte bleiben ſollten. Mit dieſer elenden Portion eines Viertelpfundes Rindfleiſch täglich, auf ſechs Wochen, einem mislichen, mit einem unzuverläßigen Kleiſter überſtrichenen Boote, das die kleinſte Welle, der geringſte Windſtoß umwerfen, die kleinſte Klippe zertrümmern konnte; unter entſetzlichen Maſſen ſchwimmender Eisſchollen, an einem unbekannten Strande voller Felſen, und in der ſtrengſten Jahrszeit mußte man eine Unternehmung verſuchen, welche blos eine blinde Verzweiflung hatte vorſchlagen können; allein wir waren in der Verfaſſung, daß es weniger verwegen war allen möglichen Gefahren, bey dem ſchwächſten Hoffnungsſchimmer, zu trotzen, als uns, verlaſſen von der ganzen Natur, durch eine feige Unthätigkeit der faſt unvermeidlichen Gefahr des Untergangs auszuſetzen.

Es war der Anfang des Jahrs 1781. Unſer Vorſatz war den folgenden Tag, den zweyten Januar

nuar, abzufahren. Ein heftiger Nordweſt-Wind hielt uns bis den vierten Nachmittags auf; da ſich alsdann ſein Ungeſtümm gelegt hatte, ſo nahmen wir unſere Proviſion ein, nebſt etlichen Pfunden Lichtern, wie auch alle kleine Geräthſchaft die uns dienlich ſeyn konnte; und in der grauſamen Ungewißheit, ob es nicht unſer letztes Lebewohl ſeyn würde, nahmen wir von unſern Kameraden Abſchied. Wir waren nicht über acht Meilen gefahren, als ſich der Wind in Süden wendete, unſern Lauf hemmte, und uns durch ſtarkes Rudern in einer groſſen Bay zu landen zwang, die uns eine günſtige Zufluchtsſtätte für die Nacht dünkte. Unſere erſte Sorge war unſere Lebensmittel auszuſchiffen, und die Schaluppe weit auf den Strand zu ſchaffen, damit das Meer ſie nicht beſchädigen könnte. Darnach mußten wir Feuer machen und Holz hauen, um es bis auf den folgenden Tag zu unterhalten. Die ſchwächſten Fichtenäſte brauchten wir zu unſerm Lager, und die ſtärkſten zu geſchwinder Erbauung eines Wigwams, um uns, ſo gut es ſeyn konnte, für der Luft zu ſchützen.

Ueber unſerer kleinen Mahlzeit nahm ich am Ufer etliche Stücke Holz wahr, welche die Fluth angeſpielt hatte, und von der Axt bearbeitet ſchienen. Ich ſahe auch lange Stangen von Menſchen-

händen zugehauen. Andere Merkmale der Bewohnung zeigten sich unsern Blicken nicht. In einer Entfernung von zwey Meilen sahen wir einen seiner Bäume beraubten Berg, nebst einigen Spuren vom Feldbau. Ich bewog zwey meiner Kameraden vor Tages Ende mit mir dahin zu gehen, um von seiner Höhe herab einen weitern Gesichtskreis zu haben. Indem wir längst der Bay fortgiengen, trafen wir einen halb verbrennten Terreneuvischen Fischerkahn an, dessen Trümmer im Sande steckten. Diese Sache gab uns wieder neue Hoffnung, und wir eilten noch einmal so stark auf die Besteigung des Berges los. Wie groß war unsere Freude, da wir vom Gipfel herab etliche, höchstens eine Meile entfernte Gebäude, auf der andern Seite sahen! Der Zwischenraum, der uns davon trennte, wurde unserer Müdigkeit ungeachtet, gar bald durchlaufen. Bey unserer Ankunft klopfte das Herz von Hoffnung und Freude; allein unsere frohen Regungen giengen auch sogleich verlohren. Vergebens durchliefen wir alle Gebäude; sie waren öde. Es waren Gebäude, zur Zubereitung des Stockfisches bestimmt, allein, wie es schien, seit etlichen Jahren verlassen. Der traurige Vortheil dieser Wallfahrt war indeß doch die Bestärkung in den Gedanken, daß wir, durch fortsetzendes Umlaufen der Insel, Wohnungen antreffen würden. Der

Der wieder in Nordweſt gegangene Wind hielt uns den folgenden Tag zurück, weil wir uns für den Stößen des Eiſes fürchteten, das er in den Strom trieb. Seit drey Tagen herrſchte er mit dem nämlichen Ungeſtüm. Da ich in der Nacht erwachte, hörte ich mit Verwunderung ſein Pfeifen, ohne daß das Meer, wie gewohnlich, das Brauſen ſeiner Wellen mit demſelben verband. Ich weckte den Hochbootsmann, um ihn an der Erſcheinung Theil nehmen zu laſſen. Neugierig nach der Urſache eilten wir auf das Ufer zu. Der Mond leuchtete uns. So weit wir ſehen konnten, nahmen wir wahr, daß die Fläche des Waſſers unter dem Eiſe, das an verſchiedenen Stellen in entſetzlich hohen Hauffen empor kam, ruhig war. Wie könnte ich das Trauergefühl ſchildern, das bey dieſem Anblick in unſer Herz drang? Unſern Weg nicht weiter fortſetzen, unſere erſte Hütte nicht wieder erreichen zu können, die uns für der zugenommenen Kälte beſſer geſchützt hätte! wie lange ſollte dieſer traurige Zuſtand dauern! Es verfloſſen zwey Tage unter dieſen troſtloſen Gedanken. Den neunten endlich legte ſich der Wind. Den Tag darauf erhob er ſich wieder in Südweſt und gieng ſo ſtark, daß alles Eis, das uns in der Bay einſchloß, mit großem Krachen brach, und in das hohe Meer getrieben wurde, der-

gestalt, daß gegen vier Uhr Nachmittags längst der Küste keines mehr da war.

Hatte der Beherrscher der Lüfte die Ketten gesprengt, die uns einsperrten, so schmiedete er durch sein Stürmen andere. Erst nach Verlauf zweyer Tage mäßigte er sich. Da alsdenn ein schwacher Wind wehte, so ließen wir unsere Schaluppe in See, setzten unsere Segel auf; und schon hatten wir unsern günstigen Lauf eine weite Strecke fortgesetzt, als wir in einer Entfernung etlicher Stunden Wegs, eine ungemein hohe Landspitze wahrnahmen. Bis dahin war die Küste ein so ununterbrochener Gürtel jäher Felsen, daß man, vor Erreichung dieses fernen Kaps, unmöglich eine Landung versuchen konnte. Gleichwohl war es auch gefährlich eine so weite Strecke zu wagen. Die Schaluppe hatte einen Leck bekommen; also mußten zwey Menschen beständig schöpfen. Folglich konnten wir nur zwey Ruder brauchen; und da wir überdies durch unsern Kummer, und durch Mangel an Nahrung entkräftet waren, so konnten wir diese kleine Arbeit kaum aushalten. Was sollte uns geschehen, wenn der Wind nach Nordwest gesprungen wäre? Er hätte uns unfehlbar an den Felsen zerschmettert. Zum Glück achteten wir die Gefahr nicht mehr; und der Wind begünstigte unsere Standhaftigkeit so, daß

wir um eilf Uhr in der Nacht am Kap anlangten. Da der Platz zum Landen nicht bequem war, so mußten wir noch bis zwey Uhr nach Mitternacht an der Küste hinfahren; als der stärker gewordene Wind uns die Freyheit nahm, eine günstige Stelle zu suchen. Wir stiegen also aus, oder krochen vielmehr mit tausendfacher Mühe einen steinichten Strand hinan, ohne unsere Schaluppe für den Wellen, welche sie gegen die Felsen zu werfen drohten, in Sicherheit bringen zu können.

Die Stelle, wo wir landeten, war eine seichte Bay, auf der Landseite mit unzugängigen Anhöhen umgeben, auf der Wasserseite aber dem Nordwest offen, für den uns nichts schützen konnte. Der Wind, welcher sich den dreyzehnten erhob, warf unsere Schaluppe auf eine Felsbank, und beschädigte sie an etlichen Stellen. Dieser Unfall war nur ein kleines Vorspiel neuer Widerwärtigkeiten. Mit unersteiglichen Felsen umringt, die uns hinderten, im Gebüsche Schutz zu suchen; mit keiner weitern Bedeckung versehen, als mit unserem von Eis strotzenden Segel; etliche Tage hindurch in eine Fluth von Schnee versenkt, der sich um uns herum drey Fuß hoch aufgethürmet hatte, blieb uns zu unserer ganzen Feuerung nichts weiter übrig, als Aeste und Splitter von Baumstöcken die zufällig am Ufer umhergestreut

ſtreut lagen. Dieſer jämmerliche Zuſtand währte bis zum ein und zwanzigſten, wo das Wetter ſich wieder milderte: allein die Benuzung deſſelben ſtand nicht mehr in unſerer Macht. Wie ſollten wir unſere zerlöcherte Schaluppe ausbeſſern? Nachdem wir verſchiedene uns eingefallene Mittel überdacht, und ſie als unbrauchbar verworfen hatten; ſo waren unſere Gedanken blos darauf gerichtet, unſer Heil auf einer andern Seite zu ſuchen.

Ob zwar die Erſteigung der uns allenthalben umgebenden Felsmauer unmöglich war, ſo fiel uns doch, falls wir dem Gebrauch unſerer Schaluppe unumgänglich entſagen müßten, der Gedanke ein, daß wir wenigſtens längſt dem Ufer auf dem Eiſe fortgehen könnten, das zu Aushaltung unſers Gewichts ſtark genug war. Ich beſchloß, nebſt dem Hochbootsmann, einen Verſuch zu machen. Wir giengen ſogleich ab; und nach etlichen Meilen kamen wir an die Mündung eines Fluſſes, den ein ſandichter Rand umgab, wo wir unſere Schaluppe hätten retten und mit weit geringerem Ungemach leben können, wenn uns das Glück gleich anfänglich dahin geführt hätte. Dieſe Entdekung erregte zwar Bedauren in uns, erweiterte aber unſere Hofnungen nicht ſehr. Es war freylich leicht von da aus in Büſche zu kommen; allein, durfte man ſich auf gu-

tes Glück hin in wilde Oerter verlaufen, um eine bewohnte Gegend aufzusuchen? Wie sollten wir durch einen dicken schwarzen Wald den richtigen Weg treffen? Und hauptsächlich, wie sollten wir durch den Schnee kommen, mit dem die Erde sechs Fuß hoch beschwert war, und der durch das geringste Thauwetter schmelzen konnte? Nach gehaltener Berathschlagung bey unserer Rückkunft ward ausgemacht, das einzige und beste wäre, alle brauchbare uns noch übrige Habseligkeiten nebst dem Proviant aufzupacken und der Küste nachzugehen, wo man eher hoffen konnte, endlich etliche Fischer-Familien oder Wilde anzutreffen. Der Anschein versprach bleibendes Frostwetter, und da der Wind den meisten Schnee, der auf dem Eise des Meerufers lag, in das Meer getrieben hatte, so konnten wir uns, auch bey unsern ermatteten Kräften, dennoch versprechen, täglich etwan zehn Meilen zu machen.

Nach dieser einmüthig gefaßten Entschließung, waren wir mit den Anstalten bald fertig. Unsere Absicht war den vier und zwanzigsten in der Frühe abzugehen; aber in der Nacht vorher drehte sich der Wind auf einmal in Südost, wobey es so stark regnete, daß wenige Stunden darauf die Schneekruste, welche den Tag zuvor so feste aussah, gänzlich geschmolzen und die Eisbahn vom Ufer abgelöst wur-

de.

de. Nun war kein Wegkommens mehr von dieſem unglücklichen Strande, in den wir eingeſperrt waren. In dieſen grauſamen Gedanken ſahen wir manchmal auf die Schaluppe zurück, die wir, zu Unterhaltung des Feuers, oft hatten zerſchlagen wollen, weil wir von ihr keine Dienſte mehr erwarten durften. Wir hatten zu Verſtopfung der neuen Riſſe noch Wergs genug übrig, aber der Kanadiſche Balſam war durch unſere täglichen Ausbeſſerungen ganz alle geworden, und es fiel uns kein Entſatz deſſelben ein.

Doch, der Froſt fand ſich den dritten Tag darauf wieder ein. Seine Strenge brachte mich in der Nacht auf einen Gedanken, den ich, ſobald der Tag anbrach, ſchleunig verſuchte. Nämlich, ich goß Waſſer auf das Werg, mit welchem die Riſſe zugeſtopft waren, und ließ es, wie einen Kitt von gewiſſer Dicke, gefrieren. Meine Kameraden ſpotteten meines Vorhabens, und bequemten ſich wider Willen mir zu helfen. Gleichwohl gelang mir ein ſo ſchlechtes Mittel über mein Hoffen. Alle Oefnungen wurden dadurch ſo feſt zugehalten, daß man endlich der Meinung wurde, daß das Waſſer nicht eindringen könnte, ſo lange der Froſt ſo ſtark, wie jetzt, blieb.

Wir machten am folgenden Tage, den ſieben

und zwanzigsten, eine glückliche Probe damit. Obgleich die Schaluppe durch die Menge des an ihr hängenden Eises sehr schwer geworden, und sehr schwer zu regieren war, so hatte sie dennoch zwölf Meilen von der Stelle unserer Abfahrt in einer Tagereise gemacht. Dieser neue Dienst machte sie uns noch schätzbarer, und wir trugen sie sorgfältig auf unsern Ruderstöcken an den ihrer Sicherheit günstigsten Ort. Ein dicker Wald in unserer Nachbarschaft gewährte uns zwey Wohlthaten, deren wir so viele Nächte entbehrt hatten, einen leichten Schutz gegen den eisigten Wind, und Holz in Menge zu Unterhaltung eines starken Feuers, das uns während dem Schlafe warm hielt. Dieser zweyfache Genuß war uns ein Meer von Wollust. Da unser Zundervorrath meist aufhörte, so mußte ich ihn durch Verbrennung eines Flecks von meinem Hemde, — dem nämlichen, das ich seit der Einbuße meiner Equipage immer getragen hatte, ersetzen.

Den folgenden Tag schmolz ein Regenguß unglücklicher Weise das ganze Eis an unserer Schaluppe; und zu unserm Herzeleid, verlohren wir den Vortheil einer günstigen Fahrt, die uns viele Meilen weit auf unserm Wege hätte fortbringen können. Wir mußten uns also auf die Erwartung des wiederkommenden Frostes gefaßt machen. Was aber unsere Ungedult

geduld und unser Klagen vermehrte, war die Abnahme der Lebensmittel, die bis auf dritthalb Pfund Rindfleisch für den Mann sich nunmehr vermindert hatten.

Da sich der Frost am neun und zwanzigsten erst Nachmittags wieder eingestellt hatte, so konnten wir wegen unserer unvermeidlich langweiligen Anstalten nicht mehr als sieben Meilen vor Einbruch der Nacht machen. Ein sehr starker Wind, der uns gleich zu Anfange unserer Farth über den Hals kam, nöthigte uns, ohne über zwey Meilen weiter gekommen zu seyn, sie einzustellen. Das Thauwetter hielt uns bis den ersten Februar auf dem Lande zurück. An diesem Tage verschafte uns eine grimmige Kälte Gelegenheit zu Ausbesserung unserer Schaluppe; allein das Treibeis war so stark, daß dessen Zerstossung einen von uns unausgesetzt beschäftigte; und nur mit der ermüdendsten Anstrengung machten wir übel und böse fünf Meilen, ehe der Tag sich neigte.

Den dritten gieng unsere Farth glücklicher. Der Wind wehte in einer so günstigen Richtung, als wir es nur wünschen konnten; und wir machten, ungeachtet die Schaluppe Wasser zog, dessen Ausschöpfung etliche von uns beschäftigte, dennoch mit Hülfe unserer Ruder anfangs vier Meilen in der Stunde, und bald darauf fünfe blos mit unserm

Segel. Gegen zwey Uhr Nachmittags hatten wir ein sehr hohes Kap, das unserer Rechnung nach, nur drey Stunden weit seyn konnte, ganz deutlich im Gesichte. Seine entsetzliche Höhe hatte uns in Ansehung seiner Entfernung getäuscht. Es war meist Nacht, da wir es endlich erreichten. Als wir es umsegelten, nahm unser Kurs eine andere Richtung, als wir vorher gehabt hatten; also mußten wir das Segel herunter lassen, und die Ruder brauchen. Der Wind kam damals von der Landseite her. Wir waren kaum vermögend ihn zu zwingen; und ohne einen aus Nordost kommenden Strom, der uns gegen seinen Druck beystand, liefen wir Gefahr auf immer in die hohe See verschlagen zu werden.

Da es, wegen der mit Felsen umgebenen Küste, zu gefährlich war, an dieser Stelle zu landen, so mußten wir mit tausend Gefahren im Finstern und längst den Klippen bis fünf Uhr des Morgens fort rudern; und da wir alsdann wegen unserer erschöpften Kräfte zu längerer Aushaltung der Strapatze unvermögend waren, so sahen wir gar nicht auf die Gefährlichkeit der Landung, welche der Himmel beglückte; so daß uns weiter nichts wiederfuhr, ausser daß unsere Schaluppe halb mit Wasser angefüllt an das Ufer geworfen wurde. Der Busch war zwar nicht weit abgelegen; es wurde uns aber doch sehr

ſauer uns bis dahin zu ſchleppen und Feuer anzumachen, um uns aufzuthauen und unſere Kleider zu trocknen. Arbeit und Schlafloſigkeit hatten uns ſo ermattet, daß wir uns des Schlafs nicht erwehren konnten, da das Feuer zu brennen anfieng. Wir mußten zu Unterhaltung deſſelben wechſelsweis wachen, ſonſt hätte es, wenn wir alle zugleich geſchlafen hätten, ausgehen, und wir in dieſer Ermattung von der Kälte getödtet werden können. Bey meinem Erwachen hatte ich Gelegenheit, mich durch die Wahrnehmungen, die ich am Ufer machte, von dem zu überzeugen, was ich auf der Farth gemuthmaſſet hatte; nämlich, daß dieſe hohe Landſpitze, die wir umfahren hatten, das Nordkap der Königsinſel wäre, welche, nebſt dem Königskap auf der Inſel Terreneuve die Einfarth in den Meerbuſen St. Lorenz bezeichnet.

Das angenehme Bewußtſeyn uns auf einer bewohnten Inſel zu befinden, hätte uns mit der Hofnung ſchmeicheln können, daß wir, bey Fortſetzung unſerer Reiſe, endlich Hülfe antreffen würden, wenn wir die Zeit über die noch verſtreichen konnte, unſeres Unterhalts gewiß geweſen wären. Allein unſer Vorrath an Lebensmitteln war auf der Neige; und dieſe Ausſicht ſetzte uns in Verzweiflung. Unſerem Geiſte ſtellten ſich blos die Gedanken eines nahen To-

des, oder schreckliche Mittel ihn zu verzögern vor. Wenn wir einander ansahen, so ließ es, als suchte sich jeder das Schlachtopfer aus, das dem Hunger seiner Würger fallen sollte. Einige von uns waren schon eins geworden, die Wahl der blinden Entscheidung des Looses anheim zu stellen. Zum Glücke wurde die Ausführung dieses schrecklichen Entwurfs bis auf den äussersten Nothfall verschoben.

Während daß meine Kameraden den Sand aus der Schaluppe schaften, mit welchem sie die Fluth angefüllt hatte, und die Risse verstopften, dadurch daß sie Wasser auf das Werg goßen und es gefrieren liessen, gieng ich nebst dem Hochbootsmann längst dem Ufer Austern zu suchen, von denen man viele Schaalen umhergestreut sahe, die aber zum Unglücke alle leer waren. Wir würden, wenn wir von den Raubvögeln halb verzehrtes Aas wilder Thiere angetroffen hätten, es für ein grosses Glück angesehen haben: allein alle diese Brocken waren unter dem Schnee vergraben. Auch nicht der elendste Fraß zeigte sich uns. Nicht genug, daß uns das Verhängniß auf eine öde Küste geschleudert hatte, mußte es, zum Uebermaaß unseres Elendes, die schrecklichste Jahrszeit wählen, da nicht nur die Erde ihre natürlichen Produkte unserem Unterhalte versagte, sondern da noch überdies die Thiere, welche die beyden Nahrungselemente des

Men-

Menschen bevölkern, sich in ihre Höhlen gezogen halten, um sich für der grimmigen Kälte zu sichern, welche diese unfreundlichen Himmelsstriche heimsucht.

Ich würde befürchten eine zu schmerzliche Empfindung in den Seelen zu erregen, denen unser jetziger Zustand ein zärtliches Mitleid eingeflößt hat, wenn ich alle die Leiden, die wir die folgenden Tage ertragen mußten, mit ihrem ganzen Schauder schilderte. Eingeschränkt auf trockene unter dem Schnee hervorgegrabene Hahnebutten — unsere einzige Kost, und auf etliche auf den äussersten Nothfall gesparte Talglichter; von der geringsten Anstrengung kraftlos; auf unserer Fahrt durch Eis, Regen oder Wind gehemmt; manchmal von einer schwachen Hofnung belebt, um gleich darauf in eine noch grausamere Verzweiflung zu fallen; von dem schmerzlichen Gefühle allerley zu unserer Niederschlagung vereinigter Wiederwärtigkeiten genagt; dies war unser Zustand bis auf den siebenzehnten, da wir machtlos, zum letztenmale landeten, mit der Entschließung, auf dieser Stelle zu sterben, wenn uns der Himmel nicht unversehends Beystand sendete. Unsere Schaluppe auf dem Strande in Sicherheit zu bringen, würde ein unsere Kräfte übersteigendes Unternehmen gewesen seyn. Nachdem wir mit Betrübniß unser Geräthe und das Segel, — unsere Bedeckung heraus-

genommen hatten, so blieb sie der Wuth der Wellen überlassen. Unsere letzten Kräfte brauchten wir zu Wegfegung des Schnees von der gewählten Stelle, den wir ringsherum aufwarfen, um Fichten zu setzen, die unser Schutz seyn sollten; ferner zu Fällung und Aufkastung so vielen Holzes, als möglich, um unser Feuer zu unterhalten, weil wir besorgten, daß wir in kurzem zum Gebrauche unserer Instrumente unvermögend seyn würden.

Etliche Handvoll in geschmolzenen Schneewasser gekochter Hahnebutten waren in den ersten Tagen die einzige Fristung unser Lebens. Auch sie fiengen an uns zu fehlen; und wir schätzten es für Glück, daß wir sie durch Meergewächse, die am Ufer wuchsen, ersetzen konnten. Nachdem wir sie, ohne daß sie viel von ihrer Härte verlohren, etliche Stunden hintereinander hatten kochen lassen, so steckte ich eines der uns noch übrigen Lichter in die Brühe. Diese eckelhafte Suppe und zähen Gräser stillten zwar vor der Hand unsern Hunger, aber kurz darauf bekamen wir entsetzliche Uebelkeiten, ohne zu Ausleerung unsers Magens Kräfte zu haben. Diese Krisis dauerte etwan vier Stunden, nach deren Verlauf uns zwar etwas besser wurde, allein wir waren ganz machtlos.

Gleichwohl mußten wir am folgenden Tage uns wieder zur nämlichen Kost bequemen, die, wie den

vorigen, nur nicht ſo heftig, wirkte. Wir hatten unſer letztes Licht verbraucht. Drey Tage über mußten wir uns mit dieſen harten und groben Gewächſen behelfen, für denen uns eckelte, ſobald wir ſie an den Mund brachten. Zu eben der Zeit bekamen wir geſchwollene Beine. Dieſe Geſchwulſt nahm den ganzen Körper in der Maaſſe ein, daß, ungeachtet des wenigen Fleiſches, das wir noch an uns hatten, unſere Finger mit dem geringſten Drucke eine Vertiefung von mehr als einem Zoll in unſere Haut machten; und das Grübchen hielt ſich eine ganze Stunde. Unſere Augen lagen in den tiefen Höhlungen wie eingegraben. Starr durch die innere Auflöſung unſers Blutes und durch die ſtrenge Kälte von auſſen, hatten wir kaum das Vermögen wechſelsweiſe nach unſerm faſt ausgegangenen Feuer hinzukriechen, um nachzulegen, oder etliche auf dem Schnee umhergeſtreute Reiſer aufzuleſen. Hier ſtellte ſich mir das Andenken an meinen Vater dar, der unter den dringendſten Gefahren mir ſtets gefolgt war, welches, nebſt den Gedanken an meinen Tod, mein Herz aufs neue preßte. Ich dachte mir ihn, dieſen zärtlichen Vater, anfänglich meinetwegen unruhig, Nachrichten von mir erwartend; dann von Kummer gedrückt, wenn er nach verlaufener Zeit keine erhielt; endlich den Verluſt ſeines Sohnes, in allen Tagen

seines Alters bewainend. Ich weinte selbst, daß ich fern von seinen Armen, ohne Empfang seines letzten Seegens, sterben sollte. Diesen rührenden Gedanken, welcher durch das ausgestossene Stöhnen um mich herum unterbrochen wurde, folgten barbarische Anschläge, welche der natürliche Trieb zum Leben, und zu dessen Erhaltung mir eingab. Diese unseligen Gefährten meines Unglücks, deren Bemühungen mir bis dahin beygestanden hatten, sahe ich als eine Beute zu Stillung meines Hungers an. Aehnliche Gedanken las ich in ihren gierigen Blicken. Ich weiß nicht, wohin uns diese grimmige Neigung würde gebracht haben, als sich plötzlich das liebliche Getöne einer Menschenstimme im Walde vernehmen ließ. Sogleich entdeckten wir zwey Indianer mit Schießgewehr, die uns noch nicht wahrgenommen zu haben schienen. Durch diese plötzliche Erscheinung lebte unser Muth auf, und gab uns Kraft aufzustehen und auf sie so eifrig als uns möglich war, loszugehen.

Sobald sie uns ansichtig wurden, blieben sie wie angenagelt stehen; sahen uns starr an, von Bestürzung und Entsetzen unbeweglich. Außer dem Erstaunen, in das sie eine unversehene Zusammenkunft mit sechs Fremden in diesem Winkel der wüsten Insel, natürlich versetzen mußte, war unser Ausse-

hen

hen allein vermögend, dem Unerschrokendsten Grausen einzujagen. Unser zerlumpter Anzug, unsere unter der Geschwulst todtfärbiger Wangen versteckten Augen, das monströse Strotzen aller unserer Glieder, unser zottichter und gekrauster Bart, unsere zerzausten, auf unsern Schultern herumfliegenden Haare, mußten uns ein scheuliches Aussehen geben. Jedoch mahlten sich, so wie wir ihnen näher und näher kamen, tausend frohe Gefühle auf unsern Geberden. Einige weinten Freude, andere lächelten Freude. Allein, obgleich diese friedliche Zeichen die Wilden etwas zuversichtlicher hätten machen sollen, so zeigten sie doch noch nicht die geringste Lust sich uns zu nähern; und, wahrlich die durchgängige Abscheulichkeit unserer Person rechtfertigte ihren Kaltsinn hinlänglich. Ich gieng also auf den los, der mir am nächsten war, und reichte ihm eine flehende Hand hin. Er nahm sie, und schüttelte sie recht treuherzig; diese Art des Grußes ist unter den Wilden üblich.

Dann fiengen sie an uns einige Merkmale des Mitleids zu geben. Ich lud sie durch Zeichen ein, mit uns nach unserm Feuer zu gehen. Sie folgten uns ohne zu reden, und setzten sich neben uns. Einer von ihnen, der verdorben französisch sprach, bat uns in dieser Sprache, ihm doch zu sagen, wo wir herkämen, und welches Geschick uns an diesen Ort

geführt hätte. Ich gab ihm ohne Verzug eine so kurze Nachricht als möglich, von den ausgestandenen Trübsalen und Leiden. Da er mir durch meine Erzehlung ziemlich gerührt schien, fragte ich ihn, ob er uns etwas zu leben schaffen könnte. Er antwortete: Ja; da er aber sahe, daß unser Feuer ausgehen wollte, stand er hastig auf, und nahm unsere Axt, die er ein Weilchen lächelnd betrachtete; vermuthlich, weil sie so schlecht aussah. Er warf sie verächtlich weg, und nahm die, welche er bey sich hatte. In einem Augenblicke hatte er eine grosse Menge Aeste abgehauen, die er auf unser Feuer warf: darauf ergrief er seine Flinte, und gieng mit seinen Kameraden fort, ohne ein Wort zu reden.

Ein so plötzliches Weggehn hätte denen, welche mit der Laune der Indianer nicht bekannt sind, Unruhe machen können: allein ich wußte, daß diese Leute selten, und nur zur höchsten Noth, reden. Also zweifelte ich nicht daran, daß sie uns nicht Lebensmittel hohlen wollten; und versicherte meinem Völkchen, daß wir sie bald wieder sehen würden. Ob wir gleich der Nahrung sehr bedürften, so war doch, wenigstens nicht für mich, der Hunger das dringendste Anliegen. Das von den Wilden gemachte Feuer befriedigte alle meine Begierden, weil ich so viele Tage eine grimmige Kälte bey der schwa-

chen

chen Flamme unſers elenden Heerds ausgeſtanden hatte.

Die Indianer waren ſeit drey Stunden weg; und meine bekümmerten Gefährten fiengen an, die Hofnung ſie wieder zu ſehen zu verlieren, als wir ſie endlich um eine vorſpringende Landſpitze, in einem Kahn von Rinde auf uns zurudern ſahen. Bald darauf ſtiegen ſie am Ufer aus mit einem groſſen Stück geräucherten Wildprets, und mit einer Blaſe von Fiſchthran. Sie kochten das Fleiſch in unſerem eiſernen Topf mit geſchmolzenem Schneewaſſer: und da es gar war, gaben ſie uns mit vieler Vorſorge nur eine ſehr kleine Portion nebſt etwas Fiſchthran, um den gefährlichen Folgen vorzubeugen, die unſere Eßbegierde in dem ſchwächlichen Zuſtande, worinn ſich unſer Magen befand, hätte verurſachen können.

Nach Endigung dieſer ſparſamen Mahlzeit nahmen ſie mich nebſt zweyen meiner Kameraden in ihre Kajake, die zu klein war, um uns alle auf einmal einzunehmen. Ihre Wohnung war nur fünf Meilen weit. Bey unſerer Landung empfiengen uns drey Indianer, und zwölf Weiber oder Kinder die am Ufer des Meers uns erwarteten. Indeß daß die im Kahne zurück fuhren, um die übrigen von uns nachzuholen, führten uns die andern in ihre Hütten oder Wigwams, am Eingange des Waldes,

deren drey just so viel als Familien waren. Wir wurden von den guten Leuten mit der liebreichsten Gastfreyheit aufgenommen. Sie gaben uns eine Art Fleischbrühe ein, ließen uns aber, unsers Bittens ungeachtet, kein Fleisch essen, und keine zu starke Speise nehmen.

Ich fühlte eine sehr lebhafte Freude, da die Kajake zurück kam, und unsere drey Kameraden brachte. Auch nach einer so kurzen Trennung empfanden wir bey unserer Wiedervereinigung unter diesen Wilden das Vergnügen, welches diejenigen schmecken, die von der Kindheit auf Freunde gewesen, und nach einer langen Entfernung sich endlich im Schooße ihres Vaterlandes wieder finden. Diese Hütte deuchte uns ein Ort der Wonne. Das Entzücken, welches wir zeigten, nahm eine sehr alte Frau für uns ein, die viel Neugierde äusserte unsere Begebenheiten zu wissen. Ich gab dem Indianer der französisch verstand, eine umständlichere Nachricht als zuvor, die er den andern in seiner Sprache ertheilte. Während seiner Erzählung hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß die Weiber lebhaft davon gerührt wurden; und auf diesen Eindruck gründete ich die Hofnung einer guten Begegnung während unsers Aufenthalts.

Nach Befriedigung unserer ersten Nothdurft, fielen meine Gedanken auf die Unglücklichen, die wir

auf

auf der Stelle unſers Schiffbruchs gelaſſen hatten. Die Noth, der wir beynahe untergelegen hätten, ließ mich in Anſehung ihrer ein noch traurigeres Geſchick befürchten. Allein ich war, wenn es auch nur einer überlebt hätte, darauf gefaßt, keinen Verſuch zu ihrer Rettung zu unterlaſſen. Ich ſuchte den Wilden den Fleck der Inſel, worauf wir geworfen worden waren, genau zu bezeichnen; und fragte ſie, ob es nicht möglich wäre, Hülfe hin zu ſenden.

Auf die Beſchreibung, die ich ihnen vom Laufe des nächſten Fluſſes, und von der kleinen Inſel machte, die man nicht weit von ſeiner Mündung wahrnehme, erwiederten ſie, daß ſie die Stelle ſehr gut kannten, daß ſie hundert (engliſche) Meilen weit, und der Weg durch die Wälder ſehr beſchwerlich wäre; daß man, um dahin zu kommen, über Flüſſe und Berge müßte, und daß ſie ſich, wenn ſie die Reiſe unternähmen, einer Vergeltung ihrer Mühe verſähen. Die Foderung, daß ſie ihre Jagd ausſetzen ſollten, — das einzige Mittel ihre Weiber und Kinder zu erhalten, um eine mühſame Reiſe blos aus dem Bewegungsgrunde der Güte gegen unbekannte zu unternehmen, wäre nicht billig geweſen. Was ſie von der Entfernung ſagten, ſchien mir nicht übertrieben zu ſeyn, weil nach meiner eigenen Schätzung unſere Wanderungen längſt den Ufern nicht viel un-

ter hundert und fünfzig (engliſchen) Meilen geweſen waren. Ich ſagte ihnen alsdann, wovon ich noch nicht gedacht hatte, daß ich Geld hätte, und daß ich, falls ſie ſich etwas daraus machten, einen Theil zur Vergütung ihrer Mühe anwenden wollte. Mit dieſem Vorſchlage ſchienen ſie ſehr zufrieden zu ſeyn, und verlangten meinen Beutel zu ſehen. Ich nahm ihn aus den Händen meines Bedienten, um ihnen die darinn enthaltenen hundert und achtzig Stück Guineen zu zeigen. Bey Anſicht dieſes Goldes bemerkte ich in ihren Mienen Regungen, die ich bey einem wilden Volke zu erwarten weit entfernt war. Inſonderheit blickten es die Weiber auſſerordentlich gierig an; und da ich jeder eine Guinee verehrt hatte, ſchlugen ſie ein Gelächter aus vollem Halſe auf. Durch dieſes Zeichen drücken die Indianer die auſſerordentlichen Bewegungen der Freude aus.

So übertrieben ihre Foderungen hätten ſeyn mögen, ſo hätte ich doch nichts zu Rettung meiner Landsleute geſpart, wenn nur einer von ihnen noch gelebt hätte. Wir ſchloſſen einen Vergleich, wodurch ſie ſich verpflichteten, den folgenden Tag ihre Reiſe anzutreten, und ich, ihnen fünf und zwanzig Guineen bey ihrer Abreiſe, und eben ſo viel bey ihrer Wiederkunft zu geben. Sogleich waren ſie her, und verfertigten Schuhe, mit denen man über den Schnee

gehen kann, sowohl für unsere Matrosen, die sie holen sollten, als für sich selbst; und den Tag darauf reisten sie, nach Empfang des bedungenen Geldes, in aller frühe ab.

Von der Stunde an, da die Wilden in meinen Händen Geld gesehen hatten, verlohr mein Zustand alle die Annehmlichkeiten, die er ihrer Gastfreundschaft schuldig war. Sie wurden eben so habsüchtig, als sie bis dahin großmüthig gewesen waren, und foderten für die geringsten Handreichungen, die sie meinen Kameraden oder mir thaten, ihren Werth zehnfach. Ueberdies besorgte ich, dieser übertriebene Hang zum Gelde, den sie im Umgange mit den Europäern bekommen hatten, möchte sie verleiten uns zu plündern, und uns in den jämmerlichen Zustand wieder versetzen, aus dem wir mit ihrer Hülfe gekommen waren. Der einzige Grund, worauf ich die Hoffnung einer menschlichern Behandlung baute, war die angenommene Religion, indem sie, vor Abtretung dieser Insel nebst Kanada an England, durch die französischen Jesuiten, zum Christenthum bekehrt worden waren. Sie bezeugten die größte Innbrunst für ihren neuen Glauben, und betäubten uns am Abende oft mit ihrem traurigen Beten und Singen. Meinem Bedienten hatten sie alle ihre Gunst geschenkt, weil er ein Irrländischer

Katholik war, und mit ihnen betete, ob er gleich kein einziges Wort davon verstand. Ich zweifle sehr, ob sie im Stande waren, sich selbst zu verstehen; denn ihr Singen, oder vielmehr ihr Geheule, geschahe in einem Mischmasch von schlechtem Französisch und ihrer eigenen wilden Sprache; dazu kamen noch, etliche Brocken von lateinischen Phrasen, die sie von ihren Mißionaren beybehalten hatten.

Diese Insulaner haben in Gestalt und Sitten allgemeine Aehnlichkeitszüge mit den Wilden auf dem festen Lande im Amerika. *) Doch ist ihre Sprache von der Sprache aller andern mir bekannten Völker oder Stämme sehr verschieden. Auch unterscheiden sie sich durch den Gebrauch, daß sie ihre Haare wachsen lassen, welches unter den Indianern auf dem festen Lande blos den Weibern eigen ist. Uebrigens haben sie zu den geistigen Getränken die unter den Wilden so allgemeine heftige Neigung.

Es vergiengen noch viele Tage, ehe wir unsere Kräfte wieder erlangten, und starke Speisen verdauen

*) Ist nichts neues. Die Wilden sind sich überall bis auf unerhebliche Abänderungen eben so gleich, als die gesitteten Völker einander es sind; und zwar, weil jene, so wie diese, nach einerley Grundsätzen, jene nach natürlicher Freyheit, diese nach Verträgen, denken und handeln. Uebers.

bauen konnten. Die einzige, welche die Indianer uns zu verschaffen im Stande waren, bestand aus Fleisch vom Elendthier, und Seekalböl, wovon sie während der Jagdzeit lediglich leben. Wir hätten zwar bey der Erinnerung an so viele vergangene Widerwärtigkeiten, die Veränderung unserer Lage preisen, und unsern Aufenthalt unter den Wilden anmuthig finden sollen; allein ich fühlte einen starken Drang sie zu verlassen, wegen der mir anvertrauten, und für den Dienst des Staats vielleicht äusserst wichtigen Depeschen; um so mehr, da ich wußte, daß die Duplikate durch die verunglückte Goelette verlohren gegangen waren. Allein ich fühlte mich noch dergestalt entkräftet, daß es mir, innerhalb einer gewissen Zeit, unmöglich war, die geringste Bewegung vorzunehmen, und ich lernte, so wie die Gefährten meiner Unfälle, wie schwer sich ein so starker Angriff des Körpers überwinden lasse.

Nach einer vierzehntägigen Abwesenheit kamen die Indianer mit dreyen der unsrigen zurück, den einzigen die der Tod unter acht in der Hütte zurückgelassenen Personen verschont hatte. Sie erzehlten uns, daß sie, nach gänzlicher Aufzehrung des Proviants, etliche Tage über von der Elendshaut gelebt hätten, die wir mit ihnen nicht hatten theilen mögen; daß, nach Erschöpfung dieser Quelle, dreye

erhungert, und die andern in dem abscheulichen Nothfalle gewesen wären, sich von ihren Kadavern zu nähren, bis zur Ankunft der Indianer; daß einer der übrigen fünfe sich der Eßbegierde so unvorsichtig überlassen hätte, daß er nach etlichen Stunden unter unsäglichen Schmerzen gestorben wäre; endlich, daß einer sich zufällig getödtet hätte, indem er sich mit dem Gewehr eines Wilden befaßte. Also war unser Trupp, der anfangs aus neunzehn Personen bestand, damals bis auf neune geschmolzen; und so oft ich dran denke, wundere ich mich, daß ein einziger hat können davon kommen, da wir drey Monate lang mit allen vereinigten Unfällen der Kälte, der Strapatzen und des Hungers zu kämpfen gehabt haben.

Die Schwäche unserer Kräfte hielt uns noch vierzehn Tage in diesem traurigen Orte auf; innerhalb welchen ich, wie vorher, genöthigt war, unsere Nahrung und die geringsten Bedürfnisse für den übermäßigsten Preiß zu erkaufen. Da nach Verlauf dieser Zeit meine Gesundheit etwas wieder hergestellt, und mein Beutel meist ausgeleert war, so hielt ich mich verpflichtet, meine persönliche Zuträglichkeit der Schuldigkeit meines Dienstes aufzuopfern und entschloß mich meine Depeschen dem General Clinton so eilfertig als möglich zu bringen,

ob

ob es gleich die zum Reiſen ungelegenſte Jahrszeit war. Dem zufolge bewog ich die Indianer, vermittelſt vierzig Guineen, die ich ihnen bey meiner Ankunft zahlen wollte, mich nach Halliſax zu bringen. Ferner nahm ich auf mich, ihnen alle Koſt und alle gehörigen Erquickungen in jeder bewohnten Gegend, wo wir durchkommen würden, zu verſchaffen. Andere Indianer mußten unſere übrigen Leute auf eine Niederlaſſung am Spaniſchen Fluſſe bringen, wo ſie bis aufs Frühjahr bleiben, und auf eine Gelegenheit nach Halliſax zu Waſſer zu kommen warten ſollen. Ich ſchoß dem Kapitain alles Geld, das ihm zu ſeinem und ſeiner Matroſen Unterhalt nöthig war, auf einen Wechſelbrief vor, den er mir auf ſeinen Rheder in Neu-York ausſtellte; dieſer ſchämte ſich nicht, mir in der Folge ſeine Zahlung zu weigern, unter dem Vorwande, daß, da das Schiff verlohren gegangen, weder der Kapitain, noch die Mannſchaft weitern Anſpruch an ihn hätten.

Ich reißte den zweyten April ab, in Geſellſchaft zweyer Indianer, meines Bedienten und Herrn Winslow, eines jungen Paſſagirs unſers Schiffes, einer von den dreyen, die in der Hütte leben geblieben waren. Jeder von uns nahm vier paar indianiſche Schuhe, ein paar Schneeſchuhe, und Proviant auf 14 Tage mit. Abends kamen wir an den

Ort, den die Engländer Broad-Oar — den breiten Schacht — nennen, wo uns ein ſtürmiſches Schneewetter den ganzen folgenden Tag aufhielt. Den vierten reißten wir wieder ab; und nach einem Wege von funfzehn Meilen erreichten wir das Geſtade eines ſehr ſchönen Sees mit Seewaſſer, der St. Petrus-See genannt, deſſen Ende ſpitz zu und ins Meer läuft. Hier begegneten wir zweyen indianiſchen Familien, die auf die Jagd giengen. Ich kaufte ihnen einen Kahn von Baumrinde für vier Guineen ab, weil meine Führer mir ſchon bedeutet hatten, daß er uns oft nöthig ſeyn würde, um über gewiſſe Stellen des Sees zu ſetzen, die nie gefrieren. Da wir auf andern Stellen über das Eis mußten, war ich auch genöthiget zwey Schlitten zu kaufen, um den Nachen drauf zu ſetzen und ihn mit uns zu ſchleppen.

Nachdem wir zwey Tage geruhet und uns mit neuem Proviant verſehen hatten, giengen wir den ſiebenten wieder unſers Weges, und nahmen ihn etliche Meilen weit längſt dem See hin; da aber das Eis unſicher war, mußten wir den Weg verlaſſen, und einen andern durch den Buſch nehmen, wo der Schnee ſechs Fuß hoch lag. Ein mit Regen vermiſchtes Thauwetter, das den folgenden Tag einfiel, erweichte ihn ſo ſehr, daß es uns nicht länger

möglich

möglich war darauf fortzukommen. Also mußten wir Halt machen. Ein groſſes Feuer, eine bequeme Hütte und reichlicher Proviant halfen uns dieſen verdrüßlichen Vorfall ertragen, ohne uns die Unruhe zu benehmen.

Lange auf dem Schnee reiſen zu können, durfte man wegen des ſich neigenden Winters nicht hoffen, wo nicht etwann ein ungefährer Froſt einfiel; und falls keiner mehr kam, ſo blieb uns das einzige übrig, zu warten, bis der See ganz vom Eiſe rein war, welches uns noch vierzehn Tage aufhalten konnte. Unſer Zuſtand ward in dieſem Falle eben ſo unglücklich als der, in welchen uns der Schiffbruch verſetzt hatte, auſſer daß die Jahrszeit nicht ſo rauh, wir beſſer mit Lebensmitteln verſorgt, und wenigſtens Gewehr hatten, friſche zu holen.

Zum Glück trat der Froſt den zwölften wieder ein, und wir glaubten dieſe Gefälligkeit mit dem morgenden Tage benutzen zu müſſen. Wir machten den Tag ſechs Stunden, bald auf dem Treibeiſe, und bald auf dem Kahne. Da, den vierzehnten, unſere Lebensmittel meiſt aufgezehrt waren, ſchlug ich vor, nach Wildpret auszugehen, das mir in dieſem Bezirk in Menge zu ſeyn ſchien. Die Wilden denken nur an die Bedürfniſſe für heute, und um morgen ſind ſie unbeſorgt. Dieſe Vorſorge war indeß ſehr

weſentlich

wesentlich, weil ein plötzliches Thauwetter uns auszugehen hindern konnte. Ich gieng mit einem meiner Führer in den Busch; und wir kamen bald auf das Gefährte eines Elendthiers, welches mein Indianer innerhalb einer Stunde hatte. Er weidete es mit vieler Geschicklichkeit aus, fieng das Blut in die Blase, und hieb den Rumpf in vier starke Viertel von denen wir selbst eine Parthie bis in den Kahn auf den Schultern trugen; und das übrige von dem andern Indianer, meinem Bedienten und Herrn Winslow nachholen liessen. Durch diese Jagd bekam unser Proviant eine so beträchliche Verstärkung, daß wir keinen Mangel an demselben mehr befürchten durften, falls ein gählinges Thauwetter uns an der Fortsetzung unserer Reise auf dem See oder in den Büschen gehindert hätte. Denn fünfzehnten reisten wir morgens sehr früh ab, und machten sechs Stunden den Tag über, wodurch unsere durch die langen Martern schon erschöpften Kräfte so ermattet wurden, daß wir uns den folgenden Morgen unmöglich wieder auf den Weg machen konnten. Die Ermüdung hielt uns noch bis auf den achtzehnten zurück; dann aber traten wir unsere Reise wieder auf die nämliche Art an, das heißt, bald auf dem Treibeise, bald in dem Kahne, an Stellen, wo der See nicht gefroren war. Ich hatte damals Gele-

genheit

genheit die Schönheiten dieſes Sees, eines des angenehmſten, die ich in Amerika geſehen habe, zu bemerken, obgleich dieſe Jahrszeit zu Aufdeckung aller ſeiner Vorzüge nicht bequem war. Er iſt mit einer unſäglichen Menge kleiner, hin und her auf ſeiner Fläche verbreiteter Inſeln bedeckt, die ihm eine Aehnlichkeit mit dem berühmten See Killarney und andern Irländiſchen Seen mit ſüſſen Waſſern geben. Der Boden ſchien ſehr ergiebig, und der Aufenthalt müßte im Sommer ſehr angenehm ſeyn; wenn man ſich ſüſſes Waſſer verſchaffen könnte, welches ihnen gänzlich fehlt; und deswegen ſind ſie ſonder Zweifel nicht bewohnt. Wenn das Eis zuſammenhängend und feſter geweſen wäre, ſo hätten wir uns viel Zeit und Mühe ſparen, und grade zu von einer Spitze zur andern, und von einer Inſel zur andern, gehen können, anſtatt daß wir faſt in jedem Bay groſſe Umwege nehmen mußten.

Den zwanzigſten kamen wir an einen Ort, St. Pierre genannt, wo eine Niederlaſſung von engliſchen und franzöſiſchen Familien iſt. Ich bin es der Erkenntlichkeit ſchuldig, hier des Herrn Cavanaugh, eines engliſchen Kaufmanns, zu gedenken, von dem wir mit aller Artigkeit aufgenommen wurden. Auf die Nachricht von meinen Unglücksfällen, hatte er das Zutrauen mir zweyhundert Pfund Sterlinge auf einen

Wechsel vorzuschiessen, den ich auf meinen Vater ausstellte, obgleich unser Name ihm ganz fremd war.

Ohne die Besorgniß in die Hände der amerikanischen Kaper zu fallen, welche diese Gegenden damals unsicher machten, würde ich zu St. Pierre ein Fischerboot genommen haben, um nach Hallifax zu kommen. Da an diesem Orte der See vom Meer nur durch einen etwan eine Meile breiten Wald geschieden wird, so brauchten wir unsere Kajake nur durch diesen Raum zu schleppen, um das Ufer zu erreichen und uns einzuschiffen. Nachdem wir uns die folgenden Tage an etlichen unbedeutenden Oertern aufgehalten hatten, kamen wir den fünf und zwanzigsten zu Narrashoc an, wo wir eben so gastfrey als zu St. Pierre aufgenommen wurden. Wir giengen den sechs und zwanzigsten in unserer Kajake von da weg auf die Insel Madame zu, welche fast mitten in der Strasse der Bay Canceau liegt, durch welche die Insel Cap-Breton von Akadien oder Neu-Schottland getrennt wird. Allein an der Spitze dieser Insel entdeckten wir eine so grosse Menge Treibeis, daß es äusserst unbesonnen gewesen wäre, uns mit unserm zerbrechlichen Kahne dahin zu wagen. Also kehrten wir nach Narrashoc zurück, wo ich ein Fahrzeug miethete, das ihm besser trotzen konnte. Die Kajake ließ ich an Bord nehmen, und den sieben und

zwan-

zwanzigsten liefen wir mit dem günstigsten Winde in drey Stunden die Strasse durch, und landeten zu Canceau, die ihr den Namen giebt. Endlich brachte uns unsere Kajake nach einer zehntägigen Farth längst den Küsten bis in den Hafen von Hallifax.

Nach Empfang der bedungenen Summe, und der Geschenke, mit denen ich meine Erkenntlichkeit gegen diejenigen, denen ich die Rettung meines Lebens schuldig war, zu befriedigen glaubte, verliessen uns die Indianer in etlichen Tagen, um auf ihre Insel zurück zukehren. Da ich noch lange auf eine Schiffsgelegenheit warten mußte, so hatte ich während dieser Zwischenzeit die Freude, meine Unglücksgefährten ankommen zu sehen, welche die andern Indianer über den Spanischen Fluß gebracht hatten. Nach einem Aufenthalte von zwey Monaten schiffte ich mich endlich auf das Schiff, die königliche Eiche, ein, und langte zu Neu-York an, wo ich dem General Clinton meine späten Depeschen in den mislichsten Umständen zustellte.

XVIII.

Abentheuerliche Geschichte John Byrons.

Aus dem Englischen.

John Byron ist der zweyte Sohn des verstorbenen William Lord Byron, von Rochdale. Er wurde

wurde den 8ten November 1723 gebohren, und gieng, nachdem er eine ſtandesmäßige Erziehung genoſſen hatte, ſehr jung in Seedienſte. Seine erſte Ausflucht in dieſem Dienſte war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor er ſie überwunden hatte, unmöglich hätte glauben können, daß ein menſchliches Weſen ſie aushalten könnte. Da ſeine Gedult, ſeine Unterwerfung und Standhaftigkeit, ſeine Menſchlichkeit und Entſchloſſenheit in dieſen Umſtänden einen wahren Mann bezeichnen, und die Würde des menſchlichen Charakters erhöhen, ſo wollen wir einige Beyſpiele davon anführen.

In ſeinem 17ten Jahr gieng er als Volontair am Bord des Wager, eines von den Schiffen der Eſcadre, die im Jahr 1740 zu einer Expedition unter dem Commando des Lords Anſon ausgerüſtet wurde. Dies Schiff war ein alter Indienfahrer, welches die Regierung bey dieſer Gelegenheit gekauft und zu einem Kriegsſchiff hatte einrichten laſſen. Da es aber als ein Vorrathsſchiff gebraucht werden ſollte, ſo wurde es mit allen Arten von Materialien zur Ausbeſſerung, mit Kriegs- und andern Bedürfniſſen, zum Gebrauch der Eſcadre ſehr überladen. In dieſer Beſchaffenheit war es unmöglich, daß der Wager ſeine Station mit den übrigen Schiffen

sen halten konnte. Durch einen Windstoß aus der südlichen Mündung der Enge la Maire verlohr er die Escadre aus dem Gesichte, und bald nachher auch seinen Hindermast. Kapitain Cheap, der nach dem Tode des Kapitains Kidd das Commando des Schiffs übernommen hatte, bemühte sich, die Insel Socaro, unweit Baldikia, als den ersten Versammlungsplatz zu erreichen, so sehr auch alle seine Offiziere dagegen waren. Er hörte nicht auf ihren Rath, weil es ihm seiner Pflicht zuwider schien, und schien gar nicht das zu befürchten, was alle andre mit Recht so sehr beunruhigte, nemlich die augenscheinliche Gefahr unter dem Winde auf eine Küste zu stossen. Sie hatten schon einige Zeit gemerkt, daß sie sich dem Lande näherten. Der Kapitain wurde auch gar bald, aber zu spät, von seinem Irrthum überzeugt, und befahl, man sollte suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst; denn von der ganzen Mannschaft waren nur zwey Hände fähig zu arbeiten. Das Schiff stieß auf den Grund. Sie blieben eine Weile in der fürchterlichsten Situation. Es ward Nacht; und das Steuerruder wurde gleich anfangs verlohren. Herr Byron sagt, er habe alle die verschiedene Arten des Schrekens und dessen Wirkungen auf die verschiedene Charaktere beobachtet. Es muß daher auf den Beobachter selbst die Gefahr keinen Ein-

druck gemacht haben. Einige waren völlig ihrer Sinne beraubt. Einer insbesondere gieng in der Verzweiflung auf dem Verdeck umher, schwung seinen Hirschfänger, und nannte sich selbst König des Landes. Einige waren wie versteinert, und überhaupt war die Scene der rund umher schäumenden Wellen so fürchterlich, daß auch einer der herzhaftesten Männer sich nicht enthalten konnte, seine Furcht zu äussern, und sich über Bord würde gestürzt haben, wenn man ihm nicht zuvor gekommen wäre. Einige behielten gleichwohl ihre Fassung und der Steuermann blieb auf seinem Posten, obgleich Steuer und Ruder fort waren. Aller Wunsch war nunmehr, das Schiff nur so nahe ans Land zu bringen, daß man das Leben retten könnte. Es gelang ihnen endlich, daß sie in eine Oefnung liefen und das Schiff zwischen 2 Felsen klemmten. Nun wurde gleich der Haupt- und Vordermast gekapt. Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und jetzt waren diejenige, welche vor wenig Minuten die größte Verzweiflung gezeigt, und auf ihren Knien um Rettung gefleht hatten, eben die, welche Kisten und Kasten aufbrachen, den Wein und Brantweinfässern den Boden einstiessen, und sich so sehr berauschten, daß einige davon am Bord ersoffen, und überschwemmt auf dem Verdeck lagen. Herr Byron

war

war nicht im Stande, ein Stück von seiner Kleidung zu retten, sondern gieng mit dem Kapitain und dem Volck ans Land, ausgenommen die Schwelger und Besoffenen, welche nicht vom Schiffe wollten, so lange noch ein Tropfen zu trinken da war.

Das Land war, wo möglich, noch schrecklicher als die See; öde und unfruchtbar, ohne das mindeste Zeichen von Cultur, ohne natürliche Produkte, oder wirthbaren Schatten. Das Land, welches sie entdeckten, war etwan 90 Grad nordwärts von der Westlichen Mündung der Magelanischen Strasse, und sie konnten die Cordilleras von da sehen, aber nicht unterscheiden, ob es eine Insel oder festes Land sey. Sie hatten, als sie das Ufer erreichten, in zweymal 24 Stunden nicht gegessen, und nun fanden sie nichts vorräthig, als etwann 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, eine Rothgans und etwas wilden Sellery; ein karges Frühstück für 140 Menschen. Es ist unmöglich, alle die verschiedenen Beschwerlichkeiten umständlich zu beschreiben, die Herr Byron in diesem unwirthbaren Lande ausgestanden, dessen gleichen kaum auf dem ganzen Erdboden durfte gefunden werden, indem es weder Früchte, noch Getreide, auch so gar nicht einmal Wurzeln hervor bringt, die ein Mensch geniessen könnte, und was noch seltener ist, selbst die See, welche

ſonſt mancher unfruchtbaren Kiſte Nahrung und Ueberfluß verſchaft, iſt an dieſer ſtürmiſchen und unwirthbaren Kiſte meiſtens ſo unfruchtbar als das Land.

Ihr Elend war ſo hoch geſtiegen, daß die Aasvögel, welche herbeykamen, um die Leichname der ans Land getriebenen Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbiſſen waren. Einige Indianer kamen in Böten in die Bay gerudert, wo ſie gelandet hatten, und brachten ihnen etwas weniges von Lebensmitteln, womit ſie ſich eine kurze Zeit behelfen konnten; und etwas retteten ſie auch noch aus dem Schiffe, vber alles dies war für ihr Bedürfniß bey weitem nicht hinlänglich. Diejenigen, welche am Bord Schwelger geweſen waren, wurden auf dem Lande Kleinmüthige; Murren, Mißvergnügen und lautes Geſchrey nahm überhand; alle Diſciplin hörte auf, und ein Theil des Volks machte den Entwurf, den Kapitain zu verlaſſen, und für ſich ſelbſt eine Reiſe zu wagen. Andere beſchloſſen, ſich des groſſen Boots zu bemächtigen, es zu verlängern und zuzutackeln, und davon zu gehen, welches ſie zuletzt auch thaten, und den Kapitain, welchen ſie haßten, zurück lieſſen. Herr Byron war am Bord dieſes groſſen Boots, und gieng mit ihnen; da er aber fand, daß ihre Abſicht ſey, den Kapitain zurück zu laſſen, ſo bediente

er

er sich der ersten Gelegenheit, von ihnen wegzukommen, welches auch in der ersten Nacht geschahe, als sie in einer kleinen Bay einliefen. Herr Byron hatte sich durch sein Betragen bey der ganzen Equipage sehr beliebt gemacht. Er fuhr daher nachmals in des Kapitains Barke zu diesen Flüchtlingen, um sie zu vermögen, den zurückgebliebenen etwas von der Provision zu überlassen, die sie noch aus dem Schiffe gerettet hatten: allein, sie wollten nicht ein Pfund Rindfleisch missen; sie segelten von der Insel weg, und man hat weiter nichts von ihnen erfahren. Die Zahl derer, die auf der Insel (der man den Namen Wagers-Insel beygelegt hatte) zurückgeblieben waren, war nun bis auf zwanzig geschmolzen. Allein, da sie sich nun alles aus dem Schiffe geborgenen Vorraths beraubt sahen, so waren ihre Schwierigkeiten und ihre Noth um nichts geringer; folgende sonderbare Anekdote giebt einen Begriff davon: Herr Byron hatte eines Tages einen kleinen indianischen Hund gefunden, der sich sehr an seinen neuen Herrn attaschierte, und die Freundschaft und Treue wurde bey jedem gegenseitig. Eines Tages kamen einige von den Schiffsleuten nach seinem Zelte, und sagten ihm, ihre Noth wäre so groß, daß sie dies Geschöpf entweder verzehren oder Hunger sterben müßten. So dringend ihr Antrag war, so suchte doch Herr By-

ron alle Gründe hervor, sie zu bewegen, den Hund leben zu lassen; aber vergebens. Ohne auf Gründe acht zu geben, nahmen sie ihn mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Herr Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzte er sich bey ihnen nieder, und speisete mit. Drey Wochen nachher war er sehr froh, von den halb vermoderten Pfoten und dem Felle, die er auf der Stelle, wo sie ihn tödteten, noch fand, eine Mahlzeit machen zu können. — Auch aus folgendem Umstand mag man die Grösse ihrer Noth sich vorstellen. Unter andern Hülfsmitteln, welche ihnen ihr Bedürfniß ersinnen half, hatte auch ein gewisser Philipps eine Wassertonne erhascht, an beiden Seiten derselben ein Stück Holz befestigt, und war mit diesem sonderbaren Fahrzeuge in See gestochen, sein Heyl zu versuchen. Durch dies Mittel dachte er, wenn alle andre verhungerten, sich mit wildem Geflügel zu versorgen; und es müßte sehr schlimm Wetter gewesen seyn, wenn es ihn abschrecken sollte, in See zu gehen, wenn es sein Bedürfniß erfoderte. Die Mannigfaltigkeit der Noth, die sie auszustehen hatten, machte endlich, daß sie daran gewohnt wurden; aber ihre Begierde, die Insel zu verlassen, blieb immer gleich groß. Der Kapitain war Willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Sie waren noch zwanzig Mann stark. Sie setzten sich

dem-

demnach in das Boot und den Nachen, als die einzigen Fahrzeuge, die sie hatten; und nach einer Arbeit von zwey Monaten, in welcher Zeit sie auf die schrecklichste Weise herumgetrieben waren, und auch ihren Nachen verlohren hatten, und viere von ihren Leuten verlassen müssen, sahen sie sich gezwungen, nach Wagers-Insel zurück zu kehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebürge herum zu kommen. Bald nach ihrer Zurückkunft kam eine andre Parthey Indianer in zwey Böten nach der Insel, worunter sich ein indisches Cacique, vom Geschlecht der Chenes, befand, die in der Nachbarschaft von Chiloe wohnen. Mit diesem trafen sie den Verglich, daß sie ihm die Barke und alles Eisenwerk, das man aus dem grossem Schiffe gerettet hatte, geben wollten, wenn er sie durch die Bays und Buchten führen wollte, durch welche er zu der Insel gekommen war. Sie schifften sich also in die Barke ein, denn es waren ihrer nur noch dreyzehn übrig, und traten die Reise an, eine Reise, die unter allen Expeditionen schwerlich ihres gleichen hat. Indem sie sich bemühten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinan zu arbeiten, waren sie entkräftet, muthlos und ausgehungert worden, daß einer, der noch von den Stärksten war, vom Steuer herunter sank, ganz erschöpft von Mangel an Nahrung. Kapitain Che-

ap wollte ihm keinen Bissen Essen geben, so hart war er durch anhaltende Noth geworden, ob er gleich ein grosses Stück von einem gesottenen Meerkalbe hatte, und Herr Byron war der einzige, welcher, da er einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, ihm von Zeit zu Zeit einen in den Mund steckte, welches zwar seine Marter, aber nicht sein Leben verlängerte.

Ihre Bemühung, den Fluß hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie einsmals sich in die dicken Moräste des Landes gewagt hatten, wo sie bey jedem Schritte bis ans Knie, und zuweilen bis an die Lende, hinein sanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, eilten bey ihrer Zurückkunft 6 von den übrigen Schiffsleuten nebst einem Indianer, herbey, bemächtigten sich der Barke, giengen davon, und liessen den Kapitain, Herrn Byron, Herrn Hamilton, Herrn Kampbel und Herrn Elliot zurück. Nunmehr schienen alle ausgestandene Beschwerlichkeiten, in Betracht dessen, was sie von dieser Verrätherey zu befürchten hatten, blos eine Kleinigkeit zu seyn. Allein diese schreckliche und verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hofnungslose Zustand sollte ihnen ein Beweis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden. Als sie eben im Begriff waren, in See zu gehen, erschien ein Boot; sie gaben ihm ein Zeichen,

chen, und die Indianer kamen ans Land. Mit vielen Schwierigkeiten beredeten sie dieselben, den Fluß hinauf zu gehen, welches in den Böten thunlich war, da es ohnmöglich gewesen seyn würde, die schwere Barke hinauf zu arbeiten. In dieser elenden Situation wurde unser Held von zweyen Indianerinnen sehr freundlich aufgenommen: aber der Umgang dauerte nicht lange. Es wird erlaubt seyn, einen Umstand ihres Elendes zu erzählen, den unsre weiblichen und delikaten Leser ohne Zweifel entschuldigen werden. Da sie stets eine Thräne für das menschliche Elend in Bereitschaft haben, so wird ihnen eine Erzählung, die so voller Jammer ist, nicht zu eckelhaft scheinen. Da Herr Byron und die übrigen ihre Kleidung nicht wechseln konnten, so hatten sie dasselbe Hemd verschiedene Monate tragen müssen, und jetzt war es so zu sagen ganz lebendig von Ungeziefer. Kapitain Cheap glich vollkommen einem Ameisen Hauffen, wo Tausende dieser Insecten umher krochen, denn er mogte keine Versuche mehr machen, sich von dieser Qual zu befreyen. Herr Byron zog, so oft es sich thun ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Stein darauf, in Hofnung, Hunderte mit einem Streiche zu tödten. Und dies war doch der würdige, der feine Admiral Byron, der dieß erfuhr, und mehr davon

litt, als ſelbſt vom Hunger. Nach drey mühſeligen Tagen erreichten ſie einen Landweg. Jeder hatte etwas zu tragen, und Herr Byron hatte einen naſſen und ſchweren Kanevas, nebſt einem Stück vom ſtinkenden Seekalb, das dem Kapitain gehörte. Ihr Weg gieng durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Moraſt, wo man mit jedem Schritte faſt bis zur Lende hinein ſank. Herr Byron blieb in dieſer ſchrecklichen Gegend zurück, indem er von einem Stamme in einen tiefen Moraſt gefallen war, worinn er beynahe ertrunken wäre. Er warf ſeine Bürde von ſich, um ſeine Gefährten wieder zu erreichen. Allein, da der Kapitain Cheap ihm Vorwürfe machte, daß er ſein Seekalbfleiſch verlohren hätte, gieng er 5 Meilen durch den Wald zurück, um es zu holen. Bey ſeiner Zurückkunft aber ſchifften ſie ſich nicht nur ohne ihn ein, ſondern lieſſen ihm auch ſogar nicht einmal ein Stück von dieſem ſtinkenden Fleiſche zurück, wofür er ſo vieles ausgeſtanden hatte. Als die Nacht einbrach, und er von Hunger und Arbeit ganz entkräftet war, fiel er in einen Schlaf, und da er vor Tage erwachte, hörte er in einiger Entfernung etliche Stimmen, und erblickte bald eine Hütte. Er wollte hinein gehen, bekam aber verſchiedene Stöſſe ins Geſicht, und wurde abgewieſen. Bald nachher aber wurde er zugelaſſen,

und

und mit dieſer Parthey Indianer ſchiffte er ſich wieder ein. Als ſie in der Nacht landeten, zogen ſie ihr Boot ans Land, machten ſich den Augenblick davon, und lieſen den Herrn Byron in einer dunkeln und traurigen Wüſte, in ſtarken Regen zurück. Den folgenden Tag aber nahmen ſie ihn mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fiſchfang zu verſprechen ſchien, wo ſie auch viel Muſcheln fanden. Aber ſo ausgehungert Byron auch war, ſo nahm er ſich doch keine Zeit, eine zu eſſen, um keinen Augenblick zum ſammeln zu verlieren, und er hatte ſeinen Hut beynahe voll, bevor ſie zu ihrem Boote zurükkehrten. Die Indianer wurden ſehr erboßt auf ihn, daß er die Schaalen der Muſcheln über Bord warf. Sie ſchlugen ihn, und es koſtete Mühe, ſie abzuhalten, daß ſie ihn nicht in die See warfen. Dieß bezog ſich auf einen gewiſſen Aberglauben. Einige Tage nachher traf er ſeine Gefährten wieder an, die nunmehr ſo abgezehrt waren, daß man noch kaum eine Menſchengeſtalt an ihnen erkennen konnte. Herr Elliot war von den erſchrecklichen Beſchwerlichkeiten geſtorben, und Herr Hamilton trennte ſich jetzt von den übrigen, und begab ſich zu einer andern Parthey Indianer. Nach zwey oder drey Tagen erreichten ſie endlich die Inſel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und groſſer Lebensgefahr.

Es war im Monat Junius, also dort mitten im Winter, als sie landeten, und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indianer nahmen sie sehr freundschaftlich auf, und hatten sämtlich, besonders aber die Weibspersonen, so viel Mitleid mit ihnen, daß jeder etwas beytragen wollte, den armen Schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Sie waren so heishungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als essen, sogar sagt Herr Byron, der Hunger habe einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Hände kamen, geschwind in die Tasche zu stecken. — Das übrige von dieser Expedition wollen wir nur kurz erzählen. — Sie wurden mit einer spanischen Bedekung nach Castro gebracht, und von da nach Chaco. Unterwegs erwarb sich Herr Byron die Gewogenheit einer Dame, und ihrer beyden Töchter. Sie sagten, sie wollten beym Gouverneur die Erlaubniß für ihn auswürken, sich einen Monat in ihrem Hause aufzuhalten, welches er nachmals auch that.

Die Nichte eines alten Priesters, welcher für die reichste Person auf der ganzen Insel gehalten wurde, verliebte sich in ihn, und der alte, der auf

ihre

ihre Bitte sichs gefallen ließ, ihm den Antrag zu thun, zeigte Herrn Byron alle seine Reichthümer, und unter andern auch ein Stück Leinwand, woraus alsobald Hemde für ihn sollten gemacht werden, wenn er die Nichte heyrathen wollte. Herr Byron sagt, diese Versuchung habe ihn beynahe überwältigt. — Zu Anfang des Januars 1743 brachte man sie an Bord eines Schiffes, das nach Valparaiso bestimt war. Als sie dort anlangten, wurden sie auf Befehl des Gouverneurs, in die verfluchte Höhle gesteckt; Capitain Cheap aber und Herr Hamilton, da sie ihre Patente vorzeigen konnten, wurden damit verschonet. Der Unterhalt, der ihnen hier gereicht wurde, war so karg, daß sie nicht davon leben konnten, und sie hätten verhungern müssen, wenn nicht die über sie bestellte Schildwache von eigenem Solde ihnen das Nöthige gereicht hätte. Für diese großmüthige That fand Herr Byron nachmals Gelegenheit ihn Wohl zu belohnen. Hierauf wurden sie nach St. Jago, der Hauptstadt in Chili, beordert, wo sie eine gute Aufnahme und Begegnung genossen. Ein schottländischer Arzt, Namens Don Patricio Gedd, hatte kaum vernommen, daß vier englische Gefangene angelangt wären, als er zum Präsidenten gieng, und bat, daß sie bey ihm möchten einquartirt werden; und wenn sie seine leiblichen

Brüder

Brüder gewesen wären, so hätten sie nicht freundschaftlicher aufgenommen werden können. Sie lebten bey ihm zwey Jahre, und Herr Byron versichert, daß kein Mann von allgemeinerer Menschenliebe in der Welt ist. Das Vergnügen und der Ueberfluß, so sie an diesem reizenden Orte genossen, machte daß sie bald alle ausgestandenen Mühseligkeiten vergassen.

Etwa den 20ten December 1744 giengen sie wieder zu Schiffe, und kamen nach einer sehr gefährlichen Reise den 27ten October 1745 zu Brest an, wo sie nach einem kurzen Aufenthalt ein holländisches kleines Fischerschiff bedungen, das sie nach Dover brachte. Ihre Baarschaft war so sehr erschöpft, daß sie bey ihrer Ankunft zu London (zu Anfange des Jahrs 1746) nicht einmal die Umläufer bezahlen konnten.

Im August 1748 vermählte er sich mit Miß Treville. Vor dem Letzten finden wir keine Situation von einiger Wichtigkeit, die wir von ihm zu erzählen hätten, welches kein Wunder ist, weil er noch erst viele Stufen des Dienstes zu ersteigen hatte, bevor er auf einen Commandoposten Anspruch machen konnte. Zu Anfang des Jahrs 1758 wurde er beordert im Kanal zu kreuzen, wo er die drey Schiffe, the Amerika, Conventry und Brillant commandirte,

birte, und unter andern den Diamant, ein schönes Schiff von 14 Canonen in die Luft sprengte, einen Kaper aufbrachte, und den Intrepide versenkte.

Hierauf wurde er nach Amerika geschickt, und kommandirte die Englische Flotte zu Louisburg. Als er hier vernahm, daß sich feindliche Schiffe in Bays sehen lassen, und verschiedene derselben in der Bay von Chaleurs postirt wären, segelte er alsobald mit den Schiffen, the Fame, Dorsetschire, Achillis, Scarborough und Repulse ab, um sie anzugreifen und aufzureiben; und richtete seinen Auftrag mit vieler Tapferkeit, Klugheit und Ehre aus.

Als der Minister es für gut fand, die Festungswerke von Louisburg zu demoliren, so erhielt Commodore Byron den Auftrag, solches zu bewerkstelligen.

Seine Reise um die Welt und seinen fernern Diensten übergehen wir.

XIX.

Geschichte eines französischen Offiziers in der Sklaverey. *)

Ich hatte zwölf Jahr Seedienste gethan, und war viermal unter Dampiere und de Monteil in Westindien gewesen, als mir der König ein Kommandos

*) Aus dem Europ. Magaz.

mando in den Kolonien von Senegal auftrug. Ich gieng 1783 den 26 Oktober an Bord des Schiffs, die beiden Freunde, vom Schiffer Carsin kommandiert. Wir setzten den Lootsen ab, und fuhren Seewärts ein. In der Nacht ward das Wetter ungemein stürmisch, und wir mußten unsern Lauf ändern. Vier ganzer Tage durch war das Schiff nicht zu regieren, und jede Minute führte uns mehr abwärts. Daran war unser Lieutenant, ein junger eingebildeter Neuling, schuld. Er hatte seine Stelle mehr guten Empfehlungen als seinen Verdiensten zu danken; dem ungeachtet gieng sein Selbstvertrauen so weit, daß er den Compaß verschloß, und nach den Sternen steuerte, und wir segelten gegen den Wind an. Der Kapitain war weniger erfahren, als sein Lieutenant, er glaubte die Kiste von Magador an gewissen hohen Bergen, die er in der Entfernung sah, zu entdecken, irrte sich aber um nicht weniger als 60 Meilen. Dazu kam der Rath des zweyten Befehlshabers, welcher ihn vermochte ans Ufer zu steuren. Wir geriethen also den 17ten Januar 1784 Morgens um 4 Uhr auf einen seichten, mit losem Sande bedeckten Strand. Das war ein Elend zum Erbarmen.

Das Schiff war halb von den Klippen zersplittert, die Matrosen schrieen erbärmlich, die Wellen

braußten

braußten um uns herum, der gewaltige Wind ward immer ärger und zerschlug das Tauwerk. Die Seegel und Stangen flogen mit abscheulichem Krachen in die See, die Wellen schlugen ab und zu übers Verdeck. Unwissenheit und Leichtsinn herrschten unter uns, und die Schrecken der Dunkelheit vergegenwärtigten den Tod, und machten ihn unvermeidlich. Nackt sprangen wir aufs Verdeck; jeder grief nach einem Brett, um ein Leben zu verlängern, das die Furcht schon hingenommen hatte. Alles war in Verwirrung, Befehlshaber, Bootsleute, Matrosen, keiner konnte Befehle geben, keiner sie ausüben.

Endlich erschien das so lange gewünschte Tageslicht, und wir sahen Land. Wir liessen die Furcht fahren, und arbeiteten eifrig das Verdeck zu reinigen. Sogleich giengen Stricke und Ancker über Bord. Unser Schiff hieng nach keiner Seite über, deswegen kappten wir die Maste, um die günstige Standlage nicht zu verlieren. Dem Volk sah Verzweiflung und Wuth aus den Augen. Grimmig blickten sie den Urheber ihrer Leiden an, und würden den Lieutenannt auf der Stelle ermordet haben, wenn er sich nicht verkrochen hätte.

Unter uns war ein vortreflicher Schwimmer, Deschamp; diesen forderte der Kapitain auf, sich ans Ufer zu wagen. Der muthige Junge bedachte

sich nicht; er sprang in die See mit einem Strick um sein Kamisol gebunden. Zuweilen verschwand er uns ganz, zuletzt kämpfte er sich durch die Wellen bis auf einen kleinen Hügel, wo er fussen und den Strick losmachen konnte. Endlich gewann er Land, mit blutigen Beinen und verwundetem Leibe, weil er sich an den scharfen Spitzen der Klippen oft gestossen hatte. Er war eine Viertelstunde am Lande gewesen, als ein Thier, einem Hunde ähnlich, auf ihn zulief. Von Furcht und Mitleid geblendet, hielten wir es erst für einen Tiger, und beteten für unsern armen Mitbruder.

Auf einmal war das Land mit einer Menge braungelber Wilden bedeckt, welche, mit nacktem Leibe, und Säbel in den Händen, daher gerannt kamen. So abgemattet auch Deschamp war, warf er sich doch wiederum in die See, und versuchte, zum Schiffe zu schwimmen; aber es war zu spät; die Wilden holten ihn ein, und packten ihn an.

Voller Besorgniß über das Schicksal unsers unglücklichen Freundes, huben wir unsre Augen zum Himmel, und die Hände zu den Barbaren auf; wir baten sie um Barmherzigkeit, aber vergebens. Taub gegen unser Schreyen, ergrieffen sie ihn mit Ungestüm, schlepten ihn oben auf einen Hügel. Hier gruben sie ihn in den Sand, machten ein Feuer um

ihn

ihn herum, tanzten, schrien vor Freude, hiengen ihn endlich bey den Beinen an eine Art Galgen, und wir sahen ihn nicht wieder. Wir liessen das Boot aus, den Unglücklichen zu befreyen, oder unser Leben theuer zu verkaufen. Eine Welle trieb es vor uns weg, die Wilden erhaschten es und nährten die Flamme damit. Dies machte uns nicht muthlos, wir senkten die Schaluppe ein, und beluden sie mit Lebensmitteln, Feuergewehr, Geld, Juwelen und Prätiosen. In 2 Stunden war sie seefertig, aber ach? die grausamen Wilden waren ihr zu stark, und unsre lezte Hoffnung gieng wie die erste zu scheitern. Der Barbaren am Ufer wurden immer mehr. Wir hatten kein Fahrzeug, die Nacht brach ein, und ein schrecklicher Tod wartete von allen Seiten auf uns. Zulezt rief uns der Schiffskupper zu: Freunde, sagt er, ich bin ein guter Schwimmer, ich will an den Strand. Haben die Negern Deschampf gefressen, so mögen sie mirs auch thun; lebt er aber, so will ich euch ein Signal geben. Mit diesen Worten sprang er in die See. Die Wilden sahen und ergrieffen ihn unter grossem Freudengeschrey, schleppten ihn ans Feuer und hiengen ihn bey den Beinen auf, wie vorher.

Der unglückliche Erfolg der Unerschrockenheit dieses Mannes brachte starren Trübsinn über das

Volk. Kein Matroſe wollte mehr arbeiten, alle giengen in ihre Kajüten. Weder ich noch der zweyte Kapitain, noch die Paſſagiere, keiner konnte ſie zu etwas bewegen. Unſer Verderben iſt unvermeidlich, ſagten ſie; was hilft es uns, zu arbeiten, da wir dem Tode ſo nahe ſind? Hier wollen wir ihn erwarten, wenigſtens werden wir den Troſt haben, unſre Freunde nicht morden zu ſehen. Es war ſehr dunkel, und der Kapitain rief jedermann aufs Verdeck und ſtellte ein allgemeines Gebet an. Nach Endigung deſſelben waren alle der Meynung, wir ſollten unſer Leben beſchlieſſen und das Schiff verſenken. Zwölf Tonnen Pulver würden in einem Augenblick unſer Daſein vernichtet haben. Einige bejaheten ſogleich ihre Bereitwilligkeit, ſo zu ſterben; andre wußten nicht, wie ſonſt zu helfen. Freunde, ſagte ich, weil euer Kapitain ſo unmenſchlich geweſen iſt, euch zum Selbſtmord zu bewegen, ſo muß ich eure Augen gegen ein ſo ſchwarzes Vorhaben öffnen. Fühlt ihr nicht, daß ihr durch ſolch eine That ſtrafbar werdet? Die Barbaren ſind tauſendmal weniger barbariſch, als euer Kapitain. Wer hat ihm geſagt, daß ſie uns ſchlachten werden? Oder daß ſie unſre Gefährten ſchon ermordet haben? Er glaubt aber, ihr fürchtet es nur. Und kann euch die Furcht genugſam berechtigen, einen Eingriff auf

euer

euer Leben zu thun? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß jene Leute, gerührt für eure nackten, kalten, abgematteten und ausgehungerten Gefährten, sie an ein gutes Feuer gebracht, und sie mit allen Nothwendigkeiten versehen? Freunde, unser Schiff hält noch, laßt uns bis Morgen warten, bis die Leute wirklich an Bord kommen. Uebereilt euch nicht, der Tod kommt immer früh genug. Der zweyte Kapitain und die Passagiere standen meinen Erinnerungen bey; sie drohten, denjenigen ohne Barmherzigkeit mit dem Beil vor den Kopf zu schlagen, der einen Versuch machte, in die Pulverkammer zu kommen. Endlich beruhigte sich das Volk, und nur der traurige und gedankenvolle Kapitain suchte Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen; weswegen wir ihn bewachen lassen mußten.

Die Wilden vertheilten sich in Haufen, und machten Feuer am ganzen Ufer, und ihre Sprünge und Gehäul machten, daß wir die Nacht in Todesschrecken zubrachten. Mitten im Dunkeln, und immer mit der schäumenden See und dem rasenden Winde umgeben, schienen die Elemente nur im Wettstreit über unser Verderben zu seyn. Von Kummer, Furcht und Mattigkeit niedergedrückt, waren fast alle Matrosen unter das Deck gekrochen, zwey ausgenommen, welche als Kundschafter dessen, was die

Wilden vornehmen, und zwey, die als Wache unsers elenden Kapitains da blieben. Kurz darauf gieng er zu Bette, und war, unsrer Meynung nach, im ersten Schlaf. Er aber hintergieng die Wachsamkeit seiner Wächter, zog zwey Sackpistolen hervor, die er erwischt hatte, und hielt sich die Läufe in den Mund. Ich erblickte das, lief auf ihn zu, eilte ihn zurück zu halten — aber die That war geschehen. Der Wundarzt ward geruffen, und es glückte ihm, eine in den Daumen gedrungene Kugel herauszuziehen. Er aber war damit nicht zufrieden, bis ich ihm die Pistolen wegrieß; und sie in die See warf. Immer wütend entschlossen, sein Leben zu enden, bat er uns flehendlich, ihn doch abzufertigen. Sein Entschluß machte uns Grauen und nöthigte uns, ihn anzubinden; zuletzt schien er sich in unsern Willen zu geben. Auf einmal sprang er wieder auf, gleich einem, der aus einem Traum erwacht, und verlangte den Augenblick Feder, Dinte und Papier. Als er es hatte, schrieb er folgendes: Da durch seine Nachläßigkeit das Leben des Volks und der Passagiere so grosser Gefahr ausgesetzt worden wäre, könne er es nicht mehr wagen, sein Gesicht auf der Börse zu Bourdoux sehen zu lassen; er könne sich selber nicht mehr leiden, und möchte gern, nach dem Verlust seiner Ehre, auch sein Leben verlieren. Die-

se Erklärung unterschrieb er, und gab sie dem zweyten Kapitain. Beim Anbruch des Tages liessen wir ihn unter der Pflege des Wundarztes und eines Matrosen, und raumten alle Werkzeuge des Todes sorgfältig weg.

Nun stiegen wir aufs Verdeck, und sahen über 200 Mann halshoch im Flusse waten, und ihre Richtung auf uns zu nehmen. Wir winkten ihnen sie an Bord zu nehmen, und halfen ihnen durch Seile, seitwärts aufzuklettern; denn wir hatten nichts zu verlieren, und waren neugierig zu wissen, was für ein Volk die Küste bewohnte. Mehr muthig gemacht durch unsre Unglücksfälle, als niedergeschlagen, arbeiteten wir alle mit einander an einem Floß. Bey dem Eifer, es fertig zu machen, ward es bald flott. Zu eben der Zeit fieng einer der Barbaren gröber als die andern, und über die unzählichen Fragen, die er wegen seiner Unkunde in unserer Sprache nicht beantworten konnte, an, alles was ihm in die Hände kam, zu rauben und zu sich zu nehmen. Hier, mein Freund, sagte ich zu ihm, und zeigte auf meinen Beutel, nimm alles was ich habe, aber thue mir keinen Schaden. So geizig er war, so undankbar war er auch; er nahm alles, so gar meine Schnallen, und rieß sie mit den Riemen von meinen Schuhen ab. Das genügte ihm noch nicht;

er fühlte sogar meine Taschen durch, und murrte mit mir, daß ich keine andre Pretiosa hätte. Weil er einem jedem etwas nahm, so brachte er viel zusammen. Dadurch wurden auch die anfänglich müssigen Zuschauer zur Aufmerksamkeit gebracht. Bald war unser Wrak über und über voller Neger. Ihrer waren schon mehr als unser, als zehn von uns auf den Floß sprangen, und ich das Glück hatte, unter dieser Anzahl zu seyn.

So kamen wir selb zwanzig ans Ufer, machten ein grosses Feuer, und dankten Gott für unsre Rettung. Ob wir gleich nichts hatten, hielten wir uns doch für sehr glücklich. Auf einmal bildeten die Wilden einen Ring um uns herum, und einige mit Säbeln, andere mit Dölchen bewaffnet, befahlen uns mitzugehen; wer hintendrein blieb, empfieng Schläge. Zuletzt mußten wir halten, damit sie eine gleiche Vertheilung von uns unter sich machen könnten. Sie konnten gar nicht mit einander eins werden, und waren nahe daran, sich einander umzubringen. Endlich wurden sie damit fertig, und führten die Hälfte von uns an das Ufer des Flusses, wo sie wieder über uns zankten, und haufenweise auf uns hinfielen, weil jeder gern einen Christen für sich haben wollte.

Getrennt von meinen Gefährten, halb tod vor Furcht, Müdigkeit und Schrecken, was alles, das

um

um mich war, einflößte, lief ich ohne zu wiſſen, wohin mich meine Schritte trugen. Einige der Landesbewohner ſahen mich, und rannten ſpornſtreichs auf mich zu. Andere, voll Eifer und Begierde, mich zu haben, rieſſen mich grimmig aus den Händen der andern. Dieſe harte Begegnung konnte ich nicht ertragen, und fiel ohne Bewegung auf den Boden. Nicht weit davon hatten die Weiber ein Feuer angezündet, deſſen Wärme mich bald wieder belebte; weil ich aber nichts, als die Nähe eines unvermeidlichen Endes ſahe, ſo war ich meiner Exiſtenz nur durch die überſchwenglichen Leiden bewußt.

Den Abend kam ein Haufe der Wilden zu mir, und ich dachte, nun wäre meine Hinrichtung gewiß. Ich ſahe keinen von meinen Gefährten; meiner Meynung nach waren ſie alle von den grauſamen Händen der Neger geſchlachtet worden. Mit welcher Freude tanzten und ſangen ſie und ihre Weiber um mich herum. Ein ſchrecklicher Gedanke jagte jetzt den andern in mir, und ich hätte gern gewußt, was für ein Loos ſie mir bereiteten. Ueber meine Unruhe erſchrocken, welche, wie ſie dachten, nicht die Wirkung ihres Betragens gegen mich ſeyn könnte, bemüheten ſie ſich, meinen ſinkenden Muth aufzurichten. Einer gab mir eine Decke für meinen Rücken, ein an-

derer lief ans Wasser, und brachte mir ein Zwieback in gesalzenes Wasser gedunkt. Ich schluckte einen Theil davon hinunter, und das Vergnügen, das ich über die Sicherheit meines Lebens hoffte, war der einzige Trost, der mich noch aufrecht hielt.

Die Leute sind so dumm und unwissend, daß sie vor Verwunderung darüber, daß ich ihre Sprache nicht wußte, beynahe ausser sich waren. Ich schlief darüber ein, und die Sonne fieng an zu scheinen, als ich unter unzählichen Schmerzen erwachte. Ich sah um mich, und erblickte meine Gefährten in verschiedenen Entfernungen von mir, wir weinten mit einander, seufzten, und konnten unser Gefühl kaum durch Worte ausdrücken. Bald darauf kamen unsre Meister, schieden uns von einander, und gaben einem jeden ein in gesalzenes Wasser getunktes Zwieback. Mein ausserordentlicher Hunger machte, daß ich den meinen als den größten Leckerbissen verzehrte; hernach warf ich mich auf den Sand, und lag in der freyen Luft. Am Wasser kamen wir alle wieder zusammen, wo wir zu schwerer Arbeit hingeschickt wurden. Kaum hatte ich Kräfte genug, auf den Beinen zu stehen. Ich wollte meinem Herrn durch Zeichen bedeuten, daß ich die mir auferlegte Arbeit zu verrichten nicht fähig wäre; aber taub gegen meine Einwendungen, prügelte er, und zwang

mich,

mich, seinen Willen zu verrichten. Einige von den Matrosen, Augenzeugen seiner Härte, halfen mir, und zogen mit uns eine Menge Kisten an die Stellen, wo wir gewöhnlich schliefen. Eine kurze Zeit hörte meine Arbeit auf, weil die Fluth eindrang. Jetzt glaubte ich etwas Ruhe zu haben, aber mein Herr kam mit neuen Befehlen. Weil ich seine Sprache nicht verstehen konnte, machte er mir ein Zeichen durch einen Strick, den er um einen Holzbündel band, und mir reichte. Ich verstand, was er verlangte, und gieng durch ein Holz, um Feurung zu holen. Es fehlte mir an Stärke und Hülfsmitteln. Er hatte mir keine Axt gegeben, ich mußte meine Hände zu allem gebrauchen. Die Dornen stachen mir in die Füsse, ich hatte weder Schuhe noch Strümpfe, noch sonst etwas, als ein dünnes Hemde, an, das sie mir den vorigen Abend gegeben hatten. Nach einer Arbeit von zwey Stunden, war ein kleines Bündel fertig, aber es machte mir unsägliche Mühe, es heimzubringen. Nach vielen Bemühungen, es hinter mir herzuschleppen, mußte ich es zuletzt auf meine Schultern nehmen. Dabey litt mein Rücken entsetzlich, und als ich anlangte, war ich über und über blutig; Dornen und Splittern hatten sich in mein Fleisch gegraben. Ich hatte nicht genug mitgebracht, deswegen mußte ich wieder

zurück

zurück in den Wald, und ſie gaben mir eine Probe Feuerholz mit, wie ſie es gewöhnlich brauchten. Ich machte ein Zeichen, daß ich ungemein hungrig wäre, aber ſie gaben mir zu verſtehen, daß einer von ihnen etwas zu eſſen holen wolle, und ich vor Sonnenuntergang etwas erhalten ſollte. Weil ich einen etwas hohen Hügel hinaufklimmen mußte, giengen 2 Weiber mit, um zu helfen; aber ſie machten meine Arbeit noch ſaurer, weil ich nun eben ſo hurtig als ſie ſeyn mußte. Das nahm mir alle Kräfte, und ich fiel nieder unter der Laſt, womit ſie meinen Rücken beſchwerten. Den Abend kam das Weib wieder, das den Morgen ausgeſchickt worden war, brachte aber nichts zu eſſen mit. Ich bat ſehr flehentlich, mir doch etwas zu verſchaffen, weil der Hunger mich faſt aufreibe. Sie lachte darüber, und ſchien mir ſagen zu wollen, daß ich ſehr ungedultig wäre. Um 10 Uhr Abends rief mich endlich mein Herr, und gab mir etwas Milch in einer ſtinkenden Thierhaut, was einem andern Eßig gedäucht hätte, war meinem Gaumen ſo köſtlich als Nektar. Meine Mahlzeit war in einem Augenblick gethan, und wenn ich mich zu beklagen hatte, ſo war es nicht über die Beſchaffenheit, ſondern über die geringe Menge meiner Nahrung.

Bevor ich den 23ſten an die Arbeit gieng, be-

ſuchte

ſuchte ich meine Leidensgefährten, und fand ſie in einem Zuſtand von Ruhe, entſchloſſen nichts ohne mich zu thun. Als ich Abſchied von ihnen nahm, fühlte ich eine Hand auf meinen Schultern; es war ein Mohr, der mich mit Gewalt in ſeine Hütte ziehen wollte. Weil ich die Gemüthsart meines Herrn ſchon kannte, und wie viel ich leiden würde, wenn ich lange von Hauſe bliebe; ſo widerſetzte ich mich muthig. Meine Widerſetzlichkeit verdroß ihn, und er gab mir zwey Fauſtſchläge, wodurch er mich auf den Rücken warf, und Gelegenheit bekam, mich in ſeine Hütte zu ſchleifen, ehe ich mich beſinnen konnte. Hier drohete er mir, mich umzubringen, wenn ich mich auf der Stelle regte, und gieng weg, um etwas Wrak zu retten, das ans Ufer geſpühlt war. Indeſſen überlegte ich, daß ich ſein Sklave nicht wäre, und aus Furcht noch mehr leiden zu müſſen, wenn ich bey ihm bliebe, machte ich mir ſeine Abweſenheit zu Nutze, und gieng davon, meinen alten Herrn aufzuſuchen.

Ich war noch nicht weit gekommen, als der Räuber mich einholte, und unter dem Hagel ſeiner Schläge zum Nachgeben zwang. In der Ferne ſtanden einige Mohren, die dem Handel zuſahen, und in Eile meinen Herrn davon benachrichtigten. Dieſer kam augenblicklich auf den Platz, nicht ſowohl

weil

weil ihm mein Verluſt leid war, ſondern weil er ſich für beſchimpft von dem Räuber hielt. Mit einem Schlachtmeſſer und andern Wehrſtücken bewafnet, fragte er meinen Entführer, was ſein Betragen zu bedeuten hätte. Er hatte noch ſechs andere, wohlbewafnet bey ſich, und weil mein Herr zu ſchwach war, ihn anzugreifen, gieng er weg, und hohlte ſeine Freunde zu Hülfe. Beide feindliche Mannſchaften waren ſich nun gewachſen, und ſtanden entſchloſſen, ihr Recht zu behaupten. Mein Herr wollte lieber umkommen, als mich in den Händen ſeines Feindes laſſen; und meinem Entführer war zu viel daran gelegen, mich nicht auszuliefern, ohne die Sache zum Verſuch kommen zu laſſen. Mitten im Scharmüzel faßte mich die Frau meines alten Herrn an, und gieng ſiegreich mit mir davon. Als der Kampf zu Ende war, ſammleten ſich die Verwandten meines überwundenen Räubers, welche am Ufer arbeiteten, durch das Geſchrey herbeygelocket, und durch die Reden derer, die für ihr Leben entflohen waren, zuſammen in einen Haufen, bewafneten ſich mit Sicheln, und wollten den Schimpf rächen, den ſie in einem ihrer Oberhäupter erlitten. Denn die Stelle, wo wir Schiffbruch gelitten hatten, war an den Gränzen der Muſelmänniſchen Provinz. Die Mougearen, ein mehr ſüdlich wohnendes Volk, wa-

ren

ren die ersten, die uns nach dem Schiffbruch gewahr wurden, und nach einem unter ihnen ausgemachten Gesetze sind alle Gefangene ihr Eigenthum; also waren sie unsre ersten Herren.

Mein Herr hörte die Gefahr, die ihm obschwebte, und versammlete seine Sippschaft auch. Nun schallte das ganze Feld von Gepraßel der kriegerischen Waffen. Die Muselmänner eilten in treflicher Ordnung an. Die Mougearen, so tapfer als ihre Feinde, hielten enggeschlossene Linien, und wurden von einem kalten aber unerschrockenen Hauptmann angeführt. Beide Stämme sahen sich einander an, und athmeten Rache und Verderben über ihre Feinde. Sie heulten und brüllten, als wenn sie ihre Höllen-Götter anriefen. So geriethen zwey ganze Stämme in einen Streit, der bey zwey Personen angefangen hatte. Ungewiß, wie das Gefechte ablaufen würde, schleppten uns einige Weiber auf einen entfernten Fleck. Wir liessen uns gerne wegziehen, weil wir fürchteten, am Ende von der siegenden Parthey aufgerieben zu werden. Alles war fertig zum blutigsten Gefecht. Jeder Hause war mit der Rüstung seiner Gegend versehen, alle hatten gleichviel natürlichen Muth, hielten gute Ordnung und Kriegszucht, und ihre Anführer erhitzten sie noch mehr durch Reden, die ihre angebohrne Ruhmgier

gier noch heftiger machten. Die Erwartung war auf dem höchsten Punkt, als ein Haufe Weiber zwischen die Linien eindrang, und alles in Unordnung brachte. Sie faßten die Säbel an, und bathen sie flehentlich und mit Thränen, doch ja ihren mörderischen Willen nicht gegen einander auszuführen. Die Anführer beyder Stämme traten zusammen, unterredeten sich eine kurze Weile, und führten ihre Leute friedlich zurück. Die Muselmänner giengen in ihre und die Mougearen auch in ihre Wohnungen; sie legten ihre Waffen ab, und giengen von beiden Seiten ans Ufer, das Schiff noch zu plündern. Mein Herr gieng auch an die Küste, und gab mir die Freyheit zu gehen, wohin ich wollte, nur mußte ich ihm täglich so viel Holz schaffen, als er gebrauchte.

Den 28sten verliessen wir alle den Strand, weil die Kamele nun mit so viel Güter von Werth beladen waren, als wir hatten retten können. Um Mittag begaben sie sich alle weg, und nahmen ihre Sklaven mit, ohne ihnen zu erlauben, sich beym Abschied zu umarmen. Die Wohnungen der Barbaren bestehen in einem groben Zeuge von Ziegen, und Kamelhaaren durch einander gewebt, und über acht Fuß hohe Pfähle an einander gespannt. Ihr Geräth besteht aus einigen Ziegenhäuten, die ihrem

Anzug und einer Bilsenmatte, die das Bett der ganzen Familie ausmacht; denn da schlafen Herr, Frau, Kinder, Knechte und Mägde alle durch einander. In ein paar Stunden gaben sie mir einige Nahrung, die hauptsächlich in geronnener saurer Milch bestand. Dann legte ich mich zwischen die Ziegen nieder, die bey Nacht immer in Zelten verwahrt wurden, um den wilden Thieren der Gegend nicht zum Raube zu werden. Bey Sonnenaufgang mußte ich Brandholz holen, und bekam ein Bißgen Milch bey meiner Zurückkunft. Nachher weidete ich die Ziegen, und ein Kind gieng mit, mir die rechte Stelle anzuweisen. Vor Sonnenuntergang wurden sie heimgetrieben; darauf holte ich zum zweytenmal Holz, und bekam mehr zu essen als den Morgen. So lebte ich die ganze Zeit, da ich bey meinem ersten Herrn war.

Das Erdreich ist so dürr und trocken, daß nur kleine Sträucher darauf fortkommen; nicht einmal ein Bäumchen wirft einen Schatten. Ich mußte Tage lang dursten, und fand keine Quelle, mich zu erquicken. Die Sonne brannte mich, und kein Obdach schützte meinen Kopf vor ihren Strahlen, bis ich auf das häßliche Nothmittel verfiel, nackt zu gehen, und mein Hemd zu einem Turban zu machen. Einmal hatte mich die schreckliche Hitze ganz zur Ver-

zweiflung gebracht, und ich kümmerte mich nicht um meine zerstreute Heerde, als ich einen grimmigen Tiger ansichtig ward. Ich lief ins Gesträuch, und verbarg mich zitternd und ohne Athem. Die Bestie packte meine unschuldigen Ziegen an, zerrieß ihrer drey, und fraß sie auf. Die übrigen entrannen, und verbargen sich hie und da in der Gegend, so, daß ich sie mit saurer Mühe wieder zusammen brachte. Aber schrecklicher noch als der Tiger war die Furcht nach Hause zu kehren, und meinen Herrn von seinem Verlust zu benachrichtigen. Ich ließ die Sonne über mir untergehen, und kam spät nach Hause. So bald der grausame Mann hörte, was vorgefallen war, stürzte er grimmig auf mich ein, prügelte mich halb tod, band mir Hände und Füsse, und warf mich aus der Hütte, bis beim Anbruch des Tags sein Sohn zu mir kam, und mich wieder losband. Ich sahe ihn nicht, denn der dicke Morgennebel hatte mir das Gesicht benommen. Jetzt bedauerte der brutalle Kerl seine Unvernunft; seine Frau aber sagte, ich wäre ein unnützer Sklav, und wenn ich nicht in drey Tagen wieder sehend würde, wollte sie mir im Schlaf das Hirn einschlagen. Ihr Sohn gab mir ein bischen Milch, und bähete mir die Augen, er suchte mich auch in Schlaf zu lullen, aber vergebens, ich weinte und jammerte nur. Das

geringste Getöse verursachte mir Zuckungen, und ich fürchtete alle Augenblicke einen Bluthund, der mir den Kopf einschlüge. Seit dem Anfange meiner Blindheit waren 33 Stunden vergangen, als der junge Herr kam mir die Augen zu waschen, und ich seine Mutter düster neben mir stehen sah. Ausser mir vor Freuden sagte ich ihr meine Genesung, und sie war hierüber zufrieden. Nun schickten sie mich nicht mehr aufs Holzlesen und Ziegenhüten aus, sondern suchten nur meiner los zu werden. Nicht lange, so ward ich an einen reisenden Mohren für drey Ziegen verkauft.

Den 14ten Februar gieng ich mit meinem neuen Herrn, welcher 14 Meilen von dannen wohnte. Er war sehr reich an Schaafen, Ziegen, Ochsen und Pferden, hatte 87 Kamele, 6 Neger und 3 Negerinnen, und trieb grossen Handel. Den ersten Abend kamen wir in ein Dorf, wo wir Halte machten. Man gab mir Gerste, in Wasser geweicht, die ich heißhungrig verschluckte, und die Nacht auf hartem Boden ruhig schlief. Den folgenden Morgen konnte ich nicht fort, weil meine matten Beine geschwollen, und von den scharfen Kiseln auf der Strasse zerritzt waren. Als mein Herr sah, daß ich hinderwegs blieb, ließ er einen Mohren mich mit einem tüchtigen Pechthau aufpeitschen. Mehr als

hundertmal mußte ich den Urin der Kamele saufen, und ich hatte zwey Blasen auf dem Rücken und an der Wade, die immer brannten und von der Sonne gestochen wurden. So verschrumpft und gelähmt ich war, mußte ich doch immer zu Fusse gehen, und wenn ich meinen Herrn bat, mich tod zu schlagen, so bekam ich eine doppelte Prügelsuppe zur Antwort. Endlich überfiel mich ein heftiges Fieber; ich konnte weder essen noch schlafen, und als mein Herr sah, daß ich nicht mitgehen konnte, ließ er mich fest auf ein Kamel binden, um mich vielleicht noch lebendig zu erhalten. Die Sprünge, die das Thier im Gehen machte, gaben mir gewaltige Stösse. Den 25sten Februar erreichten wir das erwünschte Dorf, wo mein Herr wohnte, und eine Menge Negern kamen uns entgegen, und brachten zu meinem Labsal Essen und Trinken die Fülle mit. Drey Tage wurden mir zur Erhaltung meiner zerstossenen Glieder gegeben, welche ungleich dick aufgeschwollen waren; besonders hatten sich meine Beine so weit ausgedehnt als der Bauch. Die Wunden, die ich auf den Reisen von den vielen Hieben meines grausamen Herrn erhalten hatte, fiengen zu eitern an. Mein jämmerlicher Zustand brachte die Mohren zum Mitleiden, und sie versuchten ihre Kur an mir. Sie legten mich auf die Erde, vier Kerl hielten mich nieder, und mein

Herr

Herr schnitt mit einem heißgemachten grossen Messer mir das faule Fleisch aus. Ich fühlte die entsetzlichsten Schmerzen, und heulte wie in Todesängsten. Nach meiner Genesung gieng er eines Tages mit mir spazieren, und that Fragen an mich über meine Leidensgefährten. Er sagte mir, daß einige von ihnen in der Nachbarschaft wären, und daß er sie um meinetwillen alle holen lassen wolle. Nichts in der Welt hätte mir angenehmer seyn können. Wiederkehrende Hoffnung gab meiner Seele neue Spannkraft. Ich fragte meinen Herrn oft, ob er sich meiner etwann entschlagen wolle? Seine Antworten aber zeigten nur Winke einer nahen Veränderung an, und sein Vorhaben war blos, mich höher anzubringen. Als er so weit gekommen war, lud er mich auf ein Kamel, und brachte mich auf ein drey Meilen entferntes Dorf, Glymi genannt. Viele von den Einwohnern kamen und besichtigten mich, sie boten auf mich, konnten aber nicht eins werden, und ich mußte wieder zurück. Den andern Morgen kam einer von ihnen, der mich auf dem Markte gesehen hatte, zu meinem Herrn, und schloß den Kauf, so daß ich nun Sklave des dritten Mannes ward, der mich den 16ten May nach Glymi brachte. Mein Herr hieß Machaund, und hatte mich zum halben Antheil mit einem Juden, Aaron genannt, erkauft.

Drey Tage mußte ich bey einem, und wieder drey bey einem andern bleiben. Indem ich diesen beiden Herrn diente, erhielt Herr Mure, Französischer Viceconsul in Marokko, Nachricht von unsrer Laage, und sparte keine Mühe, uns aus der Sklaverey zu retten. Er schrieb an den Kayser, und schickte Expressen aus, die Oerter, wo wir uns befänden, auszukundschaften, und weder Geld noch Versprechen, Geschenke noch Bestechungen wurden gespart, unsre Wiedervereinigung zu erleichtern. Diese Bemühungen des Consuls brachten uns die Freyheit zu wege, und wir wurden nach Frankreich geschickt, wo wir den 21sten November 1784 dem Könige zu Versailles vorgestellt wurden.

XX.

Peter Viaud, der französische Abendtheurer.

(Auszug aus einer weitläuftigen von ihm selbst aufgesetzten Erzählung.)

Peter Viaud, aus Bourdeaux gebürtig, segelte im Februar des Jahrs 1765 von gedachter Stadt ab, als Obersteuermann am Borde eines Schiffes, das den Namen führte Laimable Suzette, und davon ein gewisser Crik Hauptmann war. Das Schiff langte glücklich in St. Domingo an, und als Viaud daselbst seine Kaufmannsgeschäfte glücklich

lich zu Ende gebracht; so schiffte er sich im folgenden November wieder nach Frankreich ein; da er aber schon einige Tage zuvor krank gewesen, so nahm seine Krankheit auf der See so zu, daß man ihn auf St. Louis, einer kleinen Insel, im Angesicht derjenigen, die er eben verlassen hatte, ans Land setzte.

Auf St. Louis nahm er seine Wohnung bey einem gewissen Desclau, der daselbst wohnte; und gelangte bald wieder zu seiner Gesundheit.

Er wartete mit grosser Ungedult auf eine Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren, es fand sich aber keine, daher willigte er in den Vorschlag, den Desclau that, daß sie zusammen mit solchen Waaren, von denen er wußte, daß sie ihre Rechnung gut dabey finden würden, eine Reise nach Lousiana jeder auf halbe Kosten thun wollten.

Sie mietheten demnach eine Brigantine, der Tyger genannt, deren Hauptmann Couture hieß; und schifften sich ein, den 2ten Jenner im Jahr 1766.

Am Borde waren: der Schiffshauptmann, dessen Eheliebste, ihr Sohn, ein Bursche von etwa 15 Jahren, der Untersteuermann, neun Matrosen, Desclau und Viaud nebst einem Negersklaven, den er gekauft hatte, zusammen: sechszehn Personen.

Böses Wetter und widrige Winde verzögerten

und beunruhigten ihre Farth bis zum 26 Jenner, da sie die Insel Pines auf der Abendseite von Cuba ansichtig wurden. Bald darauf kamen sie um das Vorgebürge St. Anton, und liefen in den Meerbusen von Florida an; allein ihr Schiff war nun so leck geworden, daß das unaufhörliche Arbeiten an ihren zwey Pumpen es kaum noch über Wasser halten konnte. Sie warfen den größten Theil ihrer Ladung über Bord, und beschlossen nach Mobile zu segeln, als welches der nächste Hafen war, den sie erreichen konnten, und der einzige, wohin der Wind ihnen zu steuren erlaubte. Da sie aber sahen, daß sie sich nicht im Stande befanden, dies Vornehmen auszuführen, und es auch unmöglich war, das Schiff oder die Güter zu retten, so wurden sie eins, es in der Bay von Apalachie auf den Strand laufen zu lassen.

Nachdem sie vom 12ten bis zum 16ten Februar herumgetrieben worden, so stiessen sie gegen eine Kette von Felsen, ungefehr zwo französische Meilen vom Lande, und wurden, wie sie so ohne Steuerruder fuhren, an die Abendseite einer namenlosen Insel, ungefehr einen Flintenschuß vom Ufer verschlagen.

Hier ward das Schiff auf die Backbords (linke) Seite umgeworfen. Die unglücklichen Abend-

theurer

theurer ſuchten durch verſchiedene Mittel auf die rechte Seite zu kommen, die über dem Waſſer lag, und hier brachten ſie auch die Nacht zu. Den Tag darauf machten ſich Drey von den Bootsknechten ans Land, einer aber mußte bey dieſem Unternehmen ertrinken, und vermittelſt eines kleinen Bootes und eines Theils des Wraks, kamen die übrigen den folgenden Tag auch ans Ufer. Der Steuermann aber, der die Reiſe über krank geweſen war, ſtarb bald nach der Anlandung.

Das Eyland war ganz wüſte; einige Auſtern aber, die am Ufer gefunden wurden; gaben für dieſe neuen Einwohner die erſte Mahlzeit ab. In einer groſſen Entfernung ſahen ſie ein feſtes Land, es war ihnen aber nicht möglich dahin zu kommen; das kleine Boot war nichts anders dann ein Sieb, und von dem Wrak kamen auch nicht ſo viel Trümmer an den Strand, daß davon ein Floß wäre zu machen geweſen. Da ſie in Gefahr ſtanden, nicht blos für Hunger, ſondern auch für Kälte umzukommen, ſo verſuchten ſie auf die Art, wie man ſagt, daß die Wilden thun, Feuer zu machen, indem ſie zwey Hölzer an einander reiben, ſie konnten aber nichts hervorbringen. Unterdeſſen wurden doch den Tag darauf, vermittelſt des Boots, ſo jämmerlich es auch beſchaffen war, weil das Wetter ſich voll-

kommen stille hielte, einige Dinge von dem Wrak noch herüber geholt, nemlich etwas Schießpulver, sechs Flinten, eine Ballen indianischer Schnupftücher, verschiedene boyne Bettdecken, einige Packe Kaufmannswaaren, ein Sack mit vierzig Pfund Schiffzwieback, und zwey Arte.

Nun mehr machten sie Feuer an, und schossen einige wilde Vögel, daran die Küste einen Ueberfluß hatte; allein, ob sie gleich auf diese Weise ihr Leben eine Zeitlang erhalten konnten, so hatte es doch alles Ansehen, daß am Ende ihr Untergang unvermeidlich sey. Sie wußten zwar, daß die Bewohner der apalachischen Küste im Winter ihre Wohnungen verliessen, und auf die benachbarten Eylande kämen, um daselbst bis zu Anfange des Aprils die Jagd abzuwarten, da sie dann mit den Häuten der Thiere, die sie erlegt hatten, wieder in ihre Dörfer zurückkehrten; allein diese Wilden waren eher Gegenstände ihrer Furcht, als einiger Hoffnung; es war wahrscheinlicher, daß diese um ihrer Güter willen, so unbedeutend dieselben auch waren, sie eher umbringen, als in ihren Kanoten ans Land führen würden.

Den 22ten Februar, als am sechsten Tage nach dem erlittenen Schiffbruch wurden sie durch Erblickung fünf von diesen Wilden, zween Männer

und

und drey Weiber in Bestürzung gesetzt; die Männer waren mit Flinten und Tomabaucken versehen, und man gab sich von beiden Seiten mancherley Freundschaftszeichen. Einer von den Männern, der der andern Anführer zu seyn schien, redete ein schlechtes Spanisch, das zum Glück einer von den Bootsknechten verstand, und den Dollmetscher, abgab. Sie erfuhren, daß der Wilde Antonio hieß, daß er aus St. Mark in den apalachischen Gebirgen her wäre, und mit den Seinigen gekommen wäre, den Winter auf einer Insel ungefehr drey französische Meilen davon zuzubringen, wohin einige Trümmer von dem Wrak verschlagen waren, daher er hie und dort hin auf dem Meere herumgestrichen, das übrige aufzusuchen. Die Weiber waren seine Mutter, seine Schwester und seine Frau, der andre Mann war sein Neffe.

Dieser Wilde machte sich anheischig, den Vaud und seine Gesellschaft nach St. Mark zu führen, welches, wie er sagte, nicht mehr als zehn Meilen davon wäre, da es doch, wie man nachgehends wahrnahm, wohl zwanzig waren. Sie gaben ihm Geschenke von dem was sie hatten, und er versprach, den folgenden Tag wieder zu kommen, und was er versprochen hätte, auszurichten; dreye von den Bootsleuten wagten es, mit ihm zu gehen, und den Tag darauf kam er ohne sie zurück, und brach-

te einen Trappen und einen halben Rehbock mit.

An diesem Tage, den 24sten, luden sie von dem was sie hatten, so viel in das Kanot, als es einigermassen halten konnte, und Viaud, nebst fünfen von seiner Gesellschaft, schifften sich ein, denn mehrere zugleich, konnten nicht hinein. Antonio setzte sie sicher auf der Insel, wo er und die Seinigen sich den Winter über aufhielten, an Land, und fuhr zwey Tage darnach wieder ab, die übrigen fünfe ebenfalls herüber zu holen.

Er wollte hieran sehr ungern, sondern gedachte die erstern neune zuvor nach St. Mark oder wenigstens ans feste Land zu bringen, wo sie, wie er sagte, in Sicherheit seyn würden: allein Viaud und seine Gesellschaft bestanden darauf, daß er sie erst alle mit einander hieher bringen sollte, und da sie sahen, daß weder Versprechungen noch Bitten ihn bewegen konnten, so begiengen sie die Thorheit, daß sie ihm droheten.

Nach diesem wurden sie gewahr, daß sein Betragen nicht mehr so freundlich war, als zuvor, welches sie auch leichtlich hätten voraus sehen können; und als endlich die ganze Gesellschaft von vierzehn Personen zusammen war; so berathschlagten sie, ob es nicht besser wäre, die Wilden alle zu ermorden,

und

und sich ihres Kanotes zu bemächtigen? Dies teuflische Vorhaben ward aber doch auf die Seite gelegt; allein blos aus Furcht, daß der Mord von andern Wilden entdeckt werden möchte, die das Kanot sehen, nach dem Besitzer und den Seinigen fragen, und deren Tod rächen möchten.

Als sie fünf Tage lang auf dieser Insel zugebracht, und den Antonio die ganze Zeit über nicht gesehen hatten, indem ihnen derselbe seine Hütte gänzlich überließ, den Tag auf die Jagd gieng, und zu Nachts auch nicht wieder kam; so fügte es sich, daß sie ihn zuletzt auffiengen, und durch Bitten und Verheissungen wieder dahin brachten, daß er sie an Land führen sollte, woran er jetzt nicht mehr zu gedenken schien.

Den 5ten März wurde das, was sie noch hatten, wiederum an Bord des Kanots gebracht, und sechse aus der Gesellschaft, Couture, dessen Frau und Sohn, Desclau, Viaud und dessen Neger, schifften sich mit Antonio und dessen Frau ein, und liessen die andern drey Negern, nebst den acht Bootsleuten zurücke.

Antonio versicherte seine Reisegefährten, daß sie in zween Tagen an Ort und Stelle seyn sollten; sie nahmen aber doch Lebensmittel auf vier Tage mit; es waren acht Pfund Zwieback, einige

ge Stücke von geröſteten Bären und Rehbock.

Als ſie etwann drey Meilen geſegelt hatten, hielt Antonio an einer Inſel ſtille, wo ſie an Land gehen und bis auf den folgenden Tag bleiben mußten; ſie ſchifften ſich wieder ein, er brachte ſie wieder an eine Inſel, und ſo gieng das ſieben Tage lang von einer Inſel zur andern. Ihr Vorrath war erſchöpft, und ſie erhielten ſich blos von einigen Auſtern, die ſie an der Küſte fanden, und zwey bis drey wilden Vögeln, womit Antonio ſie dann und wann aus ſeiner eigenen Speiſekammer verſah.

Bey dieſen Umſtänden, und da von dem feſtem Lande noch nichts zu ſehen war, gerieth Viaud in eine erſchreckliche Wuth, und drang bey der nächſten Anlandung ſehr heftig in ſeine Reiſegeſellſchaft, daß ſie das einmal verabredete Vorhaben ausführen, und den Antonio ermorden, mit ſeinem Kanote aber ſich davon machen wollten. Allein der Vorſchlag wurde abermals verworfen, nicht aus der mindeſten Empfindung von Gerechtigkeit und Menſchenliebe, ſondern aus Furcht, daß ihnen noch was ärgers begegnen könnte. Wirklich war Viaud entſchloſſen, den Mord zu vollbringen, es möchte auch daraus werden was da wollte, nur ſeine Geſellſchaft wollte nicht einwilligen. Sollte man je geglaubt haben,

daß

daß es möglich wäre, daß ein Mensch, eben in den Augenblicken, da er die Menschenliebe eines Wilden erfährt, da er der Hülfe anderer von ihm unabhängiger Wesen am meisten bedarf, und da er die edelsten Tugenden recht lebendig in seinem Herzen fühlen sollte; alle Grundsätze der Tugend so unter die Füsse treten, und alle Menschlichkeit verläugnen könnte?

Den 12ten März segelten sie ungefehr zwey Meilen, und kamen wieder an eine Insel; aber so abgemattet und schwach, daß sie sich, wie gewöhnlich, in ihre Decken einhülleten, und an einem grossen Feuer schlafen legten. Sie schliefen bis Mitternacht, und der Wilde, der wahrscheinlich aus der Wuth, die Blaud ausgelassen hatte, und aus den mißvergnügten Gesichtern und Betragen der übrigen Gefährten, die Gefahr in der er sich befand, möchte gemuthmaßt haben: nahm während dieser Zeit die Gelegenheit wahr, machte sich mit seiner Frau in dem Kanote davon, und ließ sie alle hinter sich zurück.

Sie befanden sich demnach zum zweyten Male auf einer wüsten Insel, ohne Unterhalt, ohne Waffen und ohne Kleider, ausgenommen was sie am Leibe hatten, und die Decken, worinnen sie schliefen; denn ihre Flinten und das übrige war alles in den Kanoten geblieben.

Da

Da auf dieser Insel weder Kraut noch Früchte, noch Fische, noch Wasser zu finden war: so beschlossen sie einen Versuch zu wagen, ob sie nicht über die See auf eine andere Insel kommen könnten, die sie vor Augen hatten, die etwa den dritten Theil einer Meile davon ablag, und wo sie mit den Wilden am Ufer gewesen, auch Fische und Wasser gefunden hatten. Der Versuch gelung ihnen auch endlich, wiewohl mit vieler Schwierigkeit und Gefahr. Da sie für Kälte ganz erstarrt waren, und nichts hatten, womit sie Feuer machen, und sich wärmen konnten, so fiengen sie allerley Leibesübungen an, konnten es aber nicht lange aushalten, weil sie vom Hunger und Beschwerden ganz abgemattet waren. Von allem, was eine Aehnlichkeit von Waffen hat, hatten sie nichts, als ein stumpfes Messer, das Viaud noch zum Glücke in der Tasche fand; damit öfneten sie einige Austern, ihren Hunger zu stillen, und den folgenden Tag, der helle und klar war, wärmten und trockneten sie sich an der Sonne.

Sie lebten zehn Tage von den Austern, die sie bey der Ebbe fanden, welche nur, wenn der Wind von Mittag herkam, erschien, und einigen wilden Sauerampfer, welcher das einzige eßbare Kraut auf dieser Insel war.

Sie

Sie sahen andre Inseln vor sich, an welchen sie mit den Wilden gewesen waren, und erinnerten sich, daß sie auf der einen, die ziemlich nahe lag, die Ueberbleibsel eines Kanots gesehen hätten. Desclau, Couture und Viaud liessen die Frau Couture, ihren Sohn und den Neger auf der Insel, wo sie waren, und machten sich auf den Weg, eine andre zu suchen, in Hofnung, daß sie das Kanot so weit würden können zurechte bringen, daß sie alle zusammen darinn nach dem festen Lande übersetzen könnten. Da diese beyden Inseln nur vermittelst einer schmalen Meerenge, durch die man wohl waten konnte, von einander gesondert waren, so kamen sie auf die andre Insel, nachdem sie ihrer Berechnung zufolge ungefehr vier Meilen zurückgelegt hatten.

Das Kanot fanden sie und fiengen sogleich an, es mit Weiden auszubessern. Des sogenannten Spanischen Barts, so auf diesen Inseln an den Baumrinden wächst, bedienten sie sich ihr lekes Schiff zu stopfen, und zu kalfatern.

Als die Nacht heran kam, und die Kälte sie übernahm, erinnerte sich Viaud zum Glück, daß der Wilde, als sie mit ihm auf der Insel waren, seinen alten Flintenstein weggeworfen, um einen neuen zu nehmen; er fieng demnach sogleich an, den weggeworfenen zu suchen, und fand ihn auch zuletzt.

Mit demselben und mit seinem Messer schlug er Feuer, und zündete einiges trockenes Holz an, welches ihnen die Nacht über sehr wohl that. Den Tag darauf arbeiteten sie an ihrem Kanote fort, und liessen es den dritten Tag ins Wasser. Am Ende war es nach des Desclau und Viauds Meinung unbrauchbar; Couture aber dachte anders, und sagte, er wollte es nach der andern Insel herüber führen, wo seine Frau und Sohn waren, mit deren und des schwarzen Hülfe er es noch besser auszuflicken hoffete.

Die unglückliche Gesellschaft der Schiffbrüchigen war gegenwärtig in drey Partheyen getheilt: acht Bootsknechte waren mit drey Wilden auf der Insel, wo Antonio die übrigen sechse in sein Kanot genommen hatte, um sie ans Land zu führen. Frau Couture, ihr Sohn und der Schwarze waren auf der Insel, wohin sie von derjenigen, wo Antonio sie verlassen hatte, wateten, und Desclau, Couture und Viaud befanden sich auf der Insel, wohin sie giengen, das Kanot zu suchen.

Als Couture beschloß das Kanot nach der andern Insel überzuflössen, wo er die Seinigen gelassen hatte: so machten sich Viaud und Desclau auf den Weg, um zu sehen, ob sie nicht an die Insel kommen könnten, wo die acht Bootsknechte nebst dem Neffen und der Mutter und Schwester des Antonio geblieben waren.

Man

Man sieht nicht, was Antonio für einen Weg müsse genommen haben, als er von einer Insel zur andern segelte; es kann aber nicht anders seyn, als daß er in einem Kreise herumgefahren ist, falls Desclau und Viaud es für möglich hielten, durch Uebersetzen über durchwatbare Meerengen, diejenige Insel zu erreichen, von dannen sie waren abgefahren, denn man hat uns erzählt, daß sie unter sieben Tagen, die sie auf ihrer Fahrt von einer Insel zur andern zugebracht, in den ersten drey und den letzten zwo Meilen *) zurückgelegt hatten.

Doch dem sey wie ihm wolle, Desclau und Viaud rechneten, daß sie nur einen Kanal von einer Meile vor sich hätten, über den sie setzen dürften, um zu ihren acht Mitgesellen zu kommen, und da von den Angehörigen des Antonio dreye daselbst zurückgelassen worden: so hofften sie, daß sie ihn selbst auch noch einmal wieder dort antreffen, und sich seines Kanots würden bemächtigen könnnen. Als sie aber an diesen Kanal kamen, so fanden sie, daß sie nirgends konnten über ihn kommen, daher sie dann zu der Insel zurück kehrten, wo sie die Frau Couture nebst ihrem Sohne gelassen hatten, und wo sie den Herrn Couture wieder antrafen, der in dem ge-

* Es sind in der ganzen Erzählung durchgehends französische Meilen.

fundenen Kanot, (das jetzt noch so gut einem Siebe gliech, als vorher, ehe sie zwey Tage Arbeit daran gewandt hatten, es auszubessern,) vor ihnen dort angelangt war.

Bisher hatten sie blos von Austern und Sauerampher gelebt, jetzt aber fanden sie einen abgelebten Rehbock, der, wie es schien, von einigen Jägern verwundet worden, über die Meerengen von einer andern Insel übergesetzt hatte, und zuletzt wegen Blutverlust gefallen war.

Unter der Zeit, daß sie diesen unerwarteten und willkommenen Vorrath verzehrten, erneuerten sie ihre Arbeit an dem alten Kanote, und als sie die Löcher mit Stücken von ihren Decken zugestopft hatten, so entschlossen sie sich, nach dem festen Lande zu fahren, das nur zwey Meilen davon war.

Doch wurden sie eins, daß nur ihrer dreye die Sache wagen sollten, Couture, Desclau und Viaud, von denen zwey rudern, der dritte aber mit seinem Hute das Wasser ausschöpfen sollte.

Den 29sten März schifften sie sich ein. Kaum war aber Viaud an Bord, so ward er gewahr, daß das Brett, worauf er stand, unter seinen Füssen nachgab, und das Wasser von beiden Seiten des Bootes hineindrang, welches ohnedem von ihrer Last zu tief unter Wasser gieng; daher wollte er mit sei-

nen

nen Gefährten nicht weiter gehen, die aber doch bey ihrem Vorsatze beharreten, ihn ans Land setzten, und ohne ihn abfuhren. Er behielt sie so lange in den Augen, als das Gesicht reichte, und sah, wie sie mit grosser Schwierigkeit um die kleine benachbarte Insel herumfuhren, die ihm die weitere Aussicht benahm, und er glaubt mit gutem Grunde, daß sie nachgehends untergegangen war, indem man nie weiter was von ihnen gehört hat.

Viaud kehrte zu der Frau Couture zurück, die nicht Standhaftigkeit genug gehabt hatte, sie einschiffen zu sehen. Sie saß am Feuer, mit dem Rücken nach der See zu, und weinte bitterlich. Sie wunderte sich über seine Zurückkunft, und er beantwortete ihre Nachforschungen nur damit, daß er sagte, er wäre deswegen zurückgeblieben, weil er befürchtete, sie dreye zusammen wären für das Boot zu schwer, daher wolle er so lange da bleiben, bis ihr Mann und Desclau mit einem bessern Schiffe zurück kommen würden.

Nunmehr waren nur vier Personen auf dieser Insel, Frau Couture, ihr Sohn, Viaud und der Neger, und sie schienen alle drey auf den Viaud als auf denjenigen zu sehen, von dem sie ihren Unterhalt und Sicherheit zu erwarten hätten; das Frauenzimmer und der Knabe waren zur Arbeit zu schwach,

und der Neger war wenig mehr, denn eine organisirte Maschienk. Der Rehbock war vor der Abreise des Desclau und Couture verzehrt, der Wind hielt einige Tage aus Süden, da denn keine Ebbe war, sie auch folglich keine Muschelfische am Strande fanden, und nur blos vom Sauerampfer lebten. Nachdem sie sechs Tage in diesem elenden und hoffnungslosen Zustande hingebracht hatten; gerieth Viaud auf den Einfall, auf der Insel nachzusehen, ob nicht einige Materialien zu einem Floß möchten zu finden seyn, auf der sie an einem stillen Tage nach dem festen Lande übersetzen könnten.

Es scheint, als ob sie eine Menge gefällter oder auf andre Art aus der Erde losgemachter Bäume gefunden haben, denn sie hatten weder Axt noch Säge, noch sonst irgend ein Werkzeug, als das Messer; doch sagt die Geschichte, daß Viaud den jungen Couture gebraucht, den Bäumen, die er zu seiner Absicht am tauglichsten hielt, die Rinde abzustreifen. Durch ihre vereinigten Kräfte wurden diese Bäume an die Seeseite hergebracht; und da sich der Wind gewandt hatte, so fanden sie am Abend eine wohlschmeckende Mahlzeit von Muscheln und andern Schelfischen. Den Tag darauf banden sie das Zimmerwerk vermittelst der Stäbe, von dem Baste, die sie von den Bäumen abgezogen hatten, und einer von den Decken,

cken, daraus sie Stricke gemacht, und einigen biegsamen Zweigen, die zwischen den grossen Stücken Holz gelegt waren, zusammen. In der Mitte war eine Stange aufgerichtet, die zum Maste dienen sollte; eine Decke sollte das Segel vorstellen, Thauwerke machten sie, indem sie ihre Strümpfe aufrüfselten, und ein kleines Stück vom Zimmerholz ward als ein Steuer gemacht.

Da sie sahen, daß dieses ganze Gebäusel, wenn es zusammengesetzt wäre, für ihre vereinigte Kräfte viel zu schwer war; so fanden sie es für nöthig, ihre Flösse an dem Strande, unter der Mark der hohen Fluth zusammen zu setzen, damit sie mit der Ebbe zugleich flott gemacht wurde. Als sie sie angebunden, und mit so viel Austern und Sauerampfer befrachtet hatten, als sie hatten finden können, so begaben sie sich an ihr Feuer, um ihre Kräfte durch eine kurze Ruhe wieder zu erholen. Allein ihre Sorge benahm ihnen allen Schlaf; und in der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm mit Blitzen und Regen, so daß sie für ihren Floß, den Gegenstand ihrer letzten Hoffnung, zitterten, so bald nur der Tag anbrach, eilten sie an den Strand, und fanden zu ihrer unaussprechlichen Betrübniß und Kränkung, daß der Sturm das ganze Werk losgerissen, zu Trümmern gemacht, und mit

allen Lebensmitteln in die See getrieben hatte.

Sie brachten den übrigen Tag mit Thränen, Klagen, und andern Ausdrücken einer gänzlichen Niedergeschlagenheit und Verzweiflung zu. Da es eben Fluth machte, so hatten sie ganz und gar nichts zu essen, es schien auch, als wenn der Hunger selbst, durch weit schrecklicheres Elend unterdrückt würde, bis ihnen der Neger den Kopf und die Haut eines Meerschweines brachte, welches er gefunden hatte, als er am Strande, mehr aus Gewohnheit, als in der Hoffnung, was zu essen zu finden, herumschlenderte. Fast war es schon der Fäulung nahe, der Anblick desselben aber erregte ihre ganze Eßlust, sie hielten es über der heissen Asche ihres Feuers, und verschlungen es mit der gierigsten Eilfertigkeit.

Kurz nach dieser Mahlzeit überfiel sie eine grosse Uebelkeit, sie tranken Wasser, weil sie aber kein Gefäß hatten, es zu wärmen: so verschafte es ihnen inur eine langsame Linderung, die Krankheit endigte sich mit einem Durchlauf, der sie allesammt in einem Zustand der traurigsten Schwachheit versetzte. Als Herr Viaud und Frau Couture nach zehn Tagen sich wieder etwas erholt hatten, obgleich der letztern Sohn noch sehr krank war: so giengen sie an ei-

nen zweyten Floß, den sie zimmern wollten, und innerhalb vier bis fünf Tagen wirklich zu Stande brachten. Der Abend dieses Tages, an dem sie ihr Werk endigten, und welches, wie Viaud meynt, der 15 April gewesen, war still und angenehm, allein die Erinnerung ihres vorigen Unfalles erlaubte ihnen nicht an den Schlaf zu gedenken; sie brachten vielmehr die Nacht damit zu, daß sie was zu essen sammeln, und so bald nur der Tag anbrach, machsie sich fertig einzuschiffen. Viaud, Frau Couture und der Neger waren bereit; den jungen Couture aber fanden sie liegen, wo sie ihn den vorigen Abend gelassen hatten, ohne daß er das geringste von seinen Sinnen wußte; mit vieler Mühe brachten sie ihn zwar so weit zu rechte, daß er reden konnte, allein zu stehen war er gar nicht im Stande. Demnach war es unmöglich für sie, an dem heutigen Tage ihre Reise anzutretten; der Mundvorrath war wieder aus dem Flosse genommen, die sterbende Asche ihres Feuers durch neuen Zunder angefrischt, und Mast, Segel und Tauwerk wurden ans Ufer gebracht. Der arme junge Mensch wurde diesen Tag und die folgende Nacht zusehens schwächer, und Viaud brauchte die Vorsicht, dessen Mutter in einer Entfernung zu halten. Den Morgen darauf bat er den Viaud aufs nachdrücklichste, daß er ihn seinem

Schicksale überlassen, und nur sich nebst seiner Mutter bergen sollte. Demnach verließ er ihn mit dem Entschluß, seinem Rathe zu folgen, indem er kein andres Mittel vor sich sah, als daß entweder jener allein oder sie alle zusammen umkommen; dennoch kornte er nicht absehn, wie es möglich seyn würde, dies auszuführen. Er gieng am Abend wieder zu ihm, und der Jüngling verwies ihm sein zaudern. Hierauf verließ er ihn nochmals, nachdem er ihm seinen eigenen Ueberrock umgeschlagen, und etwas essen und Austerschaalen mit Wasser neben ihn gesetzt hatte.

Er setzte den Mast wieder auf, trug etwas Mundvorrath auf die Flösse, und legte sich, nachdem er alles zu seiner Abreise fertig gemacht hatte, bey dem jungen Menschen nieder und erwartete den Morgen. Eine Stunde vor Tage schien er todt zu seyn, bey näherer Untersuchung aber fand sichs, daß er noch Athem holete, wiewohl der letzte Todeskampf schien eingetretten zu seyn. Hierauf verließ er ihn, und begab sich zu seiner Mutter, die für Müdigkeit und nach langem Wachen, endlich eingeschlafen war. Er weckte sie auf, und drang in sie, abzureisen, in Ausdrücken, aus denen sie schloß, daß ihr Sohn müßte todt seyn. Sie verfiel sogleich in die heftigste Betrübniß; ließ sich aber doch auf den Floß führen,

ohne

ohne zu wiederstreben, oder zu begehren, nur noch ein einzigesmal über ihrem Kinde zu weinen.

Den 19 April verlieſſen dieſe drey Unglückliche, Viaud, Frau und Couture und der Neger das Eyland, und erreichten nach einer Farth von zwölf Stunden das feſte Land. Die plötzliche Freude, die ſie bey dem Anblick des Landes empfanden, ward gleich bey ihrem erſten Verſuche zu landen etwas niedergeſchlagen, als ſie gewahr wurden, daß eine Art von Moraſt, der über und über mit Waſſer überlaufen war; doch fanden ſie endlich noch einen kleinen Fleck höheren Bodens, wo ſie, da doch die Sonne ſchon untergehen wollte, die Nacht zuzubringen beſchloſſen. Es befanden ſich auf dieſem Flecke verſchiedene groſſe Bäume voller Blätter, die ihnen gewiſſermaſſen zum Schirm vor dem Winde, und noch mehr vor dem Thau dieneten. Sie zündeten ein gutes Feuer an, aſſen etwas von dem, das ſie aus dem Floſſe mitgenommen hatten, und legten ſich nieder zu ſchlafen; ſie wurden aber bald durch das Geheule wilder Thiere aufgeweckt, welches jede Minute lauter und fürchterlicher ward, je näher ſie kamen. Der Neger kletterte ſogleich auf einen Baum; und Frau Couture machte ſich fertig ihm zu folgen, als ein Bär über ſie herfiel, den aber doch Viaud zuletzt mit flammenden Feuerbränden verjagte. Nunmehr

mehr war alle Hoffnung zu ruhen für diese Nacht verlohren; verschiedene Bären und Tiger kamen nahe genug, daß man sie sehen konnte, wurden doch aber durch das Feuer zurückgehalten, das in einem Kreise herum gelegt wurde, indessen Mitte sich die Reisegefährten setzten.

Nach einer solchen Nacht fanden sie ihre Kräfte zu sehr erschöpft, als daß sie sich weit ins Land hinein hätten begeben können, demnach genossen sie der Ruhe am Tage, die sie in der Nacht nicht hatten haben können. Zu Mittage verzehrten sie das übrige ihres Vorraths, und traten ihre Reise weiter an; ihre Richtung nahmen sie Morgenwärts, in Hoffnung, St. Mark in den apalachianischen Gebirgen zu erreichen; allein die schlechten Wege und der Mangel ihrer Kräfte verursachten, daß sie nur langsam und unmerklich weiter kamen.

Ehe sie sich nach der nächsten Mahlzeit umsahen, sorgten sie zuvor für ihre Sicherheit auf die Nacht. Sie häuften einen grossen Holzstoß in der Mitte auf, und rund herum machten sie einen Kreis von Zweigen, die sie mit Anbruch der Nacht anzünden könnten; konnten aber weder Fische, noch Wurzeln, noch sonst das geringste zu essen finden. Unterdessen fanden sie doch einen Wasserteich, der zwar schlammigt war, aber doch frisch Wasser hatte,

und

und das war ihre ganze Abendmahlzeit, nach einem beschwerlichen Tage.

Sie legten sich frühzeitig zu Abend bey ihrem Feuern nieder, und schliefen bis zu Mitternacht, da sie durch eben solch heulen, als die vorige Nacht, aufgeweckt wurden; man konnte die verschiednen Thiere an ihrem Geschrey von einander unterscheiden, und die Stimme der Löwen war darunter die fürchterlichste.

Den Morgen darauf traten sie ihre Reise aufs neue an, fanden aber nichts, das einigermassen zu essen war, als einige Baumblätter, womit sie zwar den Magen anfülleten, aber keine Nahrung davon hatten.

Als sie sich eben solche Holzstösse, wie den vorigen Abend von trocknem Holze gemacht hatten; so legten sie sich wieder schlafen, wurden aber bald durch heftige von den genossenen Blättern verursachte Schmerzen in den Eingeweiden aufgeweckt; da sich also Krankheit und Schmerz zu dem Hunger gesellten, so konnten sie bis an den Morgen keiner Ruhe geniessen, da ein kurzer Schlummer ihren Kummer auf einige Augenblicke unterbrach.

Als sie wieder aufwachten, giengen sie weiter, wanderten bis den Nachmittag, und suchten bey jedem Schritte ganz vergebens etwas zu essen. End-

lich

lich gelangten sie auf einen kleinen Hügel, von da sie das ganze herumliegende Land übersehen konnten, das aber von allen Seiten schrecklich war. Sie erblickten einen unermeßlichen Gesichtskreiß, zur Rechten das weite Meer, einen grossen Wald zur Linken, und vor sich her eine nackete und ganz wüste Ebene, wo nichts zu sehen war, als Fußstapfen und Auswurf wilder Thiere. Da sie gar keine Gränzen dieser Ebene sehen konnten; so nahmen sie ihren Weg nach dem Walde, wo sie sich bald ermüdeten. Durch die Beschwerlichkeiten der Reise, durch Hunger und Verzweiflung erschöpft, legten Viaud und Frau Couture sich auf die Erde nieder, und der arme Neger legte sich nicht weit davon gegen sie über.

Nach einem fürchterlichen Schweigen wurden Viaud und Frau Couture, nachdem sie sich durch Blicke und Zeichen und halb ausgesprochene Worte zu verstehen gegeben, mit einander eins, den Neger umzubringen, und sich von seinem Körper zu nähren. Kaum hatten sie diesen entsetzlichen Anschlag gefaßt, als schon Viaud einen knorrichten Knittel aufraffte, und zu dem unglücklichen Schlachtopfer, das aus Müdigkeit eingeschlafen war, hinzulief, und ihn mit aller Gewalt auf den Kopf schlug; der arme elende wachte von diesem Schlage auf, und versuchte aufzustehn, war es aber nicht im Stande; schreckenvoller Ab-

scheu,

scheu, vielleicht aus Mitleiden, hielten einen Augenblick den zweiten Schlag auf. Während desselben kam das Schlachtopfer auf seine Knie, faltete die Hände mit einem Blicke unaussprechlicher Angst und Schrecken, bat um sein Leben, nannte seinen Mörder seinen liebsten Herrn, und sagte: wodurch er ihn beleidigt hätte? Allein ein paar Augenblicke darauf unterdrückte der Hunger alle die letzten Ueberbleibsel von Menschlichkeit, Viaud fiel über den blutigen Unglücklichen her, warf ihn mit aller Gewalt zu Boden und rief Frau Couture, daß sie ihm helfen sollte: sie kam so geschwinde als sie konnte, und hielt dem Armen den Kopf niederwärts, unterdessen daß Viaud, der der Länge nach auf ihm lag, ihm mit seinem Messer die Kehle abschnitt.

Hierauf legte er den Leichnam über einen Baumstamm, der nahe bey ihm lag, damit er sich desto besser verbluten könnte, und seine Gesellschafterinn leistete ihm bey diesem Werke des Abscheues willigen Beystand. Nach einer kurzen Zwischenzeit, die sie, wie Viaud erzählt, anwandten, und Gott für ihre That um Verzeihung zu bitten, zündeten sie ein Feuer an, und hielten eine Kanibalsmahlzeit.

Die Umstände dieses entsetzlichen Mahles geben an den Tag, daß sie ganz und gar nicht in der Verfassung gestanden, weder durch Verabscheuung noch

durch

durch Gewiſſensbiſſe gerühret zu werden; denn anſtatt, ſo viel möglich alles zu vermeiden, was die Vorſtellung, von dem, was ſie aſſen, erneuren könnte; ſchnitten ſie vielmehr den Kopf ab, ſteckten ihn auf einen Stock, dreheten ihn vor dem Feuer herum, bis er halb gebraten war, und verzehrten ihn alsdann.

Die Nacht brachten ſie damit zu, daß ſie den Leichnam in Viertel und Stücken ſchnitten, und ſie in dem Rauch über das Feuer hiengen, das ſie ihrer Gewohnheit nach angezündet hatten, die wilden Thiere von ſich abzuhalten, denn da ſie kein Salz hatten, ſo war dies das einzige Mittel, womit ſie das Fleiſch konnten zum Gebrauche gut erhalten.

Den folgenden Tag und auch die Nacht brachten ſie auf eben die Art zu, und nachdem ſie ihren Vorrath in verſchiedene Packete getheilt hatten, die ſie in ſo viele Tücher banden, als ſie übrig hatten, ſo hiengen ſie ſie mit den Stricken von den Flöſſen über die Schultern.

Da Schlaf und Nahrung nunmehr ihre Kräfte geſtärkt hatten: ſo tratten ſie ihren Weg aufs neue an, um zu verſuchen, ob ſie nicht durch den Wald kommen könnten. Zufolge ihrer Ausrechnung giengen ſie aus den 28 April, und als ſie verſchiedene Tage gewandert hatten, waren ſie endlich von Brmo-

beer-

beerſträuchen, Dornen und den vielen ſtachlichten Pflanzen ſo verwundet, daß ſie ſich genöthiget ſahen, ihren Weg umzuſchlagen, um nach der Seeſeite zu kommen; überdem waren ſie von den Muskwitoen, Sandfliegen und andern dergleichen Ungeziefer ſo zerſtochen, daß ihre Geſichtszüge kaum zu erkennen, und ihre Hände und Füſſe zum Erſtaunen aufgeſchwollen waren.

Sie fanden bald eine Oefnung zur Rechten, und erreichten endlich den Strand. Da aber daſſelbe mit Seerohr ganz bewachſen, und vieles davon ſtark und ausgedorret und in einander geflochten war; ſo wurde ihnen hier das Gehen eben ſo beſchwerlich, als in dem Walde. Doch waren ſie hier gewiſſermaſſen von den Muskwitoen befreyet, fanden auch einige Scheelfiſche und Platteiſe, die ſie auflaſen und aſſen, um ihren übrigen Vorrath deſto länger zu ſparen. Am Ende fiel es dem Viand ein, dieſe Binzen anzuzünden, welches über alle Erwartung gelang, und den Weg in groſſer Strecke rein machte. Den folgenden Morgen fanden ſie zwo Klapperſchlangen, die das Feuer erſtickt hatte, und ſie mit groſſer Luſt verzehrten. Den Tag darauf tödteten ſie einen Kaymann, ſonſt Takare genannt, eine Art Krokodill von 12 Schuh in die Länge, den ſie in einem Moraſt ſchlafend gefunden. An drey Pfund davon

aſſen ſie auf, brachten einen Tag and eine Nacht zu, das übrige zu trocknen, das ſie in kleine Stücke ſchnitten und mit ſich nahmen.

Sie giengen jetzt mit neuer Stärke weiter fort, fanden aber nach einer Stunde ihren Weg von einem Fluſſe unterbrochen, der zu tief war, um durch zu watten, und zu ſchnell, als daß der beſte Schwimmer hätte durchſchwimmen können.

Es blieb ihnen demnach nichts übrig, als an dem Ufer des Fluſſes aufwärts zu wandern, um zu ſehen, ob nicht derſelbe irgendwo minder tief und weniger ſchnell wäre.

In dieſer Richtung giengen ſie zween ganzer Tage fort, ohne einigen Erfolg; doch waren ſie ſo glücklich eine Schildkröte am Abend des zweyten Tages zu bekommen, die wohl zehn Pfund wog, und ihnen neuen Vorrath verſchafte; ſie machten ſich fertig ſie ſogleich zuzurichten; konnten aber zu ihrer unausſprechlichen Beſtürtzung ihren Feuerſtein nicht finden. Nachdem ſie ihre Kleider und Bündel vergebens durchſucht hatten, gieng Viaud wieder an die Stelle zurück, wo ſie den Abend zuvor Feuer hatten angezündet; er ſuchte aber den ganzen Weg bis dahin umſonſt, bis er ihn endlich unter einigem Farrenkraut fand, worauf ſie geſchlafen hatten. Er brachte mit dieſem ängſtlichen Suchen eine ganze

Nacht

Nacht zu; als er sich aber um Morgen wieder zu seiner Reisegefährtin gesellt hatte; so machten sie sich von ihrer Schildkrötte ein herrliches Mahl, und genossen hernach fünf Stunden eines erquickenden Schlafes. Nach ihrem Erwachen überlegten sie, was sie für einen Weg nehmen sollten? Der Fluß kam geradesweges unendlich weiter, als ihr Gesicht reichen konnte, herabgeflossen, und es war sehr zweifelhaft, ob sie nach einer Wanderschaft von etlichen Tagen an eine Stelle kommen möchten, wo sie durchwatten könnten. Als sie so standen und sich bedachten, und die Schwierigkeiten, womit sie umgeben waren in Betrachtung zogen: so richteten sie ihre Augen auf ein halb Duzend laubloser Bäume, die der Strom mit fortgerissen hatte, und die nahe am Ufer, von einem andern Baum, den der Wind umgerissen und in den Fluß geworfen hatte, aufgehalten wurden. Dieser Anblick gab ihnen den Gedanken ein, zu versuchen, ob sie nicht auf dieser Stelle über den Bäumen, wenn sie als eine Flösse zusammengefaßt würden, könnten über den Fluß setzen.

Sogleich zog Viaud sich aus, gieng in das Wasser, zog das Holz näher ans Ufer, streifte die innere Rinde ab, daraus er Seiler machte, mit denen er die Bäume zusammen band. Nachdem dies geschehen war, zog sich Frau Couture auch halb

aus, (denn ihr groſſes Elend machte ſie beiderſeits gegen allen äuſſerlichen Wohlſtand ganz gleichgültig) machte aus ihren Kleidern ein feſtes Bündel, und ſo ſchifften ſie ſich ein, nachdem ſie ihre Vorräthe am Leibe ſich feſt gebunden hatten.

So ſchmal hier der Fluß war, ſo ſchnell war er doch, ſo, daß er die Flöſſe, die nur mit einer Stange regiert wurde, viele Ellen den Strom herabtrieb, unterdeſſen, daß ſie mit aller ihrer unſäglichen Arbeit nicht mehr denn einen Zoll in der Breite gewonnen: endlich kamen ſie doch über die Mitte, und ſtieſſen gegen einen Baumſtamm, der der Länge nach queer über dem Waſſer lag, ſo daß einige Zweige ſeiner Wurzel noch feſt in der Erde des gegenſeitigen Ufers ſtanden. Der Stoß zerrieß die Bande der Flöſſe, ſie gieng plötzlich von einander, und ſie fielen beide ins Waſſer.

Viaud war ſo glücklich, daß er mit der einen Hand einen Baumzweig, und mit der andern die Haare ſeiner Gefährtinn ergrief, als nur noch blos der obere Theil ihres Kopfes über dem Waſſer zu ſehen war. Mit ſeiner Hülfe kletterte ſie auf den Baumſtamm, und erreichte endlich ſicher das Ufer.

Viaud entledigte ſich ſogleich ſeiner Vorräthe, die er ſich um den Leib gebunden hatte, und gieng das Bündel aufzuſuchen, das er zum Glücke noch

fand,

fand, weil es zwischen den Baumästen verwikelt war.

Sie breiteten ihre Kleider an der Sonne aus, sie zu trocknen, und zündeten zu besserer Würksamkeit noch Feuer an. Als sie sich angekleidet hatten, machten sie sich von ihrer Schiltkröte noch eine Mahlzeit, und das übrige trockneten sie, womit der Tag vollends hingieng.

Die Nacht brachten sie mit den gewöhnlichen Vorsichtigkeiten zu, und giengen den Morgen darauf auf St. Mark, in den apalachischen Gebirgen zu, indem sie sich Morgenwärts wandten, und bey jedem Schritte zitterten, daß sie des rechten Weges verfehlen möchten.

Da sie durch Gehölze durch mußten, und die Larven, Schuhe, Halbstiefel und Handschuhe, die sie sich aus der Haut des Kaymans gemacht hatten, zerrißen, und zum Theil von dem Wasser verdorben waren: so wurden sie abermals von den Muskwitoen, Sandfliegen und Wespen elendiglich zerstochen, so daß ihre Gliedmaßen und Gesichtszüge nicht mehr von einander zu unterscheiden waren, und sie eher wandelnden Tonnen, als menschlichen Geschöpfen änlich sahen.

Sie befanden sich jetzt nahe an der See, und indem Viand, den die Beschwerlichkeit übermannte, nicht mehr im Stande war zu gehen, und auf der

Erde lag, Frau Couture aber nach einer indianiſchen Henne ſich umſah, die ſie in ein Gebüſch hatte hineingehen ſehen: hörte er mit einmal in einiger Entfernung den Ton von Menſchenſtimmen. Sogleich bemächtigte ſich ſeiner ein Sturm von Leidenſchaften, unter denen die Furcht die herrſchende war; anfänglich dachte er, daß es Wilde wären, die längſt dem Strande giengen, wo er lag; den Augenblick darauf aber empfand er einen geringen Strahl von Hofnung, daß die Stimmen von einem Fahrzeuge auf der See kommen möchten. Er ſtrengte alle ſeine Kräfte an, und kroch auf Händen und Knien nach dem Ufer zu, und hatte gar bald die Beruhigung, ein groſſes Boot wahrzunehmen, das nahe am Strande ruderte, und die Stelle, wo er lag, noch nicht vorbey war. Er bemühete ſich den Leuten zuzurufen, allein ſeine Stimme war zu ſchwach; hierauf webete er den Hut hin und her, ſo hoch als er reichen konnte, ward aber durch Schwachheit genöthiget, ſein Zeichengeben zu unterbrechen, und fiel oft, da er nicht im Stande war, ſich aufrechts zu erhalten, platt aufs Geſichte nieder.

Es iſt nicht möglich, die Gemüthsbewegungen, die er während dieſer Zeit empfand, auszudrücken, noch auch vielleicht ſich vorſtellen; ein herankommendes Boot, das bald vorbey ſeyn ſollte, ohne jemals

wie-

wieder zu kommen; Frau Couture abwesend; er selbst nicht im Stande die Aufmerksamkeit derer, die am Bord waren, an sich zu ziehen, und eben da er den schönsten Anblick einer Erlösung hatte, aufs neue der Gefahr ausgesetzt, abermals verlassen zu werden, und in einer Wüste elendiglich umzukommen.

Unterdessen trug es sich zu, daß er seine Augen auf einen langen Baumast warf, der ihm so nahe lag, daß er ihn erreichen konte. Diesen ergriff er, hieng seine Mütze und der Frau Couture ihren Unterrock, den sie über ihn gedeckt hatte, als sie von ihm gieng, an das eine Ende, hielt es in die Höhe, und ward zu seiner unaussprechlichen Freude bald darauf gewahr, daß die auf dem Boote dies Zeichen sahen, welches er theils daraus abnahm, daß sie ein plötzliches Schreyen erhoben, theils auch, daß sie ihre Farth abbrachen, und gerade nach dem Strande steuerten. Seine Freude war noch grösser, als er bey Annäherung des Bootes gewahr ward, daß die Leute gekleidet waren; ein sicheres Zeichen, daß es Europäer und nicht Wilde des Landes wären. Sie kamen bald heran, und stiegen ans Land, allein ehe sie noch zu ihm tratten, versunk er unter dem Uebermaaß von Freuden, und fiel in eine Ohnmacht. Ein Becher Taffia, den sie ihm in den Hals gossen, brachte ihn in wenigen Minuten wieder zu sich, und

ſetzte ihn in den Stand, ihnen ſeine Umſtände bekannt zu machen; worauf er ſie bat, ein lautes Geſchrey zu erheben, damit ſeine Gefährtin, die noch in dem Gebüſche war, ſie hören und kommen möchte, an ſeinem Glücke Antheil zu nehmen. Dies that bald die gewünſchte Würkung, und Viaud hatte das Vergnügen, ſie mit der Henne und ihrem Neſte, die ſie glücklicher Weiſe erbeutet hatte, herzulaufen zu ſehen.

Da die Nacht einbrechen wollte, ſo wurden ſie eins, ſich nicht eher einzuſchiffen, als den folgenden Morgen, welches, wie er vernahm, der 6te May war. Die Indianiſche Henne ward zur Abendmalzeit zugerichtet, nebſt gepöckeltem Schweinefleiſch, aus dem Boote, und ein ſowohl munteres als auch herzliches und geſundes Mahl, gab ihnen faſt wunderbarer Weiſe Stärcke und Geſundheit.

Die Leute in dem Boote waren engliſche Soldaten, unter dem Befehl eines Befehlhabers, der Wright hieß, und der zu einem abgeſonderten Haufen gehörte, der zu St. Mark ſtand, unter dem Befehl des Herrn George Swettenham, eines Lieutenants unter dem neunten Regiment zu Fuß. Ein Wilder hatte ihnen Nachricht gegeben, daß er einige Tage zuvor am Strande einen todten Menſchen gefunden hätte, der, wie die Ueberbleibſel ſeiner Klei-

der

der anzeigten, ein Europäer war, und den ein wilddes Thier müßte getödtet haben, da Gesicht und Bauch ihm abgefressen sey. Auf diese Erzählung war Herr Wright nebst vier Soldaten und einem Dollmetscher abgeschickt worden, an der Küste zu kreuzen, um jedem Verunglückten, den sie antreffen möchten, Hülfe zu leisten, zumal, da man wegen des letzten stürmischen Wetters Ursache hatte zu besorgen, daß eine Brigantine mit Lebensmitteln, die aus Pensacola erwartet wurde, untergegangen wäre.

Viaud meint, daß der Leichnam, den der Wilde gefunden, entweder Couture oder Desclau gewesen, die in dem lecken Boote abfuhren.

Die Nacht war ausserordentlich stürmisch, der Morgen aber schön; und sie schifften sich ein. Herr Wright hatte auf seiner Rückfarth nach St. Mark nur eine Insel zu berühren, und als sie bey derselben nach zwölf Stunden Segelns anlangten, erinnerte sich Viaud, daß es die nämliche war, wo sie den jungen Couture gelassen hatten, als sie ihre Flösse bestiegen. Er erinnerte sich zugleich, daß der arme junge Mensch noch nicht ganz tod gewesen, als er von ihm gieng, und daher ersuchte er Herrn Wright aufs nachdrücklichste, einen von seinen Leuten ans Land zu schicken, nach dem Leichnam zu sehen. Herr Wright gab mit grosser Menschenliebe seine Einwil-

ligung, und da Viaud nicht im Stande war, selbst an dem Strand zu gehen, so ward ein Bote abgefertigt, der in einer Viertelstunde wieder kam, und berichtete, daß er den Körper gesehen und daß er tod wäre.

Viaud bat darauf, daß er möchte ans Land getragen werden, um ihn zu verscharren; welches Herr Wright ebenfalls gerne nachgab, und Frau Couture begab sich mit ans Land. Als sie an den Ort kamen, fanden sie den jungen Menschen auf der Erde ausgestreckt, mit dem Gesichte unterwärts. Die Haut war von der Sonne und dem Winde ausgedörrt, die Würmer hatten von seinen Füssen und Schenkeln Besitz genommen, und er roch als ein Leichnam, den man zu lange unbegraben gelassen. Nachdem sie den Leidenschaften nachgegeben, die bey solchen Gelegenheiten ganz natürlich in der Brust eines Freundes und einer Mutter aufsteigen müssen: so wurde ein Grab gemacht, und die Soldaten kamen, ihn da hinein zu legen. Der eine darunter, der ihm die Hand unter die Brust legte, um ihn aufzuheben, schrie mit dem grössesten Erstaunen auf, daß er noch warm wäre; Bey genauerer Untersuchung fand sichs, daß das Herz noch schlug, und als sie den einen Fuß anrührten, zog er sich von selbst zurück. Man brauchte die gehörigen Mittel,

ihn

ihn wieder zu sich zu bringen, und am Ende gelang es. Demnach wurde er ins Boot getragen, einige Soldatenkleider über ihn geworfen, und mit einer Decke zugedeckt. Als er zuerst redete, schien er von Sinnen zu seyn, nach einigen Erfrischungen aber, und nachdem er etwas geschlafen hatte, erlangte er seine Sinne vollkommen wieder; doch erinnerte er sich nicht des geringsten, das mit ihm vorgegangen, seitdem man ihn verlassen hatte, ausgenommen, daß er oft in Ohnmacht gefallen, und zwischen denselben unausstehlichen Hunger und Durst gelitten, und daß er sich mit dem wenigen erquicket, was Viaud an Vorrath und Wasser ihm hingesetzt, ob er gleich zu schwach gewesen, die Hand darnach auszustrecken, und sich gezwungen gesehen, auf dem Bauche hinzukriechen, und wie ein kriechendes Thier sich auf der Erde zu füttern.

Dieser Nachricht zu folge, hatte ein Mensch, der den 19ten Aprill im letzten Todeskampf gelegen, und auf der Erde liegend verlassen worden, blos bey einigen wenigen Austerschaalen mit Wasser und etwas getrockneten Fischen bis zum 7ten May gelebet, wobey er neunzehn Tage und Nächte gelegen, und dem Winde, der Sonne und dem Regen ausgesetzt gewesen. Viaud sagt, daß keiner von ihnen einer solchen Sache, wenn sie von einem andern erzählt

worden wäre, Glauben beygemessen hätte, wiewohl er und die andern sie mit ihren eigenen Augen gesehen hatten. Kann er aber alsdann wohl verlangen, daß andre ihm in diesem Stück, wo er jeden für einen Lügner würde gehalten haben, glauben sollen? Doch dem sey wie ihm wolle, sie kamen den Tag darauf, als den 8ten May, glücklich zu St. Mark an, welches nicht weniger denn 15 französische Meilen von dem Lande lag, wo sie sich eingeschifft hatten, und Herr Swettenham empfieng sie mit der grössesten Leutseligkeit, gerade ein und achtzig Tage, nachdem sie hatten Schiffbruch gelitten.

Während ihres Aufenthalts in diesem Forte erfuhren sie, daß die acht Schiffbrüchige, die sie mit der Mutter, Schwester und Neffen des Antonio zurückgelassen, diese Verwandten desselbigen grausamer Weise im Schlaf ermordet hätten, weil er nicht so geschwinde zurückgekommen, als sie gehofft hatten, und daß sie sich seines Gewehrs, Pulvers und Kanots bemächtiget. Da dieses Boot nur fünf Mann halten konnte; so theilten sich die Mörder durchs Loos, fünfe schifften sich ein, und dreye blieben zurück. Ein jeder, der diese Nachricht liest, und den Vorurtheil und Thorheit nicht so verblendet haben, daß er glaubt, in der Einfalt der Natur leben, heisse alle Ansprüche auf Gerechtigkeit und Menschlich-

lichkeit aufgeben; wird es nicht ungerne vernehmen, daß von diesen fünf Mördern, die in dem Kanot davon gefahren, nie wieder was gehört worden; und daß Antonio in einem grössern Schiffe und mit mehreren Leuten wiedergekommen, und den Tod seiner Mutter, Schwester und Neffen an den dreyen, die zurück geblieben waren, gerächet habe. Wer darf sich wundern, wenn die nächstkommende Europäer, die den Beystand dieser Eingebohrnen von Amerika nöthig haben, dem Untergange überlassen oder umgebracht werden, da diese Wilden doch glauben müssen, sie müßten so verfahren, nur um ihr eignes Leben in Sicherheit zu setzen.

Nachdem sich Viaud dreyzehn Tage in dem Fort aufgehalten hatte, schiffte er sich den 21ten May ein, am Bord eines Schiffes, das nach St. Augustin, einer englischen Niederlassung an der östlichen Küste von Florida bestimmt war. Frau Couture und ihren Sohn ließ er zurück. Er kam den 13ten Juni 1765 zu St. Augustin an, und ward von dem Befehlshaber der Besatzung, Herrn Grant, dem er von Herrn Swettenham Briefe mitbrachte, sehr wohl aufgenommen, und stattet demselben für seine edelmüthige Freygebigkeit in den stärksten Ausdrücken seinen Dank ab. Den 21sten Junii reisete er nach Neu-York ab, wo er den 3ten

Au-

August und den 27sten Februar 1766 zu Nantes anlangte. Was aus der Frau Couture und ihrem Sohn geworden, erzählt er nicht, vermuthlich haben sie sich eine Gelegenheit besorgt, nach Louisiana zu segeln, welches ihr Vaterland war.

Anmerk. Vorstehende Geschichte ist von dem Viaud, der an derselben so viel Antheil genommen, selbst aufgesetzet worden, und zu Paris unter dem Titel: Le Naufrage ou Avantures de Mr. Viaud etc. erschienen, nur daß derjenige, der das Buch herausgegeben, die Schreibart des ungelehrten Schiffmannes etwas geändert und verbessert hat, da sie an sich gar zu roh und unverfeinert gewesen seyn soll. Es wäre theils für sich selbst, theils auch für unsere Sammlung zu weitläuftig gewesen, wenn wir alle Umstände dieser Begebenheiten hätten mittheilen wollen, vielmehr sind dieselben mit ganz unerheblichen Anmerkungen und eingeschalteten moralischen Betrachtungen vermehrt, von einem verheyratheten Frauenzimmer in London, Namens Griffith, ins Englische übersetzt, und daraus ein Auszug, der die wesentlichsten Umstände enthält, in das bekannte Gentleman Magazin vom Jahr 1771 eingerückt worden, dessen wir uns dann hie und da bedient haben. Uebrigens merken wir noch an, daß Herr Swettenham, dessen in dem letztern Theil der Geschichte

schichte Erwähnung geschieht, die folgenden Umstände selbst bezeuget und bestätiget habe; Nämlich: „Daß „er auf die Nachricht des Wilden von einem gefunde„nen todten Körper, und weil er selbst geglaubet, daß „ein Schiff würde gestrandet seyn, einen Fähnrich, „Namens Wright, mit einem Dollmetscher und „vier Soldaten, in einem Boote ausgeschickt, die „Küste zu besuchen; daß diese mit einem Franzosen, „Namens Viaud, und einer Französin zurückgekom„men wären, die sie auf einem wüsten Strande in „den kläglichsten Umständen angetroffen, da sie zu „ihrem Unterhalt nichts hatten, als einige Austern, „und einige Ueberbleibsel von einem Neger, den sie „in ihrer äussersten Bedrängniß getödtet hätten, um „etwas zu essen zu haben; daß auch ein junger Mensch „mitgekommen, der ein Sohn jenes Frauenzim„mers war, und auf einer wüsten Insel, in einem „noch weit verzweifeltern Zustande, als die beiden „ersten angetrofen worden, indem er, als man ihn „gefunden, weder Sprache noch Sinne, noch Be„wegung mehr übrig gehabt hätte."

XXI.

Abendtheuer des Obersten Daniel Boon in Kentukke, von ihm selbst beschrieben.

Die Neugierde ist dem Geist des Menschen natürlich, und interessante Gegenstände haben einen mächtigen Einfluß auf unsre Neigungen. Ob nun dieser Einfluß mit Zulassung oder auf Befehl der Vorsehung wirkt, persönliche oder gesellige Absichten zum Grunde hat; genug der geheimnisvolle Wille des Himmels wird immer zu seiner Zeit kennbar. Wir sehen also, daß das Erdreich von Kentukke, noch kürzlich eine scheusliche Wüste, und die Wohnung wilder Thiere war, jetzt in ein fruchtbares Land verwandelt worden ist. Dieser von der Natur so begünstigte Erdraum wurde zum Sitz der Cultur in einer Zeit umgebildet, die in der Geschichte ohne Beyspiel ist, nämlich mitten unter den Verheerungen des Kriegs, und allem Nachtheil der Emigration in einem so sehr entfernten Lande. In dieser Weltgegend, wo die Hand der Gewalt das Blut der Unschuldigen vergoß; wo das gräßliche Geschrey der Wilden und das Wehklagen der Unglücklichen in unsern Ohren tönte, hören wir jetzt Dank und Jubellieder zum Allmächtigen erschallen. Da wo man nichts als elende Wigwams (Hütten der Wilden)

den) wahrnahm, sehen wir iezt Städte hervorsteigen, die wahrscheinlich dereinst im Ruhm mit den grösten Städten der Welt wetteifern werden. Mit einem Wort, wir sehen Kentukke, dieses schöne und an den fruchtbaren Ufern des Ohio gelegene Land, mit Glanz aus seiner ehemaligen Dunkelheit hervorgehen, und schon jezt allen andern Provinzen der amerikanischen Hemisphäre gleich kommen.

Dieses Etablissement verdient wohl einen Platz in der Geschichte. Ich habe selbst an verschiedenen denkwürdigen Vorfällen Theile gehabt, die hier geschehn sind; ich will daher in der Kürze meine Abendtheuer erzählen, und von den Begebenheiten, die ich selbst gesehen, Nachricht ertheilen.

Es war der erste May 1769, als ich auf eine Zeitlang meinem häuslichen Glück entsagte, meine Familie und meine ruhige Wohnung am Fluß Yadkin in Nordcarolina verließ, um die amerikanischen Wüsten zu durchirren, und das Land Kentukke aufzusuchen, in Begleitung von John Finley, John Stewart, Joseph Holden, James Monay und William Cool.

Wir zogen muthig fort, und erreichten nach einem langen und sehr mühsamen Marsch durch Wüsteneyen und Gebirge den 7 Junius das Ufer des rothen Flusses, wo Finley ehedem mit den Wilden Handel gepflogen hatte. Wir betrachteten von dem Gipfel

eines Hügels die ſchöne Ebene von Kentukke mit groſſem Vergnügen. Das Wetter war einige Tage lang auſſerordentlich ſchlecht, und diente zum Vorſpiel der Unglücksfälle, die uns erwarteten. Wir lieſſen uns an dieſem Orte nieder, baueten eine Hütte, um uns wieder die üble Witterung zu ſchützen, und fiengen endlich an das Land zu durchſtreichen. Allenthalben fanden wir eine groſſe Menge wilder Thiere aller Arten, die in dieſen ungeheuren Wäldern umher irrten, und keine Furcht zeigten, weil ſie noch nie die Gewalt der Menſchen erfahren hatten. Hier jagten wir mit glücklichem Erfolg bis zum 22ſten December.

An dieſem Tage hatten Stewart und ich eine ſehr angenehme Jagd gemacht, allein das Glück veränderte die Scene gegend Abend. Wir waren durch einen groſſen Wald gegangen, in welchem ſich tauſende von Bäumen befanden theils mit Blumen geziert, theils mit Früchten bedeckt. Die Natur verſchwendete hier ihre Annehmlichkeiten und Wunder; ſie zeigte ihre Schätze und Induſtrie, in einer Mannigfaltigkeit von Blumen und Früchten, von prächtigen Farben, von eleganten Formen und wolluſtathmeten Gerüchen; hierzu kam noch der vergnügende Anblick unzähliger Thiere, die ſich unaufhörlich unſern Augen darſtellten. Der Tag neigte

ſich,

ſich, und wir befanden uns nahe am Fluß Kentukke, als auf einmal ein Haufen Indianer erſchien, die aus einem Dikigt hervorbrachen, uns umringten, und zu Gefangenen machten. Unſre unglückliche Stunde war gekommen. Die Wilden raubten uns alles was wir hatten, und lieſſen uns ſieben Tage lang nicht aus den Augen, wobey wir auf ihre Weiſe lebten. Während dieſer ganzen Zeit hatten wir keine Gelegenheit zu entrinnen, wir ſuchten ſie auch nicht, daher man endlich keinen Verdacht mehr gegen uns zeigte. In der Nacht des ſiebenden Tages aber, da wir in einem dicken Wald von Zuckerrohr waren, und neben einem groſſem Feuer geſtreckt lagen, als der Schlaf die Wilden überfallen hatte, meine traurige Lage aber mir nicht zu ſchlafen erlaubte, ſo weckte ich ganz leiſe meinen Unglückskameraden. Die Gelegenheit war günſtig; wir eilten fort, und richteten unſern Lauf nach unſerer Hütte; allein wir fanden ſie geplündert, und keinen mehr von unſern Reiſegeſellſchaftern, die ſammtlich davon geflohen waren. Während dieſer Zeit irrten mein Bruder Boon und ein anderer Reiſender, der nach uns in Kentukke angelangt war, in den Wäldern herum, um uns wo möglich aufzuſuchen; zufälliger Weiſe fanden ſie uns. Ohngeachtet des Verluſts unſerer Reiſegefährten, ohngeachtet der traurigen und ge-

fährlichen Lage worinn wir waren, umringt von feindlichen Wilden und ohne Hofnung besserer Aussichten, verursachte uns doch diese so glückliche Vereinigung in den Wüsteneyen die lebhafteste Freude.

Bald hernach wurde Stewart von den Wilden erschossen, und der mit meinem Bruder gekommene Reisende suchte den Rückweg. Nunmehr befanden wir uns in einer verzweiflungsvollen Lage, stündlich ausgesetzt von den Wilden umgebracht, oder von wilden Thieren zerrissen zu werden. Wir waren jetzt die einzigen weisen Menschen im ganzen Lande.

In diesem Zustande, in fürchterlichen Wüsten gleichsam begraben, einige hundert Meilen von unsern Familien entfernt, waren wir doch noch glücklich, und zwar in dem Maasse, daß ich glaube wenig Menschen können sich davon einen Begriff machen. „Du siehst jetzo, sagte ich oft zu meinem „Bruder, wie wenig die Natur zu ihrer Befriedigung verlangt. Das Glück, der Gefährte der „Freude, findet sich mehr in unserm eigenen Herzen, als im Genuß äusserlicher Dinge.“ Ich glaube fast, daß nur ein wenig Philosophie erforderlich ist, um einen Menschen glücklich zu machen, in welchem Zustande er sich auch befinden mag. Man muß sich gänzlich dem Willen der Vorsehung überlassen. In solcher Gemüthsverfassung findet

man

man ein Vergnügen auf einem mit Dornen bedeckten Pfade zu wandeln.

Wir blieben indessen nicht müssig; alle Tage giengen wir auf die Jagd, auch baueten wir uns eine kleine Hütte, um uns gegen die Kälte zu schützen. So lebten wir den Winter über ruhig. Den 1 May 1770 trat mein Bruder zu meinem grossen Leidwesen den Rückweg nach Hause an, um Pferde und Munizion zu holen. Er ließ mich nun ganz allein, ohne Brod, ohne Salz, ohne Gesellschaft irgend eines vernünftigen Wesens, nicht einmal eines Hundes. Ich bekenne es, daß ich es nie nöthiger hatte, meine ganze Philosophie und meinen Muth zu Hülfe zu rufen. Einige Tage lang war ich untröstlich. Der Gedanke an ein geliebtes Weib und Kinder, an ihrer Unruhe wegen meiner Abwesenheit, und an meine schreckliche Lage, machten einen tiefen Eindruck auf mein Herz. Tausend fürchterliche Gegenstände stellten sich meiner Einbildungskraft dar, und würden gewiß bey mir die stärkste Melancholie erzeugt haben, wenn ich mich ihnen länger überlassen hätte.

Eines Tages durchstrich ich die benachbarte Gegend: die Verschiedenheit und Schönheit der Natur, die ich in der angenehmsten Jahrszeit sahe, verjagte alle traurige Gedanken aus meiner Seele.

Der Tag neigte ſich, kein Wind wehete, und kein Lüftgen regte ſich. Ich beſtieg den Gipfel eines Hügels, und weidete meine Augen an der herrlichen Ausſicht über ungeheure Ebenen in der reitzendſten Landſchaft, die ich zu meinen Füſſen ſah. In der Entfernung erblickte ich den prächtigen Ohioſluß, deſſen Gewäſſer in Majeſtätiſcher Stille dahin ſtrömten; und die weſtlichen Gränzen von Kentukke bezeichneten; noch weiter hin ſahe ich Gebirge, die ihre ſtolzen Gipfel in die Wolken ſtreckten. Ich konnte dieſes prächtige Schauſpiel nicht verlaſſen, und fühlte mich glücklich. Ich zündete ein Feuer nahe bey einer Waſſerquelle an, und röſtete eine Hirſchkeule, die ich bey mir hatte. Die Nacht bedeckte bald die ganze Hemisphäre. Ich war müde von meinem Marſch und ſchlief ſehr ſanft, bis mich die Sonne aufweckte. Nun ſtand ich auf, ſetzte meine Reiſe fort, und durchwanderte in wenig Tagen eine anſehnliche Strecke Landes, beſtändig mit ſo viel Vergnügen, als den erſten Tag. Ich kehrte nachher wieder nach meiner Hütte zurück, die in meiner Abweſenheit nichts gelitten hatte, ſo häufig auch die Wilden herum ſtrichen, und ſie bisweilen beſuchten; jedoch glücklicherweiſe immer, wenn ich nicht anweſend war. Das Heulen der Wölfe in der Nacht, und bey Tag das Geſchrey anderer Arten von Thie-

ren,

ren, die diese Wälder bewohnten, liessen mir wenig Ruhe.

Ich befand mich also im Ueberfluß bey meiner grossen Dürftigkeit, und war glücklich mitten unter den größten Gefahren, und in der allernachtheiligsten Lage. Bey so mannigfaltigen Gegenständen und Empfindungen war es unmöglich mich der Melancholie zu ergeben. Nein! die volkreichsten Städte mit allen Reichthümern des Handels, der Industrie und den prächtigsten Gebäuden, konnten nie meinem Herzen so viel Vergnügen verschaffen, als die simpele Schönheiten der Natur, die ich in diesen Wildnissen fand.

So durchlebte ich meine Zeit bis zum 27sten Julius, da mein Bruder zu meiner grossen Freude sich wieder einstellte, wie wir abgeredet hatten. Wir verliessen bald hernach unsern Aufenthalt, und durchstriechen den Theil von Kentukke, der an dem Fluß Cumberland liegt, bis zum März 1771. Endlich beschloß ich zu meiner Familie wieder zurückzukehren, und sie so bald es mir nur möglich seyn würde, selbst mit Gefahr meines Lebens nach Kentukke zu führen, daß ich wie ein zweytes Paradies betrachtete.

Ich langte glücklich zu Hause an, und fand die Meinigen alle gesund. Ich verkaufte mein klei-

nes Landgut, und alles was wir nicht mitnehmen konnten. Den 25sten September 1773 nahm ich von meinen Freunden Abschied, und machte mich auf die Reise nach Kentukke, in Begleitung von meiner Familie und fünf andern Personen, wozu im Thale Powel noch vierzig andre Menschen kamen. Diesem guten Anfange folgten bald die schrecklichsten Unfälle. Den 10 October überfiel uns ein Trupp von Wilden, die sechs von den Unsrigen tödteten, und einen verwundeten. Mein ältester Sohn verlohr dabey sein hofnungsvolles Leben. Ob wir uns gleich gut vertheidigt, und die Feinde zurückgeschlagen hatten, so hatte doch dieser unglückliche Angrif unser Vieh zerstreut, und uns in die größte Noth versetzt. Unsre Reisegesellschaft hatte so sehr den Muth verlohren, daß wir 40 englische Meilen weit zurückgiengen, um ein an dem Fluß Clench gelegenes Etablissement zu erreichen. Wir hatten bereits die Gebirge von Powel und von Walden passiert, und näherten uns schon dem Fluß Cumberland, als uns dieses Unglück befiel.

Ich blieb mit meiner Familie hier am Clench bis zum 6ten Junius 1774, da Lord Dumnore, Gouverneur von Virginien, mir antrug nach dem Ohiofall zu gehen, um die Anführung einer Anzahl Feldmesser zu übernehmen, die der Gouverneur hier versammlet hatte, und nach Kentukke bestimmt waren.

ren. Ich nahm den Vorschlag ohne Bedenken an, und in zwey und sechzig Tagen hatten wir unsere Mission geendigt, während welcher Zeit wir mit unsäglicher Mühe und Strabazen 800 englische Meilen marschierten.

Nach dieser Expedition gieng ich nach Hause, erhielt aber bald einen andern Auftrag, nämlich das Commando der Truppen zu übernehmen, die wider die Schakanesen zu Felde zogen. Nach geendigtem Kriege wurden die Soldaten in Forts verlegt, und ich war müssig. In dieser Lage ersuchten mich einige Einwohner in Nordcarolina, die im Begriff standen von den Irokesen am Fluß Kentukke gelegene Ländereyen zu kaufen, dem Verglich in Waraga beyzuwohnen. Dieser sollte im März 1775 gehalten werden, um mit den Wilden den Kaufpreis und die Gränzen des Landes zu bestimmen. Ich gab ihrem Ansuchen Gehör, und übernahm einen Weg zu bezeichnen, der von dem bewohnten Theil von Virginien durch die Wildnisse bis Kentukke führen sollte.

Ich versammelte sogleich eine Anzahl kühner und wohlbewafneter Männer, und trat mit ihnen den Marsch an. Wir kamen glücklich, bis 15 englische Meilen von dem Ort, wo jetzo Boonsborough liegt; hier aber wurden wir von den Wilden angefallen, die uns zwey Mann tödteten, und eini-

ge verwundeten. Ob wir gleich geringer an der Zahl waren, so wichen wir doch nicht zurück. Dieſes geſchah den 20ſten März 1775. Drey Tag darauf erfolgte ein neuer Angriff, der uns abermal einige Todte und Verwundete koſtete; ſodann aber gelangten wir ohne fernern Widerſtand an den Fluß Kentukke, wo wir den 1ſten May anfiengen das Fort Boonsborough zu erbauen. Den 4ten Tag nach unſrer Ankunft allhier ſchoſſen uns die Wilden noch einen Mann tod, nachher aber lieſſen ſie uns in Ruhe. Wir ſetzten unſre Arbeit am Fort unabläſſig bis zum 14ten Junius fort, da denn das Werk geendigt war, und ich zu meiner Familie an der Clench zurückkehrte. Bald hernach brachte ich auch dieſe nach Boonsborough, wo wir glücklich ankamen; meine Frau und meine Tochter waren die erſten weiſen Frauensperſonen, die je die Ufer des Kentukke betretten hatten.

Den 14ten Julius 1776 wurden zwey Töchter des Oberſten Calaway und die Meinige von den Wilden nahe beym Fort überfallen und weggeſchleppt. Ich raſte in der Eil acht Mann zuſammen, und verfolgte ſie bis zum 16ten, da ich ſie antraf, zwey von ihnen erlegte, und unſre drey lieben Gefangenen wieder befreyete. Die Wilden ſetzten inzwiſchen ihre Ueberfälle beſtändig fort, und richteten ſehr viel

Scha-

Schaden an. Dies war ein grosses Unglück für eine neue Colonie, denn der arme Ackersmanns wurde erschossen, während er für den Unterhalt seiner Familie arbeitete; auch der größte Theil des Viehes wurde erlegt oder geraubt. Die Wilden setzten diese Feindseligkeiten bis zum 15ten April 1777 fort, da sie ungefehr 100 an der Zahl einen Angriff auf Boonsborough wagten, einen Mann tödteten, und vier verwundeten. Sie zogen sich mit Verlust zurück, und erneuerten den 4ten Junius abermals ihren Angriff, den sie 48 Stunden lang fortsetzten, endlich aber die Belagerung aufhoben, und mit ihrem Todten davon giengen.

Die Wilden vertheilten sich nun in Haufen, um an mehrern Orten zugleich Anfälle zu thun. Den 19 Junius wurde das Fort des Obersten Logan von 200 Wilden berennt; sie verheereten alles rund herum und trieben die nur aus fünfzehn Mann bestehende Besatzung aufs äusserste. Das Fort des Obersten Harrod war mit 66 Mann, und das von Boonsborough nur mit 22 besetzt; keine andre Forts, und auch keine andre weise Menschen waren mehr im Lande bis zum Ohiofall, der in einer beträchtlichen Entfernung ist. Mit dieser Handvoll Leute mußten wir den Zahlreichen Feinden Widerstand thun, die allenthalben zerstreut und beschäftigt waren, alles

Uebel zu vollziehen, das ihre wilde Barbarey nur ausbruten konnte.

Wir erhielten endlich aus Nordcarolina eine Verstärkung von 55 Mann, und den 20sten August langte der Oberst Bowmann aus Virginien an. Nun vermehrten wir unsre Festungswerke unter täglichen Scharmützeln mit den Wilden. Diese erkannten endlich aus Erfahrung die Uebermacht des langen Messers, (ein Name, den sie den Virginiern geben,) da sie fast bey allen Gefahren den Kürzern zogen; sie waren daher bedacht, uns heimlich alles nur mögliche Uebel zuzufügen.

Als ich mich den 7ten Februar 1778 auf der Jagd befand, wurde ich von einem Haufen, der aus 102 Wilden bestand, umringt; sie hatten zwey Franzosen bey sich, und waren im Begriff das Fort Bonsborough anzugreiffen, der Hauptgegenstand ihrer Wünsche. Sie nahmen mich gefangen, und führten mich zu den Salzquellen, wo sich vier und zwanzig von meinen Leuten befanden. Da ich sahe, daß es unmöglich war zu entkommen, so fieng ich mit den Wilden an, in einiger Entfernung zu capitulieren, und schickte sodann den Meinigen Befehl zu, keinen Widerstand zu thun, sondern sich zu ergeben.

Die vortheilhaften Bedingungen, die mir die Wilden in meiner Capitulation zugesagt hatten, wur-

den

den genau gehalten, und wir giengen alle mit ihnen als Gefangene nach dem alten Chellcothe, dem vornehmsten Flecken der Wilden. Hier langten wir den 13ten Februar nach einem entsetzlichen Wetter an, und wurden ziemlich wohl für Gefangene behandelt, die sich in den Händen der Wilden befanden. Den 10ten März wurde ich nebst zehn von den Gefangenen durch vierzig Wilde nach Detroit geführt, wo wir den 20sten ankamen, und ohngeachtet unsrer politischen Verhältnisse als Amerikaner, von dem dasigen brittischen Gouverneur Hamilton mit grosser Menschlichkeit aufgenommen wurden.

Die Wilden hatten mich auf dem Marsch vorzüglich wohl behandelt, und ihre Neigung zu mir war so stark, daß sie es rund abschlugen mich bey den andern in Detroit zurück zulassen, obgleich der Gouverneur ihnen für mich ein Lösegeld von 100 Pf. St. anbot, in der Absicht mich nach Hause zu schicken. Einige Engländer, durch mein Unglück gerührt und von Mitleiden durchdrungen, boten mir großmüthig ihre Börsen an, ich schlug es aber mit dankbarem Herzen aus, und sagte ihnen, daß ich nie glaubte in Stand zu kommen eine solche Großmuth wieder gut machen zu können.

Meine zehn Unglücksgefährten blieben nun als Gefangene der Engländer in Detroit zurück, und ich

gieng

gieng mit den Wilden den 10ten April wieder fort. Wir nahmen den vorigen Weg nach Chelicothe, wo wir den 26sten ankamen. Ich lebte hier auf eine nicht unangenehme Weise; ich wurde nach indianischer Sitte in einer Familie als Sohn aufgenommen, und von meinen neuen Anverwandten, Eltern, Brüdern, Schwestern und Freunden zärtlich geliebt. Ich gieng auch mit ihnen auf eine sehr vertraute Art um, und zeigte mich so aufgeräumt und zufrieden, als es mir nur immer möglich war. Hiedurch erwarb ich mir ihr Vertrauen völlig. Oft gieng ich mit ihnen auf die Jagd, und erhielt ihren Beifall wegen meiner Thätigkeit und Geschicklichkeit im Schiessen. Dennoch war ich aufmerksam nicht viele von den Wilden hierinn zu übertreffen, weil sie über diesen Punkt ausserordentlich eifersüchtig sind. Es war mir leicht in ihren Gesichtern und Geberden den lebhaftesten Ausdruck der Freude zu bemerken, wenn sie mich übertrafen, und Unwillen, wenn das Gegentheil geschah. Der König der Schawanesen wollte mich kennen lernen, und behandelte mich mit einer Art von Verehrung und herzlicher Freundschaft, auch erlaubte er mir oft ganz allein auf die Jagd zu gehen. Ich kam fast immer mit der Beute von Thieren zurück, und sodann gab ich ihm etwas davon, als einen ihm schuldigen Tribut. Meine Wohnung

nung und Mahlzeiten hatte ich ganz mit ihnen gemein, zwar nicht so wie ich es wünschte, allein die Noth macht alles erträglich.

Ich dachte jedoch auf Mittel zu entkommen, allein ich hütete mich sorgfältig ihnen die geringste Gelegenheit zum Verdacht zu geben, und blieb in Chelicothe bis zum folgenden Junius, da ich denn mit ihnen nach den Salzquellen von Sciotha gieng, wo wir zehn Tage blieben um Salz zu machen. Als wir wieder nach Chelicothe zurückkamen, erschrack ich, 405 Wilde, den Kern ihrer Krieger versammelet zu finden, die sich auf eine fürchterliche Weise bemahlt und bewafnet hatten, um auf Boonsborough loszugehen. Nunmehr beschloß ich nicht länger meine Flucht zu verschieben. Ich gieng heimlich davon, und nach einem viertägigen Marsch, auf welchem ich nur eine einige Mahlzeit gemacht, und 105 englische Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich Boonsborough glücklich.

Hier fand ich unsre Festungswerke in dem elendesten Zustande, allein wir legten sogleich Hand an, sie auszubessern, so daß in zehn Tagen die Arbeit vollendet war, ohne etwas von den Wilden zu hören. Endlich erfuhren wir durch einen andern Gefangenen, der ihnen auch entronnen war, daß die Feinde wegen meiner Flucht die Expedition drey Wochen

chen weiter ausgesetzt hätten. Die Wilden beobachteten mittlerweile unsre Bewegungen, und waren wegen der Vergrösserung unserer Festungswerke sehr beunruhigt; sie versammleten oft ihre Oberhäupter, und zeigten bey ihren Berathschlagungen mehr Behutsamkeit wie gewöhnlich, dennoch waren sie fest entschlossen alle Weisen in Kentukke zu vertilgen. Wir liessen uns durch ihre Bewegungen nicht schrecken, sondern gaben ihnen oft Beweise von unserem Muth.

Endlich erschienen sie an der Zahl 444 unter der Anführung des Kapitains Duquesne, eilf andrer Franzosen, und einiger wilder Oberhäupter. Sie rückten gegen unser Fort an mit brittischen und französischen Fahnen, und foderten mich im Namen Sr. brittanischen Majestät zur Uebergabe auf. Ich verlangte hierauf zwey Tage Bedenkzeit, die mir auch zugestanden wurden.

Meine Lage war sehr kritisch. Unsre Besatzung war nur geringe, die Feinde hingegen zahlreich und unerbittlich. Der Tod war jedoch der Gefangenschaft vorzuziehen, die uns unfehlbar erwartete, daher beschlossen wir uns aufs äusserste zu vertheidigen, und brachten unser Vieh ins Innerste des Forts. Ich ließ den Wilden unsern Entschluß melden, und sprach selbst mit dem Anführer, wobey ich ihrer

gros-

grossen Anstalten spottete, und ihnen für die uns bewilligte Zeit dankte, die wir wohl genutzt hatten. Wahrscheinlich flößte ihnen diese Antwort einige Furcht ein, daher sie zur List ihre Zuflucht nahmen, und erklärten, daß sie von dem Gouverneur Hamilton Befehl erhalten, uns zu Gefangenen zu machen, aber nicht uns umzubringen; wenn wir also mit ihnen in Unterhandlung tretten, und aus dem Fort herauskommen wollten, so würden sie sich zurückziehen. Diesen Antrag giengen wir ein.

Der Verglich wurde sechzig Ruthen weit vom Fort geschlossen, weil wir den Wilden nicht trauten. Sie sagten uns, daß ihre Gewohnheit sey zum Zeichen ihrer neuen Freundschaft die Hände der Weisen zu ergreifen, und sie zuhalten. Wir widersetzten uns dieser Ceremonie nicht, allein wir wurden bald überzeugt, daß ihre Absicht war uns gefangen zu nehmen. Ob wir gleich von einigen hundert Wilden umringt waren, so schlugen wir uns doch durch, und erreichten glücklich das Fort, wobey nur einer von uns verwundet wurde.

Nunmehr grieffen sie das Fort von allen Seiten an, und fuhren damit neun Tage lang fort; sodann fiengen sie an es zu unterminiren. Wir machten aber eine Gegenmine, da sie dann ihr Vorhaben aufgaben, und den 20sten August die Belage-

rung völlig aufhoben. Sie hatte uns zwey Todte und vier Verwundete nebst einer Anzahl Vieh gekostet; die Feinde aber hatten 3 Todte und eine grosse Menge Verwundete. Die auf uns abgeschossenen Kugeln aus ihren Gewehren, die wir sorgfältig auflasen, wogen zusammen 125 Pfund, ohne die verlohrnen zu rechnen.

Der Oberst Bowman nahm im Julius 1779 eine Expedition gegen die Schawanesen von Chelicothe vor. Er hatte 160 Mann bey sich, mit denen er den Wilden ein Treffen lieferte, allein zum Rückzug gezwungen wurde. Die wüthenden Feinde verfolgten ihn, und es wäre übel abgelaufen, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, eine Anzahl Soldaten die Bagagepferde besteigen zu lassen, und so über die Wilden herzufallen, die nun alle davon flohen.

Im Junius 1780 versammleten sich 600 Wilde und Canadier, unter Anführung des Obersten Bird, und grieffen mit sechs Feldstücken die Posten von Riddle und Martin am Fluß Licking an. Die Expedition wurde so heimlich gehalten, daß die Einwohner nicht die geringste Nachricht davon erhielten, und daher keine Anstalten zur Vertheidigung gemacht hatten; sie ergaben sich also den Wilden, die gleich einige Männer und Weiber niedermachten, und alle

andre

andre nebst der Bagage wegschleppten. Sie zwungen sie zum marschieren, sie mochten auch noch so unvermögend seyn. Die nicht fortkommen konnten, wurden unbarmherzig niedergemacht. Die schwachen Weiber und zarten Kinder fielen besonders als Opfer ihrer Grausamkeit.

Meine Frau, die während meiner Gefangenschaft bey den Wilden nichts von mir hörte, und mich todt glaubte, hatte sich mit ihrer Familie und allen unsern Habseligkeiten aufgemacht, war durch die Wüsten gezogen, und endlich nach vielen überstandenen Gefahren glücklich bey ihrem Vater in Nordcarolina angelangt. Nunmehr führte ich sie wieder nach Boonsborough. Kaum aber hatten wir uns hier von neuem festgesetzt, als mein Bruder und ich auf einer kleinen Reise von den Wilden überfallen wurden; sie tödteten ihn und verfolgten mich drey Meilen weit, vermittelst der Spur eines ihrer Hunde; ich schoß aber den Hund tod und entkam. Der darauf folgende Winter war sehr strenge, und hielt die Wilden in ihren Hütten zurück.

Der Krieg wurde mit dem Frühling wieder fortgesetzt, und den 18ten August 1782 kam es zu einem sehr hitzigen Treffen, wobey wir 173 Mann stark waren, allein dennoch durch die weit grössere

Anzahl der Feinde geschlagen wurden, und 67 Mann verlohren; unter diesen waren sieben Gefangene, von denen vier auf die grausamste Art zu Tode gemartert wurden. Dieser unglückliche Tag machte viel Witwen. Nachdem wir einige Verstärkung erhalten, marschirten wir wieder nach dem Schlachtfelde, um die Todten zu begraben, fanden aber die Leichname sehr zerstreuet und erschrecklich verstümmelt. Einige waren von wilden Thieren zerrissen und gefressen, andre lagen am Ufer von Fischen zernagt; alle aber in einem solchen Zustande, daß wir keinen Körper vom andern unterscheiden konnten.

Um dieses Unglück zu rächen, suchten wir die Wilden in ihren Wohnörtern auf, die wir bey unserer Annäherung leer fanden. Wir legten fünf ihrer Städte in die Asche, worunter auch Chelicothe war, und verheerten das Land von Grund aus. Dieses schlug ihren Muth ganz nieder; sie begnügten sich nun heimlich den Kolonisten an den Gränzörtern allen nur möglichen Schaden zu thun. Allein auch dieses hörte mit dem Frieden auf, der zwischen Großbrittanien und den amerikanischen Staaten geschlossen wurde. Die Wilden hielten nun grosse Versammlungen, fast alle Völkerschaften schienen den Frieden zu wünschen, und sandten deshalb Abgeordnete an den General Clark, der am Ohiofall

com-

commandirte, und mit ihnen auch einen Verglich schloß.

Geschrieben in der Grafschaft la Fayette-
Kentukke. Daniel Boon.

XXII.

Edelmuth im Weltmeer. 1585.

Unter den Portugiesischen Seefahrern, welche im Jahr 1585 von Lissabon nach Goa ausgesendet wurden, hatte das eine Schiff, worauf ohngefehr (Matrosen, Passagier, Priester und Mönche durch einander gerechnet) 1200 Mann am Borde seyn mochten, anfangs eine recht glückliche Farth nach wenigen Tagen aber, stieß es, aus Versehen des Steuermanns auf eine Klippe, und jedermann sah den Tod vor Augen. In dieser Verlegenheit ließ der Kapitain das Boot aussetzen, und einen kleinen Vorrath Zwieback, auch einige Kasten mit eingemachten Quitten hinein werfen; sprang darauf nebst neunzehn Personen hinein, welche die übrigen mit dem Schwerdt in der Hand zurück hielten, damit das Fahrzeug nicht sinken mögte. Mit dieser kümmerlichen Provision stiessen sie ab, und schwammen in dem grossen Indianischen Weltmeer herum, ohne Compaß, ohne süsses Wasser, als was ihnen

etwa der Himmel von ungefehr gab, der ihnen besonders gnädig seyn mußte, oder sie waren verloren. Nach Ablauf von vier oder fünf Tagen ward der Kapitain krank und starb: und sie mußten deswegen, um allen Verwirrungen vorzubeugen, einen aus ihrem Mittel wieder zu ihrem Befehlshaber wählen. Dieser That ihnen den Vorschlag zu losen, und den vierten Mann über das Bord zu werfen, weil sie sonst, da ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln meist aufgezehrt war, nicht vermögend seyn würden, wenn jeder auch nur eine noch so geringe Portion davon bekäme, sich noch über drey Tage hin zu halten. Dieser Vorschlag war angenommen, und viere von dieser unglücklichen Schaar mußten also davon; denn der Kapitain, ein Mönch und ein Zimmermann, (so hatten sie es beschlossen) sollten nicht mitgerechnet werden. Der vierte, ein Portugiese von gutem Herkommen, hatte einen jüngern Bruder bey sich am Borde. Da dieser sah, daß man seinen Bruder in die See werfen wollte, umarmte er denselben aufs zärtlichste, und bat ihn mit Thränen, er sollte ihn an seiner Stelle sterben lassen, er sey ein einziger Mann, „bey welchem die Welt nicht viel verlöre, hingegen jener habe seine Frau und Kinder zu Goa, und überdem die Vorsorge für zwo Schwestern, die schlechterdings zu keinem andern, als zu

ihm ihre Zuflucht zu nehmen wußten. Er, für seinen Theil wolle weit lieber für ihn sterben, als ohne ihn leben." Der ältere Bruder, erstaunt und wehmüthig über dies großmüthige Anerbieten, antwortete: „daß, da einmal die Vorsehung über ihn bestimmt hätte, ein Raub der Wellen zu werden, es die größte Ungerechtigkeit und Grausamkeit seyn würde, irgend jemand anders, am wenigsten einen Bruder für sich sterben zu lassen, gegen welchen er die allernächsten Verbindlichkeiten auf sich hätte." Nichtsdestoweniger bestand der jüngere auf seiner Bitte, und wollte sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern fiel ihm zu Füssen, und hielt ihn so feste, daß ihn die Gesellschaft mit aller Gewalt nicht losreissen konnte. Wie sie dergestalt eine zeitlang gestritten hatten, sagte der ältere, er solle künftig bey Kindern Vatersstelle vertretten, und die Vorsorge für seine Frau und Schwestern übernehmen; aber alle Vorstellungen waren umsonst. — Zuletzt gab der ältere nach, und der jüngere ward über Bord geworfen: weil er sich aber gut aufs Schwimmen verstand, holte er bald das Boot wieder ein, und hielt sich hinten am Ruder mit seiner rechten Hand. Einer von den Matrosen, der dies sah, hieb ihm die Hand ab: er hielt sich hierauf mit der linken Hand: allein auch die ward ihm ab-

gehauen. Indessen half er sich noch, und hielt sich über dem Wasser, indem er mit den Füssen ruderte, und die beiden Stumpfhände blutend hervorhob. Ein so rührender Anblick erweichte die ganze Gesellschaft, und alle riefen aus: „Es ist ja nur Ein Mann, laßt uns ihn retten!“ Sie nahmen ihn also wieder in ihr Boot, und verbanden ihm seine Hände, so gut, als es Zeit und Umstände erlauben wollten. Darauf ruderten sie die ganze Nacht fort; und den folgenden Morgen, da die Sonne aufgieng, (gerade als ob die Vorsehung den heldenmüthigen Jüngling für seine brüderliche Treue habe belohnen wollen) sahen sie Land. Es waren die Berge von Moxambike in Afrika, ohnweit einer Portugiesischen Kolonie. Hier legten sie an, und beschlossen ein Schiff abzuwarten, worauf sie vollends nach Goa gebracht wurden. Der Engländer Lintschoten, vor dessen Augen sie an dieser Stadt gelandet sind, speisete desselben Abends mit beiden Brüdern, sah die Stumpfhände des jüngern, und hat, wie er in seinen Reisen bezeugt, die ganze Geschichte aus ihrem eigenen Munde gehört.

XXIII.

XXIII.

Besuch auf einigen Neger-Inseln.

(Dieses ist ein Auszug aus einem sehr wenig bekannten Tagebuch eines französischen Seeoffiziers, vom Jahr 1670 und 1674.) S. Litteratur und Völkerkunde, 1786 Februar)

Der Graf von Etrées, Viceadmiral von Frankreich, langte mit seiner Eskadre den 3ten December 1670 am grünen Vorgebirge an, und warf auf der Rhede von Gora Anker. Diese Rhede hat ihren Namen von einer kleinen Insel nahe am festen Lande, woselbst sich zwey Hafen befinden, in welchen mit den Negern starker Handel getrieben wird. Die Holländer haben hier in allen Dörfern längst der Seeküste Abgeordnete wohnen, die den Handel besorgen, und die eingetauschten Waaren nach ihren Forts schicken. Diese Waaren bestehen in Büffelhäuten, in Wachs und in Elephantenzähnen, welcher letzere Artikel jedoch hier nicht sehr beträchtlich ist.

Die Kaufmannsgüter, die man dahin bringt, sind vorzüglich Serge von allen Farben, womit sie ihre Lenden umgürten, obgleich sie übrigens nackend sind. Die Zeuge gehen indessen hier weniger ab, wie an andern Oertern der Küste, weil die Neger

ſelbſt dergleichen aus Baumwolle verfertigen; hingegen lieben ſie ſehr Glaswaaren, Zinn, kupferne Keſſel, Meſſer, eiſerne Stangen und Brantwein. In Anſehung des Geldes ſind die Piaſter hier im Gange. Die Kaufleute dürfen nichts ans Land bringen, bevor ſie die Erlaubniß des Statthalters haben, der den Zoll erſt für den Negerkönig, und ſodann für ſich beſtimmt, da hierinn nichts feſtgeſetzt iſt. Sie laſſen es nicht an Foderungen fehlen; denn wenn ein Schiff nur blos Holz und Waſſer einnehmen will, und man dem Statthalter deshalb ein Geſchenk gemacht hat, ſo zeigt ſich ſogleich ein Neger, der ſich Befehlshaber über das Waſſer, und ein anderer, der ſich Befehlshaber über das Holz nennt, denen man auch geben muß. Wenn man nun einig geworden iſt, und ihr Wort erhalten hat, ſo können mit aller Sicherheit die Waaren ans Land gebracht werden. Wird etwas entwendet, ſo verſchaffen dieſe Oberaufſeher, daß es wieder gegeben wird, weil man ſonſt beſtändig dem Raube ausgeſetzt ſeyn würde, da ihnen alles anſteht.

Die Einwohner führen eine ſehr faule Lebensart, und bauen ihre Felder nicht an, auſſer in kleinen Bezirken, wo ſie türkiſch Korn anbauen. Ihre größte Beſchäftigung iſt der Fiſchfang; auch fangen ſie in kurzer Zeit viel Fiſche, da man wenig Kü-

ſten

ſten findet, die ſo ſehr damit verſehen ſind. Sie leben unter der Herrſchaft eines Königs, der an die entfernten Oerter Statthalter ſchickt, die ihm, wenn er Krieg hat, Soldaten ſchicken müſſen. Ihre Waffen ſind Pfeile und Lanzen; auch haben ſie einige Muſketenträger, die zur Leibwache des Königs dienen. Der König war kurz zuvor geſtorben, ehe wir ankamen, daher wir alles, Männer und Weiber, in Trauer fanden. Dieſe Trauer bezeichneten ſie durch ihre Haare, die ſie in langen Flechten abtheilten, und ihnen über den Rücken hiengen. Sie zeigen viel Unterwürfigkeit gegen ihre Vorgeſetzten. In Anſehung ihrer Religion würde es ihnen ſchwer werden zu ſagen, worinn ſie beſteht. Die meiſten ſind beſchnitten, einige ſind Götzendiener, andre aber nennen ſich Chriſten, und ſagen, daß ſie von den Portugieſen getauft worden wären, die ehemals längſt dieſen Küſten den Herrn ſpielten. Sie ſchienen mir alle ſehr abergläubiſch zu ſeyn, und haben immer viel kleine Stückgen Zeug bey ſich, die beſonders gefaltet ſind und denen ſie groſſe Tugenden zuſchreiben. Einige derſelben ſchützen wider die Löwen, andre wider die Tiger, noch andre um nicht zu erſäufen, u. ſ. w. Sie legen ſich eiſerne Strumpfbänder an, um keine Kopfſchmerzen zu bekommen. Alle dieſe Lappereyen heiſſen bey ihnen Grygry, und wenn

ſie umher Scapulier und Kreutze ſehen, ſo geben ſie ihnen eben dieſen Namen. Es iſt wahr, daß eine gewiſſe Gleichförmigkeit dazu Anlaß giebt, denn ſie glauben eben ſo wohl als wir, daß alle dieſe Dinge die Macht haben, gegen widrige Zufälle zu ſichern.

Die Art, ihre Todten zu begraben, iſt ſehr auſſerordentlich. Ich habe zwey dieſer Beerdigungen geſehen. Sie luden dazu alle ihre Nachbarn ein; die Männer kamen bewafnet, als wenn ſie mit dem Tode hätten fechten wollen, und brachten ihre Trommeln, und andre Kriegsinſtrumente mit, die Weiber hingegen kamen, um Grimaßen zu machen, und entſetzlich zu heulen. Da ſie bey der Hütte des Todten angelangt waren, die einem groſſen Bienenkorbe ähnlich ſah, ſo bemühten ſie ſich eine Ratze zu finden. Dieſes ſuchen geſchah bey dem Klang ihrer Inſtrumente, und unter beſtändigem Schreyen. Da ſie endlich eine gefangen hatten, bezeigten ſie ſich überaus vergnügt, und trugen ſie tanzend zum Leichnam hin, wo ſie ſolche tödteten und auf ihn legten: ſodann wurde unter des Todten Haupt ein Bund Reiß gelegt, der Körper mit Milch beſprengt und mit etwas Sand beſtreut. Nach dieſer Handlung verließ jedermann die Hütte, man hieb die Stützen um, ſo dieſelbe aufrecht erhielten, und ſo ſtürzte das Gebäude auf den Leichnam. In dieſem Zuſtande wird er immerwährend gelaſſen, wobey man ſagt: Er ſchläft.

Ihr

Ihr Land iſt ſchön, ganz flach und mit groſſen Bäumen bedeckt. Sie haben Wieſen, wo ſie eine Menge von Ochſen, Pferden und Kameelen ernähren. Von wilden Thieren giebt es hier Löwen, Tiger, wilde Hirſche, wilde Schweine u. ſ. w. desgleichen allerhand Arten von kleinem Wildpret und zahmen Thieren, die gut zu eſſen ſind.

Nachdem der Viceadmiral gehört hatte, daß die Einwohner erſt ſeit drey Tagen einen König erwählt hätten, ſo ſchickte er zu ihm, um zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchen zu laſſen. Die Krone iſt hier eben nicht wahlmäßig, allein diesmal geſchah es, weil der Verſtorbene keine Kinder hinterlaſſen hatte, und auf andere Verwandte und Erben nicht dabey geſehen wird. Unſere Abgeordneten brachten ihm auch Geſchenke, die in einem lakirten Degen, einem Caſtorhut mit ſilbernen Borten, und in einer ſchönen Flinte beſtanden. Er empfieng alles dieſes wie ein wahrer Neger, und wollte den Abgeordneten zwingen, ihm auch ſeinen Rock zu geben, der von grauem Tuch, und mit kupfernen vergoldeten Knöpfen beſetzt war. Er wollte ſich aber durchaus nicht dazu bequemen, und eilte wieder an Bord zu kommen, mit den elenden Geſchenken, die er vom König erhalten hatte.

Vier Tage nachher ſchickte der Viceadmiral

ein

ein Schiff von ſeiner Eskadre um längſt den Küſten von Guinea zu ſegeln, damit der Handel der franzöſiſchen Schiffe erleichtert würde. Ich erhielt Befehl mitzugehen. Wir fuhren ohne Verzug ab, und warfen 12 Lienes von da Anker. Die Küſte führte hier den Namen Porto Hally, und gehörte einem andern Könige, jedoch herrſchen unter dieſen Völkern dieſelbigen Neigungen und Sitten. Die Weiber waren ſehr in uns verliebt, beſonders in einen Officier, der ſich durch ſeine groſſe Statur auszeichnete; ſie verſammleten ſich um ihn herum, klopften in die Hände und ſchryen. Ich bemerkte, daß ſie eine groſſe Verehrung den Eidexen bezeigten; denn da ich auf die Jagd gieng, und von einem Neger begleitet, und eines dieſer Thiere tödten wollte, ſo fieng mein Schwarzer an zu ſchreyen, und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß dieſe Tödtung Einfluß auf unſer Schickſal haben würde.

Wir blieben zwey Tage hier wegen einem franzöſiſchen Kauffartheyſchiff, das nicht ohne Grund beſorgte, zwey hier befindliche Agenten, ein Holländer und ein Portugieſe würden ihren Handel verhindern. Da unſere Gegenwart die Hinderniſſe gehoben hatte, giengen wir unter Segel, unſere Route fortzuſetzen. Der Wind war uns günſtig bis zur Inſel St. Anna. Hier hatten wir ſechs

Tage

Tage lang Windstille, da denn der Wind wieder in die Segel bließ, und uns nach Capo de Monta führte, wo wir landeten, um Wasser zu holen. Hier fanden wir ein elendes Dorf von zehn Häusern. Ich stieg zuerst ans Land, wo ich zwölf bis fünfzehn Schwarze antraf, deren Freundschaft ich bald durch Brantewein gewann. Dieses war meine gewöhnliche Complimentiermethode in dieser Weltgegend, wobey ich mich sehr wohl befand. Ich empfieng von ihnen mehr Caressen als ich wünschte, denn sie stunken sehr. Sie versicherten uns, daß wir willkommen wären, daß sie aber nichts versprechen könnten ohne ihren Statthalter, dem sie schon unsre Ankunft gemeldet hätten. Um ihn zu vermögen, sich desto geschwinder im Dorf einzufinden, riethen sie uns, in der Nacht einen Kanonenschuß zu thun, der auch überdem die Wirkung haben würde, alles Volk aus den umliegenden Gegenden herbey zu ziehen, um uns ihre Waaren zu bringen.

Da mein Brantewein ihnen so wohl schmeckte, bat mich einer um Erlaubniß, etwas davon ihren Göttern zu bringen: welche zwey aus einem Baumstamm geschnittene Fratzengesichter waren. Das eine hatte eine männliche, das andre eine weibliche Figur; beyde in einem Hundeloche in die Erde gesteckt. Der Neger reichte ihnen kniend eine Tasse voll dar,

da aber die Götzen nicht trinken wollten, so leerte er selbst die Tasse aus, und brachte sie mir wieder. Ich gieng darauf selbst hin, diese Götter zu sehen, und ward einen kleinen Heerd gewahr, rund um welchen viele Fischgräten von den Fischen lagen, die man geopfert hatte. Da sie keine Priester haben, so kann ein jeder selbst opfern. Sie nähern sich diesen Göttern beständig mit Ehrfurcht, rühren sie aber nie an, weil sie glauben, daß diejenigen, die sich es unterstehen, ohnfehlbar gestraft werden.

Den folgenden Tag kam der Statthalter, wir machten ihm ein Geschenk, und er gab uns alle Freyheiten. Wir tauschten hier Reiß ein, dieses ist fast das einzige Produkt, daß sie besitzen, dagegen sind ihnen alle europäische Waaren willkommen, die oben beym Handel am grünen Vorgebirge genannt, und längst der ganzen Küste gangbar sind. Nachdem wir unser Wasser und Holz eingenommen, giengen wir unter Segel, und gelangten bald zum Fluß Eter. Nichts ist schöner als die um diesen Fluß, liegenden Gegenden, die ganz flach sind. So weit das Auge reicht, siehet man grosse Bäume, die da schienen ein ewiges Alter zu haben, und so sehr in ihren Farben verschieden sind, daß man glauben sollte, die Natur hätte einen Gefallen daran gefunden, sie so zu vermischen; denn unter einem Klumpen

pen Bäumen, die dunkelgrün sind, findet man andre, die blaßgrün, noch andre die feuerfarb und so überhaupt allerhand Farben darstellen.

Der Fluß ist so breit wie der Rhein bey Mannheim. Die Ufer desselben sind mit grossen Bäumen besetzt, davon Zweige zu Wohnörtern für die Seevögel und Affen dienen. Am Ufer hin liegen die Negerdörfer; die Residenz des Königs aber ist zwey Lieües vom Meer entfernt. Wenn ein Schiff ankommt, und ein Kanonenschuß die Ankunft kund gethan hat, findet sich der König an der Mündung des Flusses ein, woselbst das Handelsdorf liegt. Der Handel besteht hier blos aus Reis und Elfenbein. Oft versucht dieser Neger eine Taxe auf die Europäischen Kaufmannsgüter zu legen, wenn man ihm Widerstand zeigt, so läßt er den Kaufleuten freyen Willen, die denn gewöhnlich seinen Weibern Geschenke machen, wodurch der Handel am geschwindesten in Gang gebracht wird.

So bald wir nur die Anker geworfen hatten, eilte ich ans Land, ohne jedoch die Brantweinsflasche zu vergessen. Ich zeigte sie, da ich aus dem Boot stieg, da mir denn von den Einwohnern viele Liebkosungen wiederfuhren. Sie gaben zu verstehen, daß wir willkommen wären, daß sie aber nichts ohne Befehl ihres Königs zu unserm Vortheil thun

könnten. Da sie mir deuteten, daß sein Wohnort nur zwey Lieües entfernt wäre, so bestieg ich wieder meine Schaluppe, um dahin zu fahren. Eine Menge Neger begleiteten mich in ihren Nachen. Zwey der ansehnlichsten nahm ich zu mir. Während dieser Route sahe ich über hundert solche Neger Fahrzeuge, die mit Waaren beladen, nach dem Handelsdorf fuhren.

Ich langte endlich in der Negerstadt an, die eine vortrefliche Lage hat, auf einer Anhöhe am Ufer des Flusses, der hier am breitesten ist, weil ein andrer Fluß sich hier mit ihm vereinigt. Die Stadt selbst aber ist der Schönheit der Gegend ganz und gar nicht angemessen. Ihre Häuser sind blos von Erde aufgeführt, und mit Kalk überweißt; die Höhe derselben ist zwölf Fuß, und die Form völlig rund. Da aber alle andre Häuser, die wir auf der Küste gesehen hatten, nur von Rohr waren, so schienen sich diese auszuzeichnen.

Als ich die Schaluppe verließ, fand ich eine Menge Neger, die die Neugierde herbey führte. Ich fragte sie, wo der König wäre, worauf sich denn ein jeder beeiferte mein Führer zu seyn, besonders da sie sahen, daß einer von meinen Matrosen zwey grosse Flaschen trug, die ihnen gewaltig in die Augen stachen. Ich fand den König unter einer Art

von

von Dach ſitzend auf einer drey Fuß hohen Terraſſe. An dieſem Ort nimmt er gewöhnlich die Klagen ſeiner Unterthanen an. Hier ſaß er ganz nackend auf einer Matte mit ſeinen Prinzen, die rund um ihn ſaſſen. Sie verlieſſen dieſe Stellung nicht bey meiner Ankunft, allein der König reichte mir die Hand um zu ihm herauf zu ſteigen, und ließ mich neben ſich auf ſeiner Matte ſitzen. Ich nahm eine von meinen Flaſchen, und trank auf ſeine Geſundheit; nachher goß ich ihm eine volle Taſſe ein, und er trank die meinige. Sodann ergrief er ſelbſt die Flaſche, und ſchenkte daraus allen ſeinen Hofleuten ein. Nachdem ſie alle getrunken hatten, bat ich ihn um die Freyheit Waſſer und Holz einzunehmen, desgleichen Lebensmittel kaufen zu dürfen, die blos in Reiß und Hühner beſtanden. Er erlaubte alles, ich dankte ihm, und übergab meine Geſchenke, die in einem Hut 6 Batzen am Werth und in einem Stück Leinwand beſtanden, worüber er viel Freude bezeigte. Ich gab auch ſeinem Bruder einen Hut und da ich ſahe, daß ſie mir ſo geneigt waren, verlangte ich vom König die Freyheit, die Stadt zu beſehen. Er ertheilte mir nicht allein ſolche, ſondern ſagte auch, daß er mir zu eſſen geben wollte.

Ich brauchte nicht viel Zeit, die Merkwürdigkeiten dieſer Reſidenz zu betrachten. Das Vornehm-

ſie darunter war ein ihren Göttern geheiligtes Gebäude. Die Götzenbilder in demſelben waren von Holz, allein ein ſo groſſer Gegenſtand der Ehrfurcht, daß ſie drey, viermahl des Tages in einer Art von Prozeſſion dahin gehen, um ihre Gebete daſelbſt zu verrichten.

Da ich ſo herum gieng, ſahe ich 2 Negerjungen, die Hühner rupften; man ſagte mir, daß dieſe des Königs Köche wären, die meine Mahlzeit zubereiteten. Ich ſuchte ſogleich den König auf, nahm meine andre Flaſche hervor, ließ ſie alle daraus trinken, und ſagte ihm ſodann, daß ich gienge, dem Befehlshaber des Schiffs ſeine guten Geſinnungen zu melden, und daß er ſelbſt kommen würde, ſich dafür zu bedanken. Der König wollte mich aufhalten und ſagte, daß wenn wir gegeſſen hätten, er ſelbſt mit uns gehen würde; die Art aber, wie ich hatte die Speiſen zubereiten geſehen, konnte bey mir wohl keinen Appetit erzeugen. Da er mich feſt entſchloſſen ſah wegzugehen, ließ er mir von ſeinem Getränke reichen, das ſie Palmwein nennen, und abſcheulich ſchmeckt. Dieſer ſogenannte Palmwein wird auf folgende Weiſe gemacht: Sie durchbohren den Palmbaum, und das Waſſer, was ſodann aus den Löchern fließt, iſt der Neger-Wein, den ſie auf der ganzen Küſte trinken. Nachdem ich davon ge-

koſtet

koſtet hatte, gieng er in Begleitung ſeines Bruders und noch zwey andern in meine Schaluppe. Ich führte ſie gerade nach dem Handelsdorf. Da wir den Fluß herunter fuhren, bemerkten wir in vielen uns begleitenden Canoes Neger, die allerhand farbigte Zeuge um ihre Schultern hangen hatten. Man ſagte uns, daß dieſes die königliche Leibwache ſey.

Da wir angelangt waren, ließ ich ihn ausſteigen, und verfügte mich an Bord des Schiffs, um von meinem Auftrag Bericht zu erſtatten. Nachdem wir gegeſſen hatten, gieng der Kapitain mit mir zum Könige, der uns ſehr freundlich empfieng. Er hatte noch nicht gegeſſen, ließ aber ſeine Speiſen vor uns auftragen. Dieſes waren zwey Hüner die in einem Topf mit Piman (eine Art ſehr ſtarken Pfeffers) gekocht waren. Er ſetzte ſich dabey auf ſeine Matte, und ließ den Kapitain neben ſich ſetzen. Die Erde diente ihm bey dieſer Mahlzeit zum Tiſch, und ein kleiner Mantel, der um ſeinen Oberleib hieng, zur Serviette. Es fehlte ihm nicht an Appetit. Nach der Mahlzeit übernahm er die Juſtizpflege. Wir waren Zeugen eines Prozeſſes, der zum Schluſſe gebracht werden ſollte. Die Advocaten ſaſſen, allein die Partheyen lagen auf den Knien. Da beyde Theile genug geredet hatten, ſprach der König das Urtheil, ohne daß dar über gemurrt wurde.

Was uns betraf, so gab er die Versicherung, daß wir ungestört die Waaren ans Land bringen könnten, nebst der Erlaubniß diejenigen zu tödten, die Unordnung anfangen würden. Er äusserte den Wunsch, daß wir uns in seinem Lande niederlassen möchten. In diesem Fall sollten uns seine Unterthanen helfen ein Haus bauen, und zu unserer Sicherheit wollte er ein Schiff nach Europa schiken. Wir bezeugten ihm unsere Dankbarkeit, und gaben ihm viel Brantewein zu trinken.

Nachdem wir das nöthige eingenommen, giengen wir unter Seegel, und paßirten das Cap Palma. Das Land war immer das nämliche, sehr flach und mit Waldungen bedeckt, die Sitten der Einwohner aber sind von einander sehr verschieden; denn diese jenseits des Vorgebirges fressen Menschen, daher auch die Seefahrer hier nicht gerne landen. Dennoch kommen sie gewöhnlich zu den vorbeygehenden Schiffen, die sie aber nicht eher besteigen, bis sie für ihre Sicherheit gesorgt haben. Sie fahren mit ihren Canoes um dasselbe herum, und schreyen quoa! quoa! und nähern sich nicht, bis das Schiffsvolk nicht auch quoa gerufen hat. Wenn sie an Bord kommen, so bleibt einer im Canoe zurück mit ihren Waaren, aus Mistrauen, um in Nothfall die Flucht zu nehmen. Die Waaren sind mehrentheils sehr

schöne

ſchöne Elephantenzähne. Von allen denen, die das Schiff beſteigen, geht nur einer in die Cajüten, und in Schiffsraum hinein, die andern bleiben auf dem Verdeck und beobachten die Mienen des Schiffsvolks. Bey dem geringſten Geräuſch ſpringen ſie ins Meer, und da ſie geſchickte Taucher ſind, ſo ſchwimmen ſie unterm Waſſer zu ihren Canoes, beſteigen ſie, und entfernen ſich mit groſſer Schnelligkeit; denn ihre kleinen Fahrzeuge ſind ſehr leicht, und ſie verſtehen ſolche ſo gut zu rudern, daß es ſelbſt für unſre am beſten bemannte Schaluppen unmöglich iſt, ſie einzuholen.

Dieſe Neger führen oft Kriege mit ihren Nachbarn, daher ſie von allen europäiſchen Waaren nichts ſo begierig verlangen, als Flinten und Pulver. Sie ſind von Körper nicht übel geſtaltet, und haben alle wohlproportionirte Glieder. Ihre Zähne ſehen roth aus, weil ſie beſtändig eine gewiſſe Frucht kauen, die ihnen dieſe Farbe giebt.

Die Küſte dieſes Volks iſt 45 Lieües lang; nachher aber etwas weiter hin, findet man eine gute Menſchengattung, deren Land aber keinen groſſen Raum einnimmt, und nach dieſem die Goldküſte, woſelbſt wir bey Achin Anker warfen. Die Holländer haben hier auf einer kleinen Anhöhe ein Fort gebauet, und thun alles, was ſie können, um die andern Europäer zu hindern, hier Handel zu trei

ben. Diejenigen aber, die dazu entschlossen sind, fahren mit kleinen Schiffen die Küste lang, die keine Klippen oder Sandbänke hat, wo denn die Neger ihren Goldstaub zu ihnen bringen. Dieses zu verhindern sind die Holländer nicht mächtig genug; ja wenn sie hier keine Schiffe auf der Rhede haben, so kann man sich dem Fort bis auf einen Kanonenschuß nähern. Wir blieben 36 Stunden hier, ohne etwas besonders zu bemerken.

Von da giengen wir nach Butru, wo die Holländer ein Fort haben. Ich besuchte hier den Commandanten, der wie ein armseliger Handelsmann aussahe, und bemerkte überhaupt nichts Merkwürdiges. Das Land fängt hier an gebirgigt zu werden. Nach meiner Rückkunft hoben wir Anker und segelten nach Sama.

An diesem Ort ist ein sehr breiter Fluß, der aber wenig Tiefe hat. Man findet darinn Crokodillen, und an dessen Ufern Ciberkatzen. Hier sind die letzten Waldungen, daher auch alle andre holländische Forts, die weiter hin liegen, hieher schicken Holz zu holen. Um es ihnen nicht daran mangeln zu lassen, verhindert der Commandant des hiesigen Forts die Schiffe andrer Europäer dieses Bedürfniß in Sama einzunehmen. Wir blieben zwey Tage hier, und assen beym Commandanten, der aber,

wie

wie ich glaube, die Einladung bereuete, da wir im Fort ankamen, weil wir stärker waren als er. Die grosse Unruhe, worinn er sich befand, war augenscheinlich. Das Beste an seiner Tafel war eine afrikanische Ratze, die so groß und dick wie ein vierzehntägiges Schwein war.

Während daß wir uns am Lande befanden, kamen eine Menge Schwarze zum Schiff um Brantwein zu haben. Die zurückgebliebenen Offiziers vertauschten ihnen solchen, wurden aber betrogen, denn anstatt des Goldstaubes gab man ihnen Kupferstaub. Sie besitzen die Kunst diesen so gut zu vergolden, daß diejenigen, die diese Waaren nicht genau kennen, und nichts bey sich haben die Probe zu machen, ohnfehlbar dabey hintergangen werden. An diesem Tage sollten sie der Berechnung nach für 1000 Thaler Gold bringen, der Kupferstaub war aber kaum einen Thaler werth. Zu eben der Zeit kamen Neger von Commendo an, um uns zu bitten zu ihnen zu kommen, weil sie die Franzosen sehr liebten. Dieses Gesuch wurde erfüllt, und wir ankerten den folgenden Tag vor ihrer Stadt.

Wir fanden bey unserer Landung die Einwohner unter den Waffen, um uns desto mehr Ehre zu erzeigen. Sie begrüßten uns mit drey Salven aus ihren Musketen. Ein grosser Trupp Männer und

Weiber begleitete uns tanzend nach dem Schall einer Art von Gnitarren und verschiedener Instrumente, die von Elfenbein gemacht waren. Alle diese Neger waren den obenbeschriebenen ähnlich, nur die Weiber ausgenommen, die Scherpen trugen, und an ihren Gürteln eine Menge Schlüssel hangen hatten. Diese halten sie für eine grosse Zierde, da alles in ihren Häusern mit Schlössern versehen ist. Wir zogen auf diese Weise durch die Stadt, und fanden in allen Gassen neue Tänzer. In der Mitte war ein grosser Platz, der mit Männern und Weibern angefüllt war, die auch tanzten und schryen: Es lebe Frankreich! Ueberhaupt schienen sie alle sehr vergnügt uns zu sehen. Sie führten uns zu einem Hause, daß von den Franzosen ehemals erbaut worden war: wobey sie sagten, daß es uns gehöre, und wir uns desselben als Herren bedienen könnten. Wir blieben hier zwey Stunden lang, die wir damit zubrachten sie tanzen zu sehen. Unter den Haufen waren Männer, die Tigerhäute anstatt der Scherpen trugen, und um die Lenden und den Unterleib eine Art von Panzer hatten, den sie gewöhnlich im Kriege anlegen. Nur diese Theile des Körpers allein sind bedeckt, alle andre aber nackend.

Als wir dieses Ufer verlassen wollten, kam

ein

ein Neger uns zu sagen, daß der bisher abwesend gewesene Stadthalter angelangt sey. Er kam aus der Residenz des Königs, Großcommendo genannt, die nur vier Stunden von hier entlegen ist. Wir besuchten also diesen Stadthalter und ich gestehe, ich war nicht wenig verwundert nichts Barbarisches in ihm zu finden, im Gegentheil hatte er ein menschenfreundliches Ansehen. Er empfieng uns auch ganz anders, wie alle übrigen, die wir gesehen hatten. So bald wir die Goldküste nur berührten, hatte ich schon bemerkt, daß die Menschen hier civilisirter als in den andern Negerländern wären. Dieser Schwarze war von grosser Statur; alle seine Glieder zeigten Kraft an; die Nase bey ihm war nicht platt, auch hatte er keinen so grossen Mund, wie die andern Negern; seine Augen waren sehr offen und voller Feuer. Er sagte uns, der König hätte mit vieler Freude gehört, daß ein französisches Schiff auf der Küste angekommen sey, daher er ihm auch befohlen habe, sogleich abzureissen, um uns zu versichern, daß wir willkommen wären; er für seinen Theil wünschte uns, Dienste zu leisten, wobey er sich sehr verständig ausdrückte. Nachher gab er allen denen Audienz, die ihn sprechen wollten. Dieses geschah ohne alle Verwirrung und in unsrer Gegenwart. Das Zimmer worinn wir uns befanden, war mit Tischen, Sesseln

und Käſten meubliert, die Audienz ſuchenden aber ſtanden in einer Art von Vorzimmer, aus welchem ſie einer nach dem andern herausgerufen wurden. Beym Eintritt in das unſrige warfen ſie ſich auf die Knie, und ſprachen in dieſer Poſitur mit dem Stadthalter, der durch gewiſſe Geberden ihnen gleichſam den Segen gab, da ſie denn fortgiengen, den Vornehmſten reichte er die Hand, wenn ſie knieten. So wurde er von allen Inſtrumentſpielern beſucht, die alle nach der Reihe kamen, ihm ihre Ehrfurcht zu beweiſen, in Begleitung von Tänzer und Tänzerinnen, die auf der Straſſe tanzen mußten, während wir mit ihm aſſen. Dieſe Mahlzeit war ſehr anſtändig. Er ſchlug uns vor, ſeinen König zu beſuchen, wobey er uns anbot ſo viel Sklaven zu verſchaffen, als wir brauchten, uns in baumwollenen Trageſeſſeln dahin zu bringen. Dieſe ihre Reiſemaſchienen ſind ſehr bequem, man wird in denſelben ganz ſanft und ziemlich geſchwinde getragen. Unſer Kapitain, der Chevalier von Hailly, dankte ihm und ſagte, daß er ſeine Abreiſe beſchleunigen müßte, ja daß ohne des Statthalters Ankunft er bereits unter Segel ſeyn wüede. Er bat ihn jedoch auf ſein Schif zu kommen, wo er ihn regaliren wollte. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, wobey er ſagte, daß er ein groſſes Zutrauen zu den Franzoſen hätte, und

bey

bey andern Nationen nicht ein gleiches thun würde. Wir mußten zuerſt aus ſeinem Zimmer herausgehen, er folgte uns von drey Sclaven begleitet, die vor ihm hergiengen. Zwey von ihnen trugen jeder eine Flinte, und der dritte ſeinen Panzer und Degen, der von Eiſen und ſehr ſchneidend war; denn dieſes Volk verſteht die Kunſt dies Metall weich zu machen. Sie machen Säbel daraus, die aber ſo breit wie die Fleiſchermeſſer ſind. Der Griff wird aus einem ſehr ſchweren Holze gemacht.

So gelangten wir ans Ufer des Meeres, wobey ich mich wunderte den Platz, wo wir vorhero ſo viel Tänzer gefunden hatten, jetzo voll von Handelsleuten anzutreffen, welche Früchte verkauften, als Ananas, Citronen, Orangen, Bananen u. ſ. w. Man hat hier auch türkiſchen Weizen, wovon die Neger Brod machen, dieſes wurde bereits gebacken auf dem Platz verkauft, desgleichen Mehl, Honig, Reiß, Wurzeln, Fiſche und Palmnüße, von welchen letztern ſie Oel verfertigen, das auf der ganzen Küſte gebraucht wird. Auch fanden wir hier Tücher und überhaupt alle europäiſche Waaren, die hieher gebracht worden. Dieſe Märkte dauren alle Tage beſtändig fort.

Nachdem der Stadthalter alſo unſer Schiff betretten hatte, bemühten wir uns ihm zuzutrincken, allein

allein vergebens, denn er war sehr mässig. Er fand unter den Schiffleuten einen Bekannten; dieser war ein Portugiese aus der Insel St. Thomas, der auf seiner Reise nach Europa Schiffbruch gelitten hatte. Da unsre Absicht war diese Insel zu berühren, so hatte ihn der Chevalier von Hailly mitgenommen, um ihn in sein Vaterland zurückzubringen. Dieser Portugiese versicherte uns, daß der Stadthalter der muthigste Neger auf der ganzen Küste von Guinea sey, daß er das Fort Capo Corso den Holländern mit Gewalt abgenommen, und es den Engländern verkauft hätte, die es noch besitzen. Da wir so vom Kriege redeten, wurde unser Schwarzer ganz animirt, und zeigte uns sieben Schußwunden, die er an seinem Leibe bekommen hatte. Nachdem er drey Stunden lang bey uns gewesen war, verlangte er wieder zurückzukehren. Er bat uns beym Abschiede zu glauben, daß sein Herz nicht so schwarz sey, wie sein Körper, und daß wir uns auf alle Anerbietungen verlassen könnten, die er uns gemacht hätte. Nachdem er in die Schaluppe gestiegen, und diese vom Schif abgestossen war, feuerte man fünf Canonen ab, durch welche Ehrenbezeugung sein martialischer Geist sehr geschmeichelt wurde. Den folgenden Tag ließ er uns sagen, daß die Holländer entschlossen wären uns zu arretiren, wenn wir das

feste Schloß Minne betreten würden. Wir lieſſen ihm durch seinen Abgeordneten für dieſe Nachricht danken, wobey wir ihm aber meldeten, daß die Holländer ſich wohl nicht unterſtehen würden, etwas gegen uns zu unternehmen, aus Furcht unſern König zu beleidigen. In der Stadt Commendo befand ſich ſowohl ein holländiſcher als ein engliſcher Commiſſarius, die hier Handel trieben; der Holländer ließ ſich jedoch nicht bey den Beluſtigungen des Volks ſehen, vielmehr bezeugte er ſeinen Unwillen über die günſtige Aufnahme, die uns wiederfuhr, und ſtieß einige Drohungen aus, die denn des Statthalters Bothſchaft veranlaßten. Ohngeachtet deſſen aber, nachdem wir unſre guten Freunde zu Commendo verlaſſen hatten, ſegelten wir ab, und ankerten bey dem Schloß Minne.

Es ſind hier zwey Forts, eins am Ufer des Meers von den Portugieſen erbaut, und das andere auf einem Berge, der das alte Fort kommandirt, und von den Holländern errichtet wurde. Hier wird ein ſehr ſtarker Handel getrieben, auch iſt es der Siz des holländiſchen Generalgouverneurs, von dem die andern Gouverneurs und Commandanten längſt der Küſte abhängen. Er empfieng uns ſehr höflich, und bewirthete uns vier Tage lang auf deutſche Art, indem er uns ſehr mit Trinken zuſezte.

te. Jedoch schien er Mißtrauen in uns zu setzen, denn sobald wir sein Fort betreten hatten, wurden die Thore gesperrt, so daß wir nicht wieder heraus konnten; ja wir durften nicht in ein ander Zimmer gehen, ohne von einigen Sclaven begleitet zu werden. Er fragte uns oft, was wir an der Küste suchten, und obgleich wir ihm sagten, daß wir den Auftrag hätten, die französischen Handelsschiffe zu begleiten, und den Alliirten der Krone beyzustehen, so stellte er sich bey alle dem doch ganz andere Dinge vor, weil er nicht gewohnt war französische Kriegsschiffe in diesen Meeren zu sehen. Indessen gieng alles in guter Verträglichkeit zu. Der Chevalier von Hailly machte ihm Geschenke, und erhielt auch deren von ihm, worunter ein sehr besonderer Vogel war, den man den gekrönten Vogel nannte. Er war vier Fuß hoch und hatte schwarze und weisse Federn; sein Leib war einem kalekutschen Hahn ähnlich, der Hals war sehr lang, und die Krone von grossem Umfang, gelbfarbig mit etwas schwarz vermischt. Zwischen seiner Krone und seinem Schnabel war ein sammetartiger Quast; seine Augen waren citronengelb, rund um dieselben aber befand sich eine sehr feine und schneeweisse Haut; die Ohren hatten die schönste Fleischfarbe, und diese Farbe gieng bis auf die Brust herunter.

Während

Während wir uns lustig machten, ergrieffen die Neger, die im Dorf am Fuß des Forts wohnten, die Waffen, und kamen 300 bis 400 Mann stark mit fliegenden Fahnen angezogen, um vor unsern Augen ihre Kriegsübungen zu machen. Ich glaubte Anfangs, daß dies auf des Gouverneurs Befehl geschähe, er sagte uns aber, daß sie es von selbst thäten, und daß sie in dergleichen Uebungen närrisch verliebt wären, und sich zu allen Stunden bey Tag und bey der Nacht damit belustigten. In der That schien mir dieses Volk von einer sehr muntern Gemüthsart zu seyn, und zeigte sich immer tanzend. Ihre Kriegsübungen machten uns Vergnügen. Wir sahen ihre Bewegungen zum Angriff, die so waren, als wenn sie durchs Gesträuch hätten Enten schiessen wollen. Sie führen auch alle Kriege nur durch Ueberfall, greiffen nie alle zugleich an, sondern zerstreuen sich links und rechts, nachdem sie eine Zeitlang auf dem Bauch herum gekrochen sind, und ihre Flinten abgefeuert haben. Nachher begeben sie sich aufs Laufen, welches sie mit solcher Schnelligkeit verrichten, daß sie in wenig Augenblicken bey ihren Fahnen sind. Ich bin aber gewiß, daß wenn sie von den Feinden verfolgt würden, dieses zusammenziehen nicht ohne grosse Verwirrung geschehen könnte. Zu der Zeit, da die Holländer die Portugiesen aus die-

sem Lande vertrieben, schlugen sich die hiesigen Neger sehr muthig herum und wurden nur mit vieler Mühe überwunden.

Nachdem der Negergeneral seine kriegerischen Uebungen geendigt hatte, kam er zu uns ins Fort, und bat den Gouverneur um Erlaubniß, uns mit seiner Musik belustigen zu können, deren Instrumente aus einigen elfenbeinern Trompeten bestanden, die einen gewaltigen Lermen machten; jedoch merkte man dabey eine Art von Simphonie, da jede einen verschiedenen Ton hatte. Der Ritter von Hailly bat diesen Negeranführer auf den folgenden Tag am Bord seines Schiffes zu essen, desgleichen lud er die holländischen Offiziers ein, und erbot sich von seinen Offiziers Geissel am Lande zu lassen. Dieses wurde angenommen, und das Schiffsmahl zu beiderseitiger Zufriedenheit vollbracht.

Einige Tage nachher giengen wir unter Segel und ankerten zwischen dem Vorgebirge Capo Corso genannt, und dem Fort Friedrichsburg, die nur 600 Schritte von einander liegen. Ich habe bereits oben gesagt, daß die Engländer von unsern Freunden zu Commendo das Fort von Capo Corso gekauft hatten, daher sie hier einen General haben, so wie die Dänen auch einen in dem ihnen zugehörigen Fort Friedrichsburg unterhalten. Wir besuchten

bey-

beyde. Ein jeder von ihnen bewirthete uns aufs beſte. Von beiden Theilen wurden Geſchenke gemacht. Der Däniſche General gab dem Chevalier von Hailly eine Krokodill und einen gekrönten Adler von Gold.

Was die Einwohner des Landes betrift; ſo ſind ſie von ihren Nachbarn gar nicht verſchieden, wenigſtens habe ich in den Tagen meines hieſigen Aufenthalts nichts Auszeichnendes bemerken können. Der König von Sabu, deſſen Land zwiſchen den Beſitzungen der Holländer und Dänen liegt, ſchickte einen ſeiner vornehmſten Offiziers an uns ab, der zum Zeichen ſeiner Würde einen goldnen Ring, das Bild eines Vogels, an dem Daumen ſeiner rechten Hand trug. Dieſer Offizier bat uns im Namen ſeines Königs zu ihm zu kommen, mit der Verſicherung, daß er ſich am Seeufer in einem ihm gehörigen Dorf einfinden würde, die europäiſchen Nachbarn aber ſchöpften darüber Verdacht, und zeigten uns ihr Mißtrauen: denn der holländiſche General befahl dem Commandanten von Naſſau, ein an den Gränzen des Königs von Sabu gelegenes Fort uns nicht betretten zu laſſen. Dieſer Verdacht verdroß den Ritter von Hailly ſo ſehr, daß er nicht länger auf der Küſte bleiben wollte, da er überdem gehört hatte, daß ſich keine Franzöſiſche Schiffe mehr hier herum befänden. Während der Zeit man

die Anker lichtete, schrieb er einen höflichen Brief an den König von Sabu um ihn für seine Einladung zu danken; denn obgleich diese Nation weder lesen noch schreiben kann, so halten sie sich doch sehr geehrt durch einen Brief, und bezeigen es durch die grosse Sorgfalt die sie anwenden, Briefe aufzuheben.

Wir giengen also unter Segel und nahmen unsern Weg gerade nach der Insel St. Thomas, wo wir viel Lebensmittel fanden, nämlich Ochsen, Schaafe, Schweine, Hüner und eine Menge Wildpret. Dennoch leben die hier wohnenden Portugiesen sehr schlecht, und begnügen sich mit einem Salat und Eyer zu ihrer ganzen Mahlzeit. Anstatt des Brods bedienen sie sich der Bananen, einer elenden Frucht, und trinken dabey nichts als Wasser. Sie haben immer eine andre Frucht im Munde, die sie kauen, um dadurch dem Wasser einen Geschmack zu geben. Was mich betrift, so habe ich es nie gut gefunden, weil die Frucht mir eine Bitterkeit im Munde zurückließ. Sie halten es aber für den Magen so gesund, daß diejenigen, die noch nicht gefrühstückt haben, die Fruchtkauenden bitten, ihnen in den Mund zu hauchen. Diese elende Lebensart verursacht, daß sie wie Leichname aussehen. Hiezu kommt, daß ihre Insel nach dem Bericht aller Reisenden der ungesundeste Ort von der Welt ist. Wenn

Frem-

Fremde dahin kommen, so dürfen sie nicht ausserhalb ihren Schiffen schlafen, und noch weniger mit den weiblichen Bewohnern der Insel vertrauten Umgang pflegen, wenn sie nicht Todesgefahr laufen wollen; denn der Beyschlaf ist hier bey den Ausländern mit einem solchen Verlust an Lebensgeistern verbunden, daß der Körper ganz ausgemergelt wird, und gewöhnlich in wenig Wochen ins Grab sinkt. Ich habe auf unserm Schiff davon Beyspiele gesehen, und diejenigen, die mit dem Leben davon kamen, brauchten über vier Monat um wieder hergestellt zu werden, wobey ihnen viel Blut durch die Harnröhre abgieng. Ich glaube, daß die gebohrne Portugiesinnen nicht so gefährlich sind, da sich deren aber nur wenige hier finden, so nimmt man zur sinnlichen Lust die Weiber des Landes, die sehr geile Negerinnen sind. Diese Geschöpfe sind der christlichen Religion zugethan, und so ausschweifend sie leben, so wollen sie sich doch mit Ketzern nicht vermischen; denn einer unsrer Offiziers, der seinen Trieb stillen wollte, wurde von ihnen gefragt, ob er auch ein Katholik sey, weil sie, wie sie sagten, sonst mit ihm durchaus nichts zu thun haben wollten, aus Furcht Gott gröblich zu beleidigen.

Wir fanden hier die Regierungsform republikanisch, nämlich sieben oder acht der vornehmsten

Portugiesen beherrschten die Insel, die ungefehr 15 Lieües lang und 10 breit ist. Sie hatten ihren Gouverneur nach Portugall geschickt, nachdem er lange Zeit bey ihnen ein Gefangener gewesen war, und erwarteten von ihrem Könige Gerechtigkeit in Ansehung ihrer eingereichten Klagen. Es ist in der Insel ein Bißthum, allein ohne Bischof, desgleichen ein Kapitel, wo die Kapitularen regelmässig ihren Kirchendienst versehen, obgleich ihr Privatleben nicht mit diesem äussern Schein übereinkommt. Wir blieben eilf Tage hier unsre Lebensmittel und Bedürfnisse einzunehmen, und erhielten dabey von den Portugiesen allen nur ersinnlichen Beystand, sodann giengen wir wieder unter Segel, und paßirten die Linie, wo wir alle mit grossen Ceremonien getauft wurden. Der Capitain und der Obercanonier ausgenommen, die sie schon vormals passirt waren. Die Winde waren uns so sehr entgegen, daß wir in 18 Tagen nicht mehr als 60 Lieües machten, nachher aber wurden sie uns günstig, so daß wir alle Tage regelmäßig 40 bis 50 Meilen vorrükten, und so endlich in unser Vaterland wieder zurück kamen.

XXIV.

Abendtheuer einiger Reiſenden aus Neu-Seeland.

(Ueberſetzt aus Nouveau voyage à la mer du Sud &c. par M. Crozet a paris 1783)

Nach dem, was uns begegnet iſt, und nach den von uns gemachten Unterſuchungen können wir keineswegs zweifeln, daß die Wilden in dieſem Theil von Neuſeeland Menſchenfreſſer ſind. Der engliſche Kapitain Cook, welcher ſie kurz vor uns beſucht hat, erfuhr von ihnen ſelbſt, daß ſie bloß ihre Feinde äſſen, und unſer, der Niedermetzelung auf der Schaluppe, entronnene Matroſe, war ein trauriger Zeuge von der Grauſamkeit, mit welcher dieſe bloß natürliche oder vielmehr unnatürliche Menſchen die Leichname der Erſchlagenen unter ſich theilen. Es iſt zu vermuthen, daß ſie alle Freunde für Feinde anſehen, ſelbſt die auf ihren Inſeln, welche von ihren Wohnplätzen entlegenere Gegenden bewohnen.

Ich glaube, daß dieſe barbariſche Gewohnheit allen Wilden, die in den verſchiedenen Winkeln des Erdbodens zerſtreut ſind, eigen iſt. Wenn ich aber an die theilnehmenden Freundſchaftsbezeugungen denke, die uns dieſe Auſtralaſier drey und dreyßig

Tage hindurch ununterbrochen deswegen erwiesen haben, um uns am 34sten zu erwürgen, so glaube ich nicht, daß es auf dem Erdboden grössere Ungeheure von Menschen geben könne, als diese Wilden. Ich kann versichern, daß dieses Volk auch nicht die mindeste Ursache sich über uns zu beklagen gehabt hat. Die Freundschaft, die es uns bezeugte, gieng bis zur grösten Vertraulichkeit. Ihre Anführer giengen ohne Anstand in unsre Kajütten, legten sich auf unsre Betten, untersuchten alles unser Geräthe Stück vor Stück, foderten Erklärung über unsere Schildereyen und Spiegel, davon sie keine Begriffe hatten. Kurz sie brachten ganze Tage unter den grösten Bezeugungen der Freundschaft und des Zutrauens zu. Zween Tage zuvor, als sie den Herrn Marion umbrachten, hatten sie ihn noch als den Hauptanführer gutwillig anerkannt, und ihm noch an dem nämlichen Tag, an welchem sie ihn und seine Gesellschafter ermorden wollten, um sie hernach zu fressen, sehr schöne Theerbutten zum Geschenke gebracht.

Dieß sind nun die Naturmenschen, welche von denjenigen so sehr gerühmt worden, die sie nicht kennen, und die ihnen mehr Tugenden und weniger Laster mit vieler Freygebigkeit zuschreiben, als den Menschen, welche sie Gekünstelte zu nennen belieben,

weil die Erziehung ihre Vernunft vervollkommt hat. Ich für meine Person behaupte, daß unter allen erschaffenen Thieren kein grausameres und dem Menschen gefährlicheres sey, als der natürliche und wilde Mensch. Ich wollte lieber einem Tiger, oder einem Löwen begegnen, weil ich mich vor ihm hüten würde. Ich rede nach dem, was ich gesehen habe.

Da ich mich von meiner Kindheit an der Schiffahrt ergeben habe, so habe ich nie die glückliche Ruhe geniessen können, mich durch Studieren zum Philosophen zu bilden; aber ich habe den grösten Theil der Erdkugel durchgereißt, und überall gefunden, daß die Vernunft, wenn ihr nicht durch gute Gesetze und gute Auferziehung aufgeholfen und sie vervollkommnet wird, bey dem Naturmenschen sowohl als bey den Thieren, eine Beute der Stärke oder Hinderlist war. Ich habe gesehen, daß die Vernunft ohne Bearbeitung ein viel wilderer Trieb ist, als bey dem Vieh.

Während der ganzen Zeit, da wir in einer Art von Vertraulichkeit mit diesen Naturmenschen gelebt haben, habe ich gesucht ihren Karakter kennen zu lernen; ich habe sie ausstudiert, so weit es die Schwierigkeit erlaubte, uns durch Hülfe eines unvollkommnen Wörterbuchs, worinn mehrere Wörter von ihrem Dialeckt abweichen, einander verständlich

zu machen. Ich war vertraulich mit einigen Anführern, mit alten und jungen Leuten, und sie waren es leicht mit mir geworden.

An jedem Tag erforschte ich ihre Neigung, untersuchte den Umfang des Lichts ihrer Vernunft. Ich merkte, daß sie nur schwache Begriffe von einem höchsten Wesen, und von mehrern unsichtbaren untergeordneten Wesen hatten, daß sie einige Furcht vor den Letztern hatten, und oft zu ihnen beteten; daß der Innhalt dieser Gebete war, die Ueberwinder und Mörder ihrer Feinde zu seyn; daß jede Familie sich als unabhängig und fremd von den andern betrachtete; daß sie kein ander Gesetz, keine andere Polizei, ja fast keinen Trieb hatten, als was davon zu ihrer Erhaltung erforderlich war. Sie waren weit zufriedener, wenn wir ihnen Brandtwein, Brod und Fleisch gaben, als wenn wir ihnen mit Hacken, Scheeren und anderen Geräthen die nützlichsten Geschenke machten.

Ich habe mich bemüht ihre Neugierde zu reitzen, ja sie sogar bisweilen in Hitz gebracht, um ihre Gemüthsbewegungen zu erkennen, aber an diesen Naturmenschen nichts anders gefunden, als bösartige Kinder, die um so gefährlicher sind, weil sie überhaupt stärker sind, als die gewöhnlichen Menschen. Ich habe gesehen, wie sie in einer Viertelstun-

de aus der kindischsten Freude in die tiefste Traurigkeit, aus der Ruhe in die Wuth verfielen, und wie sie wieder eben so geschwind in ein unmässiges Lachen ausbrachen. Ich habe sie wechselsweise und ununterbrochen gefällig, liebkosend, dann rauh und drohend gesehen, niemals lang in einer und der nämlichen Gemüthsverfassung, immer gefährlich und verrätherisch.

Diesen dreyßig Tage über wiederholt gemachten Beobachtungen nach, war ich immer mißtrauisch gegen sie, und mit einem wahren Kummer sah ich, daß Herr Marion meiner ernstlichen Gegenvorstellungen ungeachtet, sein ganzes Zutrauen den Wilden schenkte, wovon er auch das Opfer ward.

Man begreift leicht, daß bey dem Volk, wie bey dem von Neuseeland, das in einem immerwährenden kriegerischen Zustand — in kleine Dorfschaften abgesondert ist, und doppelt verpallisadirt, mit Gräben umzogen, und auf fast unersteiglichen Höhen erbauet ist, der Kriegsstand den ersten ausmacht. Wir haben keinen andern Vorzug bey den Wilden, als für diesen Stand wahrgenommen. Nur die unter ihnen stehen in Achtung, die am besten die Streitaxt zu gebrauchen, und die Keule oder Lanze zu führen wissen.

Diejenige unter den Kriegern, welche mehrere Handlungen von Grausamkeit und Betrug zählen können,

können, haben allein das Recht vier Federn auf dem Haupt zu tragen, und sich die Haut des Gesichts, die Hinderbacken und die Waden fürchterlich zu verschneiden, welches unter diesen Völkern das höchste Ehrenzeichen ist. Man muß aber gewiß viele Menschen getödtet und gefressen haben, um dazu zu gelangen.

Wenn ein gemeiner Mann, eine Frau, oder ein Kind stirbt, so wirft man den Leichnam ins Meer, den Krieger hingegen begräbt man und steckt Lanzen und Wurfspiese als Siegeszeichen über dem Grabhügel auf.

Ein Land das von Menschen bewohnt ist, die in stetem Krieg leben, und die nur die Kunst ihres gleichen zu zernichten, schätzen, kann nicht sehr bevölkert seyn. Mir hat es geschienen, als ob das Innere des Landes wüste, und keine Bevölkerung, als an den Küsten in den Häfen anzutreffen sey. Bey unserm ersten Einlaufen fanden wir ein grosses Dorf zu Grunde gerichtet und verlassen. Ich bin zuweilen auf hohe Berge gestiegen, um das Land zu entdecken, habe aber nirgends Wohnungen als an den Küsten sehen können. Ein Volk, das sich oft schlägt und bey dem der Ueberwinder die Ueberwundenen isset, zerstöret alles um sich her.

Diese wilde Menschen lieben dennoch den Tanz,

und

und ihr Tanz ist im höchsten Grad unzüchtig. Sie tanzten oft auf dem Verdeck unserer Schiffe, und so plump, daß wir fürchteten unsere Verdecke möchten einstürtzen. Beym tanzen singen sie wechselsweise Kriegslieder, und andre unzüchtige Lieder. Einige von unsern Schiffern glauben bemerkt zu haben, daß diese Naturmenschen einen Geschmack, selbst im Umgang mit ihren Weibern hätten, der die Natur empört. Die beiden Geschlechter kennen keine Schamhaftigkeit. Sie gehen zwar halb gekleidet, um sich gegen die Kälte zu schützen, so bald es aber wärmer ist, gehen sie ganz nackend.

Die Männer scheinen überhaupt eine grosse Gleichgültigkeit gegen die Weiber zu haben; sie lassen sie alle häusliche und schwere Arbeiten thun. Die Weiber suchen auch in den Feldern die Bündeln der Wurzeln von den durch die Männer ausgerissenen Farnkräutern zusammen, tragen das Wasser vom Fuß des Berges in die hohen Dörfer, sammeln allein die Muscheln und andere Schaalenthiere am Ufer des Meers, beschäftigen sich allein mit der Küche, und kochen die Gerichte, die sie ihren Männern auftragen, ohne selbst davon mit ihnen zu essen; kurz sie sind in diesem nidrigen Stande eher die Mägde, als die Gesellschafterinnen ihrer Männer.

Diese Weiber sind überhaupt nicht so gut gebildet

bildet wie die Männer. Die beschwerlichen Arbeiten, denen sie unterworfen sind, machen sie dick und ungestaltet. Dennoch habe ich einige sehr junge gesehen, die schön waren. Sie schienen gute Mütter zu seyn, und bezeugen Zärtlichkeit für ihre Kinder. Ich habe oft gesehen, wie sie mit ihnen spielen, sie liebkosen, die Wurzeln der Farrenkräuter kauen, sie schälen, hernach aus dem Mund nehmen, und ihrem Säuglinge in den Mund stecken.

Selbst die Männer scheinen nur Freundschaft und Gefälligkeit für ihre Kinder zu haben. Der Anführer Tacoury brachte zuweilen seinen vierzehnjährigen und schon gebildeten Sohn, den er sehr zu lieben schien, mit in unsre Schiffe.

Wenn ihre Aeltern sterben, so trauren sie mehrere Tage. Die Trauer besteht darinn, daß sie sich das Gesicht und alle Theile des Körpers zerkrazen, um den Schmerz anzuzeigen, sich in dem Haus des Verstorbenen versammlen, weinen, verzweiflungsvoll schreyen, seine Thaten erzählen, und bey dem Ende jeder Geschichte das Geheule verdoppeln.

Ich sah unter diesen Wilden nicht viele Kinder. Um ihre Sitten, Gesetze und Gebräuche zu kennen, muß man länger mit ihnen umgegangen seyn. Beim Anblick der ganz grossen, starken und wohlgemachten Männer sollte man argwohnen, daß sie

die

die Kinder, die ganz ungestaltet auf die Welt kommen, nicht am Leben ließen.

Ich habe bemerkt, daß Männer und Weiber sehr alt werden, und ihre Haare, die nur wenig grau werden, und ihre Zähne, die sich mehr abnutzen als verderben, behalten. Daß sie den Blattern oder venerischen Krankheiten unterworfen seyen, davon haben wir keine Spur gefunden. Sie sind zwar überhaupt schmutzig und waschen sich wenig, doch sieht man keine Flecken, oder Narben auf ihrer Haut an ihnen. Es waren verschiedene Matrosen auf unsern Schiffen von venerischen Uebeln angegriffen, die mit den Töchtern des Landes Umgang hatten. Es läßt sich vermuthen, daß die Europäer, welche diese Krankheit aus Amerika geholt, sie bis zu diesen Gegenfüßlern von Europa gebracht haben werden. Auffallend ist es, daß wir in diesem äussersten Erdstrich, in diesen bisher unbekannten und mit der Erdkugel in keiner Verbindung stehenden Inseln, dreyerley Gattungen von Menschen, weisse, schwarze und gelbe gefunden haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Weissen die Eingebohrnen. Diese sind überhaupt wie die mittägigen Völker Europens gefärbt. Drey oder vier rothhaarige habe ich unter ihnen gesehen. Einige waren so weiß wie unsere Matrosen, und wir haben oft auf unsern Schiffen

einen wohlgebildeten 5 Schuh 11 Zoll groſſen Menſchen geſehen, der ſeiner Farbe und ſeinen Zügen nach überall für einen Europäer hätte gelten können. Ein Mädchen von 15 oder 16 Jahren war ſo weiß, wie unſre Franzöſinnen. Durch verſchiedene Zufälle, die verſchlagenen Schiffen begegnet ſind, mögen aus Neuholland die Schwarzen nach Neuſeeland gebracht worden ſeyn, welches heut zu Tag beynahe 300 Meilen davon entfernt iſt, ob es gleich nicht immer ſo weit von einander entfernt geweſen ſeyn dürfte. Jene Inſel (Neuholland) die gröſte von allen, die wir kennen, iſt ohne Zweifel durch die Schwarzen aus Neuguinea, das nur durch eine Meerenge von der Breite eines Fluſſes davon abgeſondert iſt, bevölkert worden. Die nach Neuſeeland verpflanzten Mohren mögen ſich mit den Weibern des Landes vermiſcht haben, und aus dieſen Vermiſchungen die gelben, die man heut zu Tag da antrift, entſtanden ſeyn. Ueberhaupt bemerkt man, daß man faſt in allen Inſeln, die ſich von Formoſa und den Philippiniſchen bis nach Neuſeeland erſtrecken, in dieſen weiten Archipols, die der Länge nach zwiſchen den Meeren von China, Indien und Afrika auf der einen, und von Amerika auf der andern Seite eine Strecke von mehr als 1500 Meilen (lieues) einnehmen, eine wunder-

same Mischung von Menschen verschiedener Farben und Gestalten findet, weisse, hauptsächlich schwarze und gelbe. Die Küsten von Formasa sind von Chinesern bewohnt, der innere Theil der Insel von halbwilden und Schwarzen; die Küsten von Lüson und von den meisten übrigen Philippinischen Inseln von Malaischen Kolonisten, das Innnere, die Wälder und Berge aber von den eingebohrnen Wilden. Eben so ist es in Borneo, wo man Mohren mit Wollköpfen antrift, in den Molukken, in Neuguinea, in Timora, in Neuholland und endlich in Neuseeland. Eine ähnliche Mischung durfte man wohl auch in den Australländern finden, um deren Entdeckung die Franzosen und Engländer jetzt wetteifern. Das sonderbarste ist, daß unsre Seefahrer ganz neuerdings die nämliche Verschiedenheit bis in die Mitte des Südmeers, auf der Insel Taity gefunden haben.

Vielleicht hieng einmal Neuseeland mit dieser Insel Taity zusammen, die nun durch ein unergründliches Meer auf mehr als 600 Meilen weit davon getrennt ist. Wir haben in Neuseeland die nämliche Sprache wie in Taity, mit weniger Abweichung, in wenigen Wörtern nur, angetroffen, und überhapt ist sehr viel Uebereinstimmendes zwischen diesen beiden heut zu Tage von einander entlegenen Völkern.

Ja ich wäre fast geneigt zu vermuthen, daß eben von Neuseeland und von den Inseln des Südmeers Amerika bevölkert worden sey. Ich treffe eine Aehnlichkeit mit den Sitten und Gewohnheiten der Wilden in diesen verschiedenen Theilen der Erdkugel an; die nämlichen, fast bartlose Menschenfressende Leute, die nämlichen Waffen, Hausgeräthe, und Form der Kleidungen, Gebäude und Schiffkunst, die nämliche Art sie zu den beschwerlichsten Arbeiten zu gebrauchen. Wer die Sprache der einen und der andern genau kennte, sollte vielleicht noch mehr Uebereinstimmendes finden.

XXV.

Des Ritters Peroux merkwürdige Streifereyen zu einem noch unbekannten Volke in Nord-Amerika. *)

In dem Innern von Nordamerika giebt es ein Volk, das in Europa unbekannt ist, und das noch den Mexikanern und Peruanern am meisten bekannt zu seyn verdient. Es hat mit den Wilden von Amerika nichts als die Farbe, die Haare, die Gesichtszüge und den Mangel des Barts gemein. Die Gegend, die es bewohnt, ist selbst ein Wunder, das mit der

*) Aus dem französischen übersetzt.

der größten Theilnehmung beobachtet zu werden verdient.

Diese Gegend macht die Grenzscheidung zwischen Louisiane und Neumexiko. Sie besteht aus sehr erhabenen Ebenen, die fünf bis sechs hundert (französische) Meilen lang, und mehr als hundert breit sind. Diese Ebenen zeigen den Augen eines aufgeklärten Reisenden natürliche Denkmale von dem Alter der Welt; sie sind von den Ueberbleibseln einer alten Kette von Gebirgen gebildet, die noch älter sind als diejenigen, welche wir ursprüngliche Gebirge (primitives) nennen.

Doch wir wollen die Menschen beschreiben, die wir in dieser sonderbaren und fruchtbaren Gegend angetroffen haben.

Die Völker heissen Aitanes; sie können 25000 Mann bewafnen. Sie wohnen in Zelten, und führen ein herumstreifendes Leben, wie der größte Theil der Araber und Tatarn. Die ganze Völkerschaft ist in Heerden getheilt, deren jede zwey bis drey Tausend Menschen enthält; die grossen Ebenen, wovon ich gesprochen habe, sind mit wilden Ochsen, Hirschen und Rehen, die ihnen zur Nahrung dienen, angefüllt. Wenn diese unermeßliche Heerden wilder Thiere eine Gegend abgeweidet haben, so gehen sie in eine andre, und

die Aitanes ziehen ihnen nach. Im Sommer ziehen sie sich nach Norden, im Winter kommen sie nach Süden zurück. Sie gehen auch an die Grenzen dieser Ebenen, bald nach den Panis, und den Osages, bald nach Santa Fe, der Hauptstadt von Neumexiko zu; kurz, nach und nach kommen sie in alle die Gegenden, wo die besten Weiden sind.

Die Waffen dieses Volks sind Bogen und Lanzen, niemals bedient es sich der Feuergewehre. Es jagt und kriegt allezeit zu Pferde. Sie dürren alle ihr Fleisch um es aufzubewahren. Ausser dem versorgen sie sich mit trocknen Früchten, die sie in den benachbarten Wäldern holen, mit Rosinen, Pflaumen, Nüssen u. a.

Sie halten sich auch einen Vorrath von verschiedenen eßbaren Wurzeln von Rohrsaamen, und vom tauben Haser, den sie gegen Norden hölen. Aber ihre beste und gesundeste Nahrung ist die rothe Chinawurzel; aus dieser Wurzel, selbst wenn sie hart, dick und faßericht ist, können sie ein rothes Kraftmehl ziehen, welches sehr zart anzufühlen ist, und wovon sie einen vortreflichen Teig machen. Alle Wilden in Neu-Mexiko bedienen sich dieser Wurzel sehr häufig, sowohl zu dünnen Kuchen, als auch zu andern Gebackenem, das sie

mit

mit Bärenfett backen. Dieſe Aitanes wiſſen auch eine Sorte Eicheln zurecht zu machen; ſie wachſen auf kleinen Eichen, die jeden Herbſt verbrannt werden, indem ſie Feuer daran legen. Die Wurzeln treiben im Frühjahr neue Aeſte, die in dem nämlichen Jahre groſſe Eicheln tragen; aus dieſem ziehen ſie eine dicke Heffe, die gar nicht bitter iſt. Aber ein ſehr ſonderbarer Geſchmack iſt es, daß ſie Thon- oder Töpfererde mit Salz eſſen; nicht nur die Aitanen haben dieſen Gebrauch, ſondern auch alle wilde Völker des weſtlichen Theils Louiſane. Ohne zweifel haben ſie darinn den Thieren nachgeahmt, die es auch thun. Die wilden Ochſen, die Rehe und ſogar die welſchen Hähne kommen in die Salinen dieſes Landes, um daſelbſt Salz mit Erde zu freſſen. Ja, in den groſſen Meiereyen, die den Franzoſen gehören, giebt man dieſe Leckerey auch den Hausthieren: man wirft nämlich in Pfützen von Thon mehrere Stücke Salz, und dies nennt man künſtliche Salinen. Dieſe Salinen gewöhnen die Thiere an die Gegend, und locken ſie wieder herbey, wenn ſie ſich zu weit davon entfernt haben.

Indem ich über alles nachdenke, und ſonſt bemerkt habe, daß die franzöſiſchen Ruderknechte, welche den Fluß Miſſiſſipe zu der Zeit, wenn er

sehr anwächst, hinauffahren, eine grosse Menge von diesem kothigen Wasser trinken, daß es in ihrem Magen eine beträchtliche Menge Erde zurück lassen muß; so dachte ich, daß ein Europäer wohl ohne Gefahr hierin die amerikanischen Völker nachahmen könne; ich aß also ein grosses Stück zerstampften Ton mit ein wenig Salzwasser. Ich fand zwar diese Kost eben nicht sehr angenehm; doch empfand ich keine Ungemächlichkeit davon. Seitdem versuchte ich, sie besser und nahrhaffter zu machen. Der Erfolg meiner Versuche war, daß man mit Guminwasser, mit starkem Leim, frischem Saft der Früchte, Mehlkleister, und mit dem Absud der Eibischwurzel einen guten nahrhaften Teig davon machen kann. Ich zweifle gar nicht, daß man ein mineralisches Brod, das in einer grossen Hungersnoth eine grosse Zuflucht sein würde, daraus machen könnte, wenn man Sauerteig dazu nähme, und ihn recht zerstampfte.

Die Aitanen sind ohnerachtet ihrer herumstreifenden Lebensart, die gesittesten unter allen Indianern. Sonst trugen sie ihre Zelten und anderes Gepäcke auf ihrem Rücken. Aber seitdem die Spanier vor mehr als zwey Jahrhunderten Mutterpferde nach Neumexiko gebracht haben, so haben sie Sattel- und Packpferde, von denen sie

eben

eben so guten Gebrauch machen, als die arbeitsamsten Völker. Sie machen Sättel nach einer ihnen eigenthümlichen Art, und brauchen weder Zaum noch Steigbügel; ihre Pferde sind abgerichtet, auf Zeichen mit der Hand zu gehorchen. Bey ihren Belustigungen, die sie zur Uebung der Jugend, sich gut auf dem Pferde zu halten, anstellen, schiessen sie einen Pfeil so weit ab, als sie können, und heben ihn im stärksten Gallop auf, ohne daß sich das Pferd nur einen Augenblick aufhält. Andere gehen unter dem Bauch ihrer Pferde durch, indem sie mit der größten Geschwindigkeit laufen, und setzen sich auf der andern Seite wieder in den Sattel. Man sieht Kinder von fünf bis sechs Jahren eben so schnell reiten und sich eben so fest halten, als unsre besten Reiter. Die grosse Geschicklichkeit dieses Volks im Gebrauch der Pferde und der Lanze hat es in ihren Ebenen gegen die Wilden, die es bekriegen, unüberwindlich gemacht.

Diese nehmen sich aber auch sehr in acht, es auf flachem Felde anzugreiffen; sie erwarten es in den Gegenden, in denen es, wie sie wissen, seinen Vorrath von Wurzeln und Früchten holen muß; da greiffen sie es mit Vortheil an. Die Armee der Aitanen stellt eine Cavallerie vor, die

sehr regelmässige Schwenckungen macht. Sie marschieren allezeit in Ordnung; ihre Pferde irren sich niemals, ob sie gleich auf den blossen Wink der Hand gehorchen. Der Krieger und das Pferd, das ihn trägt, sind beide beständig mit einer bewundernswürdigen Aufmerksamkeit auf der Hut. Ausserdem haben sie Schilde von Leder, deren sie sich mit vieler Geschicklichkeit bedienen; diese Schilde sind hinreichend die Pfeile aufzuhalten, ob sie gleich von Leder sind. Wenn sie auf den Feind los gehen, so singen sie, wie die Alten, den Schlachtgesang; hierauf erheben sie das Kriegsgeschrey, und in dem nämlichen Augenblick stürzen sie sich mit einer unglaublichen Heftigkeit auf den Feind los. Kein Volk kann diesem ersten Anfall widerstehen. Sie setzen oft über eine Verschanzung, und rennen alles um, was sich ihnen in den Weg wirft. Aber besonders ist es, daß sie dem Gefecht sogleich, wenn sie schon Sieger sind, ein Ende machen, sobald ihr Anführer getödtet ist, und das hat wohl mehr als einmal ihren Feind gerettet.

Vor noch nicht zwanzig Jahren hatten sie die Verschanzungen eines Dorfes der Osagen überstiegen, sie zogen triumphirend ein, und tödteten alle Osagen, die ihnen begegneten, mit der Lanze; die Männer und einige Weiber suchten sich zu retten,

ten; aber die übrigen Frauen verbargen sich in den Hütten, und erwarteten den Tod oder Knechtschaft. Das Haupt der Aitanen zog voran, sang seinen Sieg, indem er sagte, daß das Dorf sein sey. Indem er noch sang, stürzte plötzlich ein Weib der Osagen aus ihrer Hütte, in der es verborgen war, und brachte ihm so geschickt einen Wurf mit der Lanze bey, daß er tod vom Pferde fiel. Die Aitanen nahmen seinen Körper, ohne sich zu rächen, und zogen sich verwirrt und mit hängendem Kopfe zurück, ohne auch nur ein Wort zu reden. Ihr Lager bildet allezeit einen halben Mond, und ihre Zelten sind von sehr gut gegerbten wilden Ochsenhäuten. Sie nähen sie sehr geschickt zusammen, und verzieren sie mit allerley Zeichnungen; drey Stangen, die oben mit einander verbunden, und unten in der Gestalt eines Dreiecks von einander entfernt sind, unterstützen sie. Ueberdies schlagen sie noch mitten in dem Raume, den das Zelt einschließt, einen Pfahl fest in die Erde: und mit einem dicken Bindfaden, von Pferdehaar befestigen sie den Pfahl durch das eine Ende des Bindsfadens an der Spitze der Stangen mit dem andern Ende desselben; den Rand des Zelts befestigen sie durch kleine in die Erde gesteckte Pfähle; darauf schnüren sie einen

Theil des Eingangs zu; kurz, sie richten sie so gut ein, daß sie weder Wind noch Regen fürchten.

Hierauf erstreckt sich ihre Geschicklichkeit nicht allein. Ich habe schon gesagt, daß sie Sättel auf ihre eigene Art machen. Die Zeichnungen, die sie darauf anbringen, sind bewundernswürdig. Sie machen selbst ihre Waffen, und ein krummes Eisen, um die Kniekehle der wilden Ochsen zu durchschneiden, die sie allezeit in Rennen tödten. Wenn sie den Spaniern und Wilden Flinten nehmen können, so nehmen sie das Rohr davon, und machen daraus Lanzen und jene krumme Eisen. Ihre Bogen, ihre Pfeile, ihre Schilde, ihre Panzer sind mit einer Kunst gemacht, die des geschicktesten Volks würdig ist. Aber in ihrer Kleidung sind sie am meisten zu bewundern. So wenig die andern ursprünglichen Völker in Amerika sich ein Gewissen daraus machen, fast nackend zu gehen; so sehr scheint dieses die Nacktheit zu verabscheuen; die kleinsten Kinder sind gekleidet, und sehr besorgt die Theile zu bedecken, die die Schamhaftigkeit zu verbergen befiehlt. Die Weiber tragen lange Röcke von Rehhäuten, deren Aermel ungemein weit sind, und durch diese Aermel säugen sie ihre Kinder, damit man ihre Brüste nicht sehen kann; ihre Schuhe sind wie der Männer ihre. Es sind

eine

eine Art Fußsohlen von Leder, die sie mit ledernen Riemen festbinden; der obere Theil des Fusses ist mit Verzierungen von allen Farben besetzt. Die Männer haben eine enge Kleidung, die den Leib, die Lenden, und einen Theil der Beine bedeckt, sie haben auch eine Art eines weiten Rocks, den sie bey Feyerlichkeiten anziehen.

Alle diese Kleidungen sind von weissen, zarten und wohlzubereiteten Fellen; die enge Kleidung wird über dem Bauch und zwischen den Beinen zugeschnürt; ihre Haare sind rund abgeschnitten, und sie scheeren sich keinen Theil des Kopfs; sie haben nicht, wie andere Völker, die Ohren aufgeschlizt, und die Nasen durchbohrt; doch haben sie rothe Flecken im Gesicht; sie sind mit einer unzähligen Menge kleiner Zierrathen bedekt, und bringen viele Zeit bey ihrem Putztisch zu.

Es giebt besondere Handwerker unter ihnen; die einen machen nur Sättel, die andern nur Panzer, andere nur Waffen, andre nur Schuhe, u. s. w. Ich glaube, dieß beweißt grosse Fortschritte in der Ausbildung. Ihre Sprache ist sanfter und reicher als die der benachbarten Völker; sie haben zwar, wie diese Völker, eine Kenntniß von gewißen hieroglyphischen Karaktern; aber man weiß noch nicht, ob sie grosse Fortschritte in dieser

Wissen-

Wissenschaft gethan haben. Eben so wenig weiß man von ihrer Religion; nur dieß, daß sie eine haben. Wahrscheinlich ist es eben die, die bey allen Völkern in Amerika herrscht, nemlich Manichäismus. Sie begraben auch ihre Todten mit ihren Kleidungen, Kostbarkeiten und Wafen; und ehe sie essen, so werfen sie vier Stücke von ihrem Gerichte nach den vier Weltgegenden. Sie haben noch andre Gebräuche, die eine geheimnißvolle Religion anzeigen. Die Aitanen sowohl von dem einen als andern Geschlechte sind, überhaupt genommen, höchst eifersüchtig; diese Leidenschaft hat vielleicht etwas zur Ergreifung der Gewohnheit, sich zu bekleiden, beygetragen; ich sage, vielleicht; denn gewiß hatten sie noch stärkere Ursachen, die sie dazu genöthigt haben. Die Kälte ist in diesen wilden Ebenen empfindlicher, als in den Wäldern, wo man den Winden nicht ausgesetzt ist. Da haben sie nur Kühmist, um sich zu wärmen, statt daß die Wilden; die an den Küsten der Flüße nahe an den Wäldern wohnen, Holz im Ueberfluß haben. Zwar nähern sie sich in der kältesten Jahrszeit den Wäldern, wo sie Holz holen, aber das geschieht nur einen, höchstens zwey Monate lang, wegen ihrer Feinde. Wenn die Wilden nicht genöthigt

nöthigt wären, in den Wäldern herumzulaufen, um zu jagen, so hätten sie Geschmack genug, um die Kleidung zu lieben; aber sich zu bekleiden, um zu Fusse in dem Thau und in Sümpfen, durch Dornen und Gesträuche herumzulaufen, das wäre Thorheit. Diejenigen, die unter den Franzosen und Engelländern in Amerika wohnen, und kein anders Geschäfte, als die Jagd treiben, gehen nackend, wie die andern Wilden, und führen ungefehr dieselbe Lebensart.

Die Aitanen legen alle Jahre im Herbst mit vieler Sorgfalt in ihren Ebenen Feuer an, um den Wachsthum des frischen Grases zu befördern, und die Gebüsche, Bäume und Gesträuche zu zerstören. Das Gras ist in diesen fetten Waiden so hoch, daß die Flamme bis zu einer ausserordentlichen Höhe steigt; und wenn zum Unglück ein starker Wind geht, so kommt dadurch eine grosse Menge Thiere und sogar Menschen um. Die Flamme wird durch den Wind gerade niedergedruckt, und verbreitet sich mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ein Mensch zu Pferde sich nicht retten kann, wenn er weit reiten muß; wenn in diesen gefährlichen Augenblicken die grösten Thiere die Flamme von der Seite des Windes herkommen sehen, so fliehen sie nach der entgegenstehen-

den

den Seite, und erheben ein sonderbares Geschrey, das ihren jungen die Gefahr anzeigt.

Die andern Arten der Thiere von mittlerer und geringerer Größe verstehen auch vollkommen, was das bedeute, und richten sich darnach. Dann erthönt die Luft von heulen, brüllen, und blöcken. Bald wird der Aufstand allgemein, das Geschrey vermehrt sich, und ein jedes sucht eine Freystatt gegen die Wuth der Flammen, die es verfolgen, Die Furcht vor dem Feuer bringt alle andern zum Stillschweigen. Ochsen, Hirsche, Rehe, Tiger, Wölfe, getigerte Katzen, alles flieht unter einander nach einerley Gegend. Man sieht alsdann gewiß etwas seltenes! Rehe den Wölfen nachlaufen, und an ihnen vorbey gehen, ohne sie zu fürchten. Einige eilen in Sümpfe und Flüsse, andere auf die Kette der Felsen; sonderbar ist dabey noch dieses, daß alle diese feindlichen Gattungen von Thieren, wenn sie an ihrem Sicherheitsort ankommen, und in kleinen Haufen von einander getrennt sind, zu heulen fortfahren, und sich nicht das Geringste zu Leide thun. Es scheint, als wenn sie für diese Freystadt Ehrfurcht hätten, selbst nach der Gefahr; denn kaum ist das Feuer auf den Grenzen derselben ausgelöscht, so sind die fleischfressende Thiere die ersten, die hervorkommen und

sich

ſich entfernen, ſie laufen, was ſie nur können, auf die abgebrannte Ebene, um die gebratenen und halbverbrannten Thiere, die ſie da finden, zu verzehren. Dieſe unglückliche Thiere, die auf dieſe Art umkommen, ſind entweder noch ganz kleine Junge oder kranke, welche die Schwachheit ſich zu retten, verhindert hat. Die Flammen ſind in dieſen Ebenen ſo ſtark, und ſo weit ausgebreitet, daß ſie einen beträchtlichen Theil der Luft erhellen. Man kann dieſe erleuchtete Luft in der Nacht auf mehr als zweyhundert Meilen in der Runde ſehen, wie einen Nordſchein, welcher bisweilen wegen der groſſen Strecke dieſer Ebenen länger als vierzehn Tage dauert. Aber einige Tage darauf, wenn das Feuer in einer Gegend vorbey iſt, fängt die Erde an wieder grün zu werden, und kurz darauf ſieht man nichts anders mehr als eine unermeßliche Wieſe mit Thieren, die von allen Seiten herkommen, bedeckt, einige um zu weiden, andere um die weidenden zu freſſen. Die Altanen machen ſich alsdann, wenn das Gras noch kurz iſt, ein Vergnügen daraus, den Pferden nachzulaufen und ſie vermittelſt eines Zolldicken Seiles von Pferdehaaren mit einem beweglichen Knoten, das ſie ihnen um den Hals werfen, lebendig zu fangen. Sie ſind in dieſer Leibesübung

besübung so geschickt, daß Kinder von 7 — 8 Jahren auf diese Art Pferde aufhalten, die im starken Galopp laufen.

Die Nachbarn der Aitanen auf der Seite von Louisiane sind die Panis, die Osagen, die Pandoncas und die Sioux, von denen auf der Seite von Santa-Fe sind nur Spanier in Neu-Mexiko bekannt. Alles, was ich in dieser Rücksicht besonders erfahren konnte, besteht darinn, daß nach Nordwesten ein Volk ist, daß sich im Winter die sonderbarste Kleidung macht. Männer und Weiber, Grosse und Kleine, haben, das Gesicht und die Hände ausgenommen, den ganzen Leib mit Büsen beflochten, ungefähr auf die Art, wie wir unsre Bouteillen und Flaschen mit Weiden umflechten. So lange die Nachbarn von den Aitanen nicht beunruhiget werden, lange sie nicht auf ihre Ebenen auf die Jagd gehen, so leben sie in gutem Verständniß mit ihnen; aber wenn sie so verwegen sind, daß sie an dem Lebensunterhalt Theil nehmen wollen, so greiffen sie nach den Waffen. Die Spanier haben auch sehr oft Krieg mit ihnen geführt. Vor noch nicht dreißig Jahren haben sie Bekanntschaft mit den Franzosen gemacht, und seit dem sind sie Freunde gewesen. Die französischen Pächter kommen von dem Flusse der Ar-

canſas und aus der Gegend der Natchitochen an dem rothen Fluß zu ihnen, um mit ihnen zu handeln. Sie bringen ihre Waaren auf Pferden, als Decken, Scharlach, Spiegel, Aexte, Schlägel, eiſerne Bänder, Flintenſtein, kleine Borten, Baſcha, Nadeln, Ahlen, und dergleichen. Sie bringen dafür zurück Häute von Ochſen, Rehen u. a. m. Wenn ein Franzoſe mit ſeinem Gefolge ankommt, ſo ſtellt man ihn dem Oberſten oder Kaziken vor, der ſogleich ein Zelt für ihn allein zurecht machen läßt. Man bringt die Waaren dahin, und ſorgt für die Pferde, ohne daß die Bedienten des Kaufmanns ſich darum zu bekümmern brauchen.

Sie haben an nichts Mangel, was zum Leben nöthig iſt; aber wenn die Unterhandlung lange dauert, ſo muß man ſich entſchlieſſen, ihnen überall zu folgen, wo ſie hinziehen. Man, che haben ſchon in dieſem Falle mehr als 500 Meilen mit ihnen machen müſſen. Sonſt befindet man ſich recht wohl bey ihnen, und man hat nichts, weder für das Leben, noch für die Waaren zu fürchten. So boßhaft, betrügeriſch und diebiſch die wilden Nachbarn ſind, beſonders die Sioux und die Oſagen, ſo ſehr haben

diese die entgegengesetzten Tugenden. Sie würden nicht einmal eine Nadel nehmen. Es ist wahr, daß der Wille der Kaziken dieses Volks sehr verehrt wird; die geringste schlechte Handlung würde streng bestraft werden; auch leben sie in der grösten Eintracht. Die Weiber sind sehr höflich gegen die Fremden, sie kommen sogar selbst des Abends in ihre Zelten, aber das sind verstossene Weiber, oder solche, die keine Männer mehr haben. Man sagt, daß diejenigen, die eine gewisse garstige Krankheit bekommen, auf eine sonderbare Art geheilt werden. Man zieht sie aus, man steckt sie ganz nakend bis an den Hals in den Körper eines frisch geschlachteten Ochsen. Die Wärme dieses Thiers und die flüchtigen Ausdünstungen bringen sie zu einem starken Schwizen, und verursachen Geschwülste an dem ganzen Körper. Man läßt sie so lange in diesem Zustand, bis sie durch dieses heftige schweistreibende Mittel in Ohnmacht fallen, dann nimmt man sie schnell heraus; man drückt die Geschwüren auf, man trocknet sie ab, und man hält sie in Ochsenhäuten, die noch die Haare haben, warm; hierauf läßt man sie den Absud von gewissen Kräutern nehmen, und sie

sind gesund. Es haben sich Franzosen dieser Behandlung unterworfen, die sich wohl dabey befunden haben.

Es giebt bey den Aitanen Quacksalber und angebliche Zauberer, wie bey andern Völkern. Einige von den letztern nehmen grosse brennende Kohlen in den Mund, und lassen sie einige Minuten darinn. Aber diese Kohlen berühren das Fleisch nicht, sie halten sie zwischen den Zähnen, und ehe sie sie nehmen, so thun sie Asche in den Mund, um damit den Gaumen, die Zunge und die Lippen zu bedeken. Einige löschen einige Kohlen im Wasser aus, und stecken sie dann mitten in eine Handvoll Heu, aus dem man nach einigen Gebehrden und Gauklergesängen Rauch, und hierauf eine Flamme hervorkommen sieht, die es verzehrt. Ich habe das Geheimniß dieses Stücks nicht entdecken können, ohnerachtet ich alle Aufmerksamkeit darauf verwandte. Indessen glaube ich, daß während der Zauberer die Handvoll Heu unter seinem Arm hielt, und seine Possen machte, ein Aitaner eine andre kleine glühende Kohle auf eine subtile Art hat hineinbringen können. Diese Muthmassung ist um so mehr wahrscheinlich, da mehrere nahe

bey dem Zauberer ſtunden, die ihre Pfeife rauchten.

An den beſondern Verzukungen ihrer Beſeſſenen, die vorgeben, daß ſie von Geiſtern gequält würden, und das Zukünftige vorher ſagen könnten, iſt nicht mehr wunderbares oder zauberiſches, als an allen den Narrheiten, womit der Pöbel in Frankreich, in London, in Beſancon, und auf dem Kirchhof zu Saint Medard betrogen wird. Die beſeſſenen Aitanen, ſo wie viele andere in Amerika haben erſchreckliche Verzukungen, und ſcheinen das Blut durch die Naſe und den Mund laufen zu laſſen, aber dieſer Betrug iſt jetzt entdeckt. Dieſes Blut iſt nichts anders, als der rothe Saft einer Pflanze, die ſie kauen, und der mit Speichel vermiſcht, dem Blute ſehr änlich ſieht. Die franzöſiſchen Jäger in Louiſiane kennen dieſe Pflanze ſehr gut, und nennen ſie Drachenblut.

Die Aitanen haben eine Beobachtung gemacht, die mir gedient hat, einen viel wichtigern Betrug zu entdecken. Sie haben beobachtet, daß ſo bald das Feuer auf ihren Weiden iſt, das Wetter ſich ändert und zum Regen anſchickt, ſo groß auch die Dürre vorher geweſen ſeyn mag. So wollten die Natchez und andere

Völker

Völker in Louisiane, die diese Ereigniß wußten, die Franzosen von der Errichtung dieser Pflanzungen an überreden, daß sie es in ihrer Gewalt hätten, regnen zu lassen, wenn sie wollten, welches auch richtig eintraf. Aber obgleich die Weiden der Natchez sehr viel kleiner sind, als der Altanen ihre, so sind sie doch groß genug, um eben die Wirkung hervorzubringen, und davon habe ich mich überzeugt. Um sich ihres Versprechens zu entledigen, durften sie nur Feuer in ihren Weiden anlegen, die durch die lange Dürre ausgetrocknet waren.

Die Kaziken sind bey den Altanen so mächtig, daß selten grosse Laster begangen werden. Wenn ein Mensch böse, aufrührisch ist, sich den Gebräuchen und der obersten Gewalt widersetzt, so giebt ihm der Kazike in der Stille Verweiße, und empfiehlt ihm, sich zu bessern. Wenn er fortfährt, so sagt er ihm eben dies öffentlich. Wenn er dennoch fortfährt, so droht ihm der Kazike öffentlich mit der Wirkung seines Zorns. Finden alle diese Vorstellungen kein Gehör, so mahlt sich der Kazike schwarz, nimmt eine Axt und sucht seinen Mann auf; er hält ihm seine Unordnungen und Verachtung seiner

Verweiſe vor; er kündigt ihm den Tod an, indem er mit ſtarker Stimme ſagt: Du muſt ſterben oder ich. Hierauf ſpaltet er ihm mit ſeiner Axt den Kopf, und niemand hat etwas darwieder einzuwenden. So ſind die Kaziken Richter und Vollzieher des Urtheils. Es gehört mit zu ihrer Ehre, ſo zu handeln, und ſie ſind zu keinen andern Formalitäten verbunden. Das iſt die Beſtrafung der Leibesverbrechen, die den Tod verdienen. Die geringeren werden durch verhältnismäßige Strafen gebüſſet, die allzeit der Kazike auferlegt.

Die Staatsklugheit der Aitanen beſteht darin, daß ſie das Eigenthum des Landes, wo ſie ihre Jagd halten, zu erhalten ſuchen. Dieſe Jagd iſt ihre vorzüglichſte Geſchicklichkeit; ſie vertritt bey ihnen die Stelle des Ackerbaues; ſie müſſen alſo darauf ſehen, daß ſie ihnen eigenthümlich bleibe, wenn ſie leben wollen. Sie müſſen daher die andern Völker hindern, in ihren Ebenen zu jagen und ſich niederzulaſſen.

Der Pelzhandel, den ſie mit den Franzoſen aus Louiſiane treiben, iſt bisher noch nicht im Stande geweſen, ihre Ebenen zu entvölkern, und von dem Wilde zu entblöſſen: aber es kann

ge-

geſchehen, wenn ſie anfangen, den Gebrauch des Feuergewehrs ihren Bogen und Lanzen vorzuziehen, und beſonders wenn ſie ſich den ſtarken Getränken ergeben. Dieſe zwey Dinge haben am allermeiſten zur Entvölkerung der Wilden in Louiſiane und Kanada beygetragen. Das Feuergewehr hat die wilden Thiere in Furcht geſetzt, daß ſie ſich weit von ihren Dörfern zurückgezogen haben.

Ihre ehemalige Emſigkeit iſt durch die Einführung der europäiſchen Waaren unnütz geworden. Da ſie nichts als Pelzwerk zum Eintauſch hatten, ſo mußten ſie zwanzigmal mehr Thiere tödten, als ſie zu ihrem Verbrauch nöthig hatten. Dies hat ihr Land von wilden Ochſen und Rehen ſo entblößt, daß die ſchönſten Weiden des Miſſiſſipi jetzt ganz leer ſind. Der Taffia und der Brantwein, den ihnen die Engländer nachher nach Belieben verkauft haben, machten das Verderben dieſer unglücklichen Völker vollends. Denn da ſie ihre alte Emſigkeit verlohren hatten, da ihre Jagd weniger ergiebig war, ſo wurde ihre Ausgabe ſtärker als ihre Einnahme; durch ihre Trunkenheit ſind ſie dumm und arm geworden, ſie verkauften, da ſie nichts mehr hatten

um Brantwein zu haben, ihre Decken und sogar ihre Flinten; sie sterben zuletzt vor Elend, Kummer und Hunger. Oder wenn sie ihr Zustand übel aufgeräumt macht, so suchen sie Streit, und tödten sich um nichts. Die Nüchternsten, die diesem allem entgehen, sind nicht viel glücklicher. Sonst hatten sie allezeit frisches Fleisch, aber da sie jetzt so weit gehen müssen, um zu jagen, so leben sie fast von nichts als von gesalzenem und geräuchertem Fleisch. Dies verursacht ihnen viele tödliche Krankheiten. Eine grosse Lehre für die Aitanen, die ein so vortrefliches Land haben: Wollen sie ihr Land nicht aushungern, und ihre Bevölkerung nicht in Abnahme kommen sehen, so müssen sie ihre Waffen behalten, und nicht fortfahren starke Getränke zu trinken, sie müssen ihren Handel mit den Fremden einzuschrenken wissen. Eben die Ursachen des Verfalls findet man in den europäischen Pflanzungen. Da sie keine andere Geschicklichkeit haben, als von dem Lande nur die Ertragnisse zu ziehen, die sie im Tauschhandel brauchen können, so können sie keine grosse Aufzehrung machen, ohne daß ihre Ausgabe nicht grösser werden sollte als ihre Einnahme. Dies erhält

diese

dieſe Pflanzungen in einem Zuſtand von Schwäche und Abnahme. Schon lange würden dieſe Länder blühend ſeyn, wenn man den Fleiß aufgemuntert und den hohen Preis der Lebensmittel und der Handarbeiten vermindert hätte. Aber nach einer unbegreiflichen Blindheit hat man bisher geglaubt, daß man das Glück dieſer Pflanzungen gründen könnte, ohne Nachtheil für den Handel der Hauptſtadt. Seit langer Zeit erziehen ſie Pferde, wovon ſie groſſen Nutzen haben: es wäre gut, ſie zu einem Hirtenleben anzuführen. Hätten ſie Milch, Butter und Käſe, ſo würde ſie dies zur Einwilligung bewegen, allerhand Vieh zu halten, das ſich in ihren Ebenen zur Verwunderung vermehren, und diejenigen Thiere erſetzen würde, deren ſie ſich durch den Handel berauben. Man könnte dieſen nämlichen Verſuch mit andern Völkern machen; dieſe unglücklichen Völker, die an keine Arbeit gewöhnt ſind, würden gern eine Lebensart ergreifen, die ihnen ihren Unterhalt ohne viele Mühe verſchafte. Der gröſte Theil, der eine beſtändige Wohnung hat, könnte allerhand Hausthiere erziehen; und anſtatt daß man ihnen eine Menge nichtswürdiger Spielſachen ſchenkte, könnte man

dann einem jeden Dorf ein oder zweh Paar von einer jeden Gattung Vieh geben. Das wäre das beste Mittel, solche Völker nach und nach gesitteter zu machen, und sie den Stadthalterschaften einzuverleiben. Diese lobenswürdige und menschliche Staatsklugheit würde in kurzem einen allgemeinen Wohlstand hervorbringen, der das Glück von diesem unermeßlich grossen Lande machen würde.

Innhalt.

I. Nachricht von gewiſſen Engländern, die im Jahr 1569 eine Fahrt nach Oſtindien thaten, Schiffbruch erlitten, und auf eine unbewohnte Inſel, nah an der Küſte der unbekannten Südländer geriethen; wie Cornelius van Slötten, Kapitain eines Holländiſchen Schiffs, ihre Nachkommenſchaft im Jahr 1667 antraf, da ſie an die 10 bis 12000 Seelen war. 1

II. Von der Entdeckung der Inſel Madera. 9

III.

Innhalt.

III. Die Schickſale eines Gefangenen unter den Indianern von Nordamerika. 22

IV. Unterredung zwiſchen einem jungen Meſopotamier und einem engliſchen Kaufmann zu Iſpahan in Perſien; nebſt dem was ihnen auf ihrer Reiſe von da nach Raſſora begegnet iſt. 36

V. Alexander Selkirk. 61

VI. Lebensgeſchichte des ſehr alten Normanns, Chriſtian Jacobſen Drackenberg. 71

VII. Leben des Ritters Poivre, weiland Intendanten der Bourbon-Inſeln. 90

VIII. Nachricht von der wunderbaren Erhaltung einiger Schiffsleute. 100

IX. Mißions-Reiſe eines Jeſuiten. (Ein Brief

Innhalt.

Brief des Pater Begerts, an seinen Bruder, aus einer ungedruckten Sammlung seiner Briefe von 1750 bis 1761. Es ist der V. aus der Sammlung.) 113

X. Des l'Aujardiere Reise und Abentheuer an der Küste der Koffern; nebst Nachrichten von einigen Bewohnern derselben. 150

XI. Nachricht von einem merkwürdigen Schiffbruch an der Küste von Bengalen. 205

XII. Acht Engländer überwintern in Grönland. 278

XIII. Hans Egede. 284

XIV. Merkwürdige Seereise des Jakob Hemskerk. 303

XV.

Innhalt.

XV. Wanderungen und Reiſen eines Schornſteinfegers. 332

XVI. Schreiben Peter Neltons, eines Engländers, betreffend einen in der Südſee im Auguſt 1783 erlittenen Schiffbruch. 337

XVII. Seereiſe eines jungen Helden S. W. Prenties Fähnrich in engliſchen Dienſten. 342

XVIII. Abentheuerliche Geſchichte John Byrons. 399

XIX. Geſchichte eines franzöſiſchen Offiziers in der Sklaverey. 415

XX. Peter Viaud, der franzöſiſche Abentheurer. 438

XXI. Abendtheuer des Oberſten Daniel Boon

Innhalt.

Boon in Kentukke, von ihm ſelbſt beſchrieben. 480

XXII. Edelmuth im Weltmeer. 1585. 501

XXIII. Beſuch auf einigen Neger-Inſeln. 505

XXIV. Abendtheuer einiger Reiſenden aus Neu-Seeland. 535

XXV. Des Ritters Peuroux merkwürdige Streifereyen zu einem noch unbekannten Volke in Nord-Amerika. 546